Le Mang

Durch Nacht und Leben
im Dienste
des Ideals

2 Vols. 120/#1206 $2.50



La Mara

Durch Musik und Leben im Dienste des Ideals

von

La Mara

Band I

Leipzig
Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel
1917

Ihrer Durchlaucht

Fürstin Marie zu Hohenlohe-Schillingsfürst

geb. Prinzessin Sayn-Wittgenstein

Was uns im Schatten der Einnrung lebte
Vor fremdem Blick sich scheu zu bergen strebte,
Du riesst's ans Licht; nun mußt Du's, Fürstin, büßen,
Mein ganzes Leben leg' ich Dir zu Füßen.

Inhalts-Verzeichnis

's ist Mitternacht. Noch denk' ich nicht an Rast —
Da klopft an meine Tür ein später Gast
Und auf mein widerstrebendes „Herein!"
Seh bei der Lampe ungewissem Schein
Ein grau verschleiert Weib ich vor mir stehn
Und spött'schen Blickes mir ins Auge sehn.
„Wer bist du?" ruf ich. „Wie, du kennst mich nicht?
Tritt näher doch, schau mir ins Angesicht,
Sollt' es dir nicht vertraute Züge zeigen?
Von meinem Namen aber laß mich schweigen.
Der Schatten bin ich, der des Menschen Leben
Zum lästigen Begleiter ward gegeben,
Der drohend über jedem Dasein schwebt,
Den gern ein jeder zu verleugnen strebt,
So lang es zäher Willenskraft gelingt
Und ihn Natur nicht zum Bekenntnis zwingt.
Doch nimmer könnt ihr meiner euch erwehren,
Wollt ihr des Lebens vollen Becher leeren,
Wollt von dem reinen Trunke ihr genießen,
Deſſ' Tropfen nur dem lautern Quell entfließen
Der Lebensweisheit, die sich spät gewinnt,
Wenn Hoffnung schon um Hoffnung euch zerrinnt
Und nur der Schatz sich der Erinn'rung mehrt,
Wenn, in vergangne Zeit den Blick gekehrt,
Ihr mehr nach innen denn nach außen lebt,
Und der Gesichte Fülle euch umschwebt.
Soll eurer Tag' und Nächte Aussaat reifen,
Wollt ihr der Ernte goldne Garben greifen,

So haltet mich, die Spenderin, in Ehren,
Wollt nicht der Allmacht meines Wesens wehren,
Seht nicht in mir nur die verhaßte Bürde,
Neigt euch vor meiner Hoheit heil'ger Würde!"

Der Schleier fällt. Das Weib ist mir entschwunden.
Noch hab' von Alters Nahn ich nichts empfunden;
Doch hat die Graue mir die Scheu benommen.
Kehrt sie zurück? — Wohlan, sie möge kommen!

Dezember 1907

Und es kehrte wieder, das graue Weib, es kam, um nicht mehr zu gehen. Unbegehrt schlich es sich ein und heftet sich an meine Sohlen. Doch ehe es ganz Besitz von mir ergreift, ehe es mir die Gegenwart und was mir von Zukunft noch bleibt, verkümmert, will ich die Vergangenheit auferstehen lassen, den Schleier heben, der über meinen Erinnerungen liegt, und das reiche Leben, das Gott mir gab, noch einmal durchleben.

⋆ ⋆ ⋆

Leipzig

1837–1869
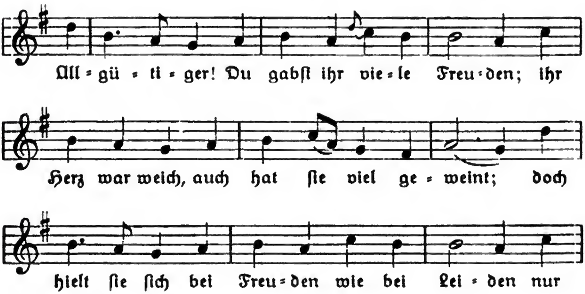
Im Jugendland

1837–1855
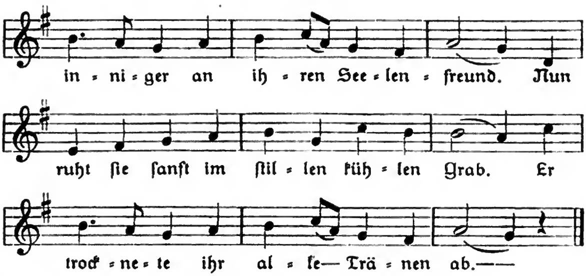
Als echte Lipsia bin ich in Leipzig am 30. Dezember 1837 auf die Welt gekommen. Ich entstamme einem alten Gelehrtengeschlecht. Ob dieses, wie man vermutet, mit dem großen Philologen Justus Lipsius, der im sechzehnten Jahrhundert an den Universitäten Löwen, Jena und Leyden lehrte, in Zusammenhang steht, ist bisher unnachweisbar geblieben. Mein Urgroßvater und mein Großvater väterlicherseits waren Geistliche, mütterlicherseits Gymnasialrektoren. Letzteren, von Haus aus nicht geplanten Weg schlug auch mein Vater Carl Heinrich Adelbert Lipsius ein. Er starb, wie sein Schwiegervater, der auch als Universitätsprofessor tätige Plautusübersetzer Friedrich Wilhelm Ehrenfried Rost, als Rektor der Leipziger Thomasschule, des, dank seiner mit der Wissenschaft verbundenen hohen Pflege der Tonkunst, wohl berühmtesten der deutschen Gymnasien. Aus dem elterlichen Pfarrhause nahm Adelbert Lipsius eine vorzügliche Erziehung ins Leben mit. Vom Vater, einem bei aller Frömmigkeit frei denkendem Mann, der sich früh einen weiten Weltblick erworben und in auserlesenen Kreisen bewegt hatte, ererbte er den Scharfsinn, die logische Klarheit, die nie ermüdende Pflichttreue, den bei allem Ernst zuweilen hervorbrechenden liebenswürdigen Humor, die feine Art, die ihn kennzeichneten. Inniger noch berührte er sich — indes sein älterer Bruder Gustav, sein einziges Geschwister, sich eng an den Vater anschloß, dessen Beruf wie sein heiterer geselliger Sinn auf ihn übergingen — mit der Mutter, mit der ihn das zärtlichste Verhältnis verband.

Sie, Elisabeth Garve, als Tochter des hannoverschen Domäneninspektors gleichen Namens, im Schlosse Herrenhausen bei Hannover geboren, war samt ihren Brüdern und Schwestern — unter ihnen der als Dichter geistlicher Lieder bekannte Bernhard Garve — in der Herrnhuter Brüdergemeinde erzogen, bei der sie kurze Zeit auch als Lehrerin wirkte und lebenslang mit ihr in regem Verkehr blieb. Vielseitig begabt, spielte sie Klavier und Harfe, sang, komponierte, dichtete und verfaßte für Gatten und Sohn manche Predigt. Mit der schönen Literatur ihrer Tage war sie, wie ihre Bibliothek und ihre Korrespondenz bewiesen, wohl vertraut. Ich bewahre neben ihren Briefen an Sohn und Enkel eine Anzahl ihrer geist- und gemütvollen, meist frommen Gedichte, mit ihnen auch ein originelles Blatt, des Inhalts:

„Am 28. Januar 1834 abends gegen 12 Uhr träumte mir sehr lebhaft Folgendes: Ich war heimgegangen und sah Leute um mein Grab auf einem schönen grünen Rasen stehen und hörte sie vernehmlich singen. Der erste Vers, sowie die Melodie ist mir so eindrücklich geblieben, daß ich sie gleich morgens mir zum Andenken aufschreiben konnte*).



*) Sie ist im Diskantschlüssel geschrieben; ich gebe sie hier im Violinschlüssel wieder.



Die folgenden Verse verstand ich nicht mehr. Schlag 12 Uhr erwachte ich.“ — —

Als seinen ihm durch innerste Neigung vorgezeichneten Zukunftsweg sah Adelbert Lipsius, mein Vater, die akademische Laufbahn vor sich. Nach glänzender Absolvierung theologischer und philologischer Studien habilitierte sich der zweiundzwanzigjährige Doktor 1827 an der Universität Leipzig und begann mit exegetischen Vorlesungen über Paulinische Briefe. Doch eine frühe Liebe lockte ihn in andere Bahnen. Schon ein Jahr zuvor hatte ihn der geistvolle Professor Rost, der, gleich dem gefeierten Philologen Gottfried Hermann, seine seltene wissenschaftliche und pädagogische Begabung erkannte, für ein Lehramt an der von ihm geleiteten Thomasschule zu gewinnen gewußt. An Rosts älteste Tochter Molly verlor er sein Herz. Um ihr seine Hand bieten zu können, entsagte er der mit Glück ergriffenen, aber keinen raschen Aufstieg verheißenden akademischen Tätigkeit, der seine Söhne sich später so erfolgreich widmen durften, und nahm eine Berufung als Konrektor an das Rutheneum in Gera an.

Am 30. Mai 1828 wurde Molly Rost die Seine. Ein vom Vater gedichtetes, von Kantor Weinlig — Richard Wagners Lehrer — in Musik gesetzter Festgesang „Herrlich ist die neue Pracht der Erde“, den der Thomanerchor noch

heute zuweilen in seinen berühmten sonnabendlichen Motetten aufleben läßt, gab ihrer Trauung in der alten, fünfzig Jahre später durch ihren Sohn Constantin stilvoll erneuerten Thomaskirche die Weihe.

Dem ernsten, mehr in sich gekehrten dreiundzwanzigjährigen Gelehrten von milder, ruhiger Gemütsart war die fast gleichaltrige blonde Molly mit ihrem bei äußerer Gelassenheit lebhaften Temperament und starkem, leidenschaftlichen Fühlen, das sie dem ältesten und jüngsten ihrer Kinder, die ihr auch äußerlich am meisten glichen, übertrug, die rechte, ihn ergänzende Gefährtin. Dabei war ihr eine Liebenswürdigkeit des Wesens, eine Anmut der Erscheinung eigen, die sie, nach dem Zeugnis eines Freundes, „allen, die sie kannten, unvergeßlich machte." Einander ebenbürtig an Geistes- und Herzensbildung, beide poetisch veranlagt, feierten sie ihren Liebesfrühling in reizvollen Versen. Auch musikalisch begegneten sie sich. Die Lieder, die ihr schöner, von den Thomaskantoren Schicht und Weinlig gebildeter Sopran erklingen ließ, begleitete er mit kundiger Hand*). Auch war sie selbst im Klavierspiel geschult und Reissiger — als nachmaliger Dresdner Hofkapellmeister Wagners Antipod — war ihr Meister gewesen.

So im eigenen Heim beglückt, allerwärts, auch am fürstlichen Hofe gern gesehen, verlebten sie drei sonnige Jahre in Gera, wo ihnen am 14. Februar 1830 ihr erster Sohn, Richard Adelbert, der Theolog, den die Welt den „Fürsten des Geistes" beigezählt hat, geschenkt wurde. Dann rief sie das Schicksal nach Leipzig zurück. Professor Rost wollte der neu von ihm organisierten Thomasschule die Kraft

*) Von Schicht erhielt sich in unsrer Familientradition eine Anekdote. Beethovens „Fidelio" war zum ersten Male in Leipzig gegeben worden und Schicht hatte der Aufführung beigewohnt. Als mein Großvater ihn nach seinem Urteil darüber fragte, lautete die Antwort: „Der Kerl ist ein Esel." Nach der zweiten Aufführung kam Schicht aus eigenem Antrieb zu Rost. „Ich hatte recht," sagte er; „ein Esel war dabei — aber der war **ich**!"

seines Schwiegersohns nicht entgehen lassen. Sie blieb ihr Zeit seines Lebens erhalten. Das junge Paar, zu dem sich inzwischen in Mollys jüngerer Schwester Fanny und Gustav, dem älteren Bruder ihres Gatten, ein glückliches Brautpaar hinzugefunden hatte, bezog sogar, um den Eltern möglichst nahe zu sein, das erst 1902 der Vernichtung anheimgefallene Schulhaus neben der Thomaskirche, wo ihm noch zwei Söhne: Constantin und Justus Hermann geboren wurden, die sich als Architekt und Philolog klangreiche Namen erwarben. In einer nach Rosts Ableben bezogenen Wohnung im sogenannten kleinen Fürstenkollegium, neben dem gegenwärtigen königlichen Palais, stellte sich endlich noch ein letztes, Ida Maria getauftes Familienglied ein — und das war ich selbst. Die Herrnhuter Losung an meinem Tauftag lautete, wie meine Großmutter meldete: „Der Herr, Dein Gott, wird Dich lieben und segnen."

Als das langersehnte einzige Mädchen, wurde ich freudigst willkommen geheißen — auch wohl nicht wenig verwöhnt. Ein Schatz von Liebe umhegte mich. Wenn meine liebe Mutter ihre Kränzchenfreundinnen um den runden Teetisch versammelte, wurde ich in dessen Mitte gesetzt und von allen Seiten gehätschelt und bewundert, wenngleich es an mir gewiß nichts zu bewundern gab, als meine Unart, denn meines Erinnerns benahm ich mich dabei arg ungeberdig. Drei Jahre alt, überraschte ich meine Mutter dadurch, daß ich, stillvergnügt am Fenstertritt hockend, mit heller Stimme ein Lied für mich hinsang, das ich von ihr singen gehört hatte. Dafür heimste ich viel Lob ein. Meine Lust war's, mir auf dem Klavier die mir wohlgefälligen Töne zusammenzusuchen, und wenn mir erlaubt wurde, dasselbe, dessen Klanggeheimnisse mich unwiderstehlich anlockten, zu öffnen, war ich beglückt.

Als meine Eltern im Sommer 1840 mit meinen drei Brüdern zu den Großeltern und den Geschwistern in die Lausitz gereist waren und meine Großmutter Rost, um mich zu betreuen, mit mir und den Dienstboten allein zurückge-

blieben war, beschwichtigte sie die Sorge von Vater und Mutter um ihr Nesthäkchen brieflich mit den Worten: „Mariechen ist den ganzen Tag vergnügt und froh, freilich muß ich ihr öfters Hermanns Soldaten erlauben, die stellt sie auf, trommelt und pfeift unermüdlich und will fürs Leben gern ein Junge sein, will Hosen haben und ein Jäckchen, kein Kleid, auch keinen Hut, sondern eine Mütze. Aus den Augen läßt sie mich nicht, läuft mir bei jedem Schritte nach, versichert mir unzählige Male des Tags, daß sie mich sehr lieb hätte; ich solle nur nicht auch fortgehen, ohne sie mitzunehmen. Sie will Euch mit mir nachreisen."

Meine Großmutter berichtete recht. Es war der Verdruß meiner ersten Kindheit, daß ich nicht wie meine Brüder ein Junge sein durfte, und erst spät söhnte ich mich mit meiner Mädchennatur aus.

An meine Mutter verblieben mir nur vereinzelte schattenhafte Erinnerungen. Gott nahm sie zu sich, als sie erst 36, ich noch nicht 5 Jahre zählte. Ein schweres Leiden, das sie durch Monate ans Schmerzenslager bannte, entriß sie unsrer Liebe. Ich entsinne mich, wie sie mich oftmals zu sich an ihr Bett rief, mich mit Zärtlichkeit umfing und sich an meinem kindlichen Geplauder und Gezwitscher erfreute; ja ich sehe noch das bleiche Bild der toten Mutter vor mir, als mich mein Vater zu ihr führte und ich mich gar nicht darüber beruhigen konnte.

Befördert wurde ihre Krankheit durch die Erregungen beim Tode ihres Schwagers Gustav Lipsius, der in der Blüte der Kraft und Gesundheit, kaum nachdem er das Pfarramt seines verstorbenen Vaters angetreten hatte, vom Typhus hinweggerafft wurde und Mutters Schwester Fanny mit zwei kleinen Kindern als Witwe zurückließ.

„Ihr Leiden war über alle Beschreibung groß, aber ebenso groß auch die Geduld, mit der sie es ertrug", heißt es in den ergreifenden „Erinnerungen an meine Molly", die mein Vater an ihrem Begräbnistage, am 23. Juli 1842 aufgezeichnet hat. „Noch hoffte und wünschte sie zu leben, denn

sie liebte die Ihrigen zu treu, um sich gern von ihnen zu trennen; aber doch ahnte sie auch oft den nahe bevorstehenden Abschied und bereitete sich darauf vor durch frommes Gebet und leisen Gesang geistlicher Liederverse. Ihre vornehmste Sorge war fortwährend ihren Kindern gewidmet. Oft rief sie besonders ihre kleine liebe Marie an ihr Bett, schloß sie mit Innigkeit in ihre Arme, bedeckte sie mit Küssen und blickte sie mit einer Wehmut an, daß mir das Herz dabei blutete. Nichts freute sie mehr als die Beweise von Teilnahme, die ihr die Kinder gaben, wenn sie alle ihr des Abends gute Nacht wünschten und des Morgens sich nach ihrem Befinden erkundigten, und weinend rief sie aus, was wohl aus den armen Kindern werden würde, wenn sie keine Mutter mehr hätten! Am 21. Juli, gegen $^{3}/_{4}2$ Uhr war ihre edle schöne Seele entflohen. Am Morgen wartete mein die traurige Pflicht, den armen Kindern die Schmerzenskunde zu bringen, daß sie nun keine Mutter mehr hätten, und bald brachen auch sie, selbst die kleine Marie mit eingeschlossen, in lautes Weinen und Schluchzen aus.

„Ach meine teure Molly, wie bange, wie unendlich bange ist mir nun nach dir! Aber wie rein und verklärt steht dein Bild vor meiner Seele! Möchte ich einst wert sein, dir, reine Seele, nachzufolgen!“

Seiner Mutter schreibt er: „Der Reiz des Lebens ist nun dahin, aber die Aufgabe des Lebens ist noch nicht erfüllt.“ Ihr berichtet er von dem ersten Weihnachten ohne seine Molly und weiter: „Ein besonderer Festtag war der Geburtstag unsrer lieben kleinen Marie. Auch er war mir ebenso rührend und wehmütig als lieblich und erfreulich, und auch die gute Kleine selbst schien eine Empfindung davon zu haben. Sie ist überhaupt sehr weichen, gefühlvollen Herzens, redet sehr oft und gern von der guten Mutter und hängt auch, gleich als ob sie in mir nun auch die Mutter lieben müßte, an mir mit doppelter Zärtlichkeit, so daß sie oft bittre Tränen weint, wenn ich nur auf einige Stunden das Haus verlasse. Weil sie mir zu Weihnachten ein so niedliches

Liedchen gesagt hatte, hatte ich ihr auch ein kleines Verschen zu ihrem Geburtstage gedichtet, das ihr große Freude machte." Dieses Verschen besitze ich noch. Es lautet:

Mariechen ist ein gutes Kind,
Drum ist der Vater gegangen geschwind
Und hat Dir dies und das gebracht
Und Dir eine kleine Freude gemacht.
Und auch die Mutter im Himmel oben
Blickt auf Dich nieder mit Beten und Loben
Und hat vom schönen Himmelsland
Dir himmlischen Gruß und Segen gesandt.

Als meine erste, nicht eben vielversprechende Stilübung, ist ein Briefdiktat erhalten geblieben, das ich nach meinem fünften Geburtstag meiner Großmutter Lipsius nach Herrnhut schickte, wohin sie sich nach dem Tod ihres Mannes wieder gewandt hatte:

Liebe Großmutter!

„Was denkst denn Du, und wie sie sich befindet und was sie für Tage hätte in Herrnhut, und ich ließ mich schön bedanken für die Zuckertüte."

Dazu bemerkt mein Bruder:

„Die Marie hat es diktiert, und Adelbert hat es geschrieben, kein Wort anders als sie es diktiert hat."

Als ich ein Vierteljahr später, demnach ungewöhnlich früh, in die Schule aufgenommen wurde, war ich im Lesen, Schreiben, Zählen, Verselernen schon vorbereitet und brachte gute Zensuren heim. Deren erste besagte: „Marie hat sich als ein artiges Kind betragen, ist fleißig gewesen und hat zu meiner Freude recht hübsche Fortschritte gemacht." Nur warnten mich meine Lehrer bald vor Zerstreutheit und Neckereien, zu denen ich bei meiner Lebhaftigkeit neigte. Einmal verabreichte ich sogar einer Mitschülerin, die, ich weiß nicht

wodurch, mein Mißfallen erregte, eine Ohrfeige, die sie sich erstaunlicher Weise gefallen ließ. Doch erwarb ich mir die Gunst meiner Lehrer und sie unterrichteten mich gern.

Kurze Zeit nach dem Hinscheiden meiner lieben Mutter waren wir aus dem bisherigen Stadtquartier in eine noch von ihr gewählte, um vieles freiere Wohnung übergesiedelt. Sie war in Reichels Garten, einem der ausgedehnten Gartengelände gelegen, die Leipzig damals nach allen Seiten umgaben, von der inneren Stadt nur durch die auf dem ehemaligen Stadtgraben erstandene Promenade, den heutigen Ring, getrennt. Der Gattin des vormaligen Besitzers Apel hatte Kurfürst August der Starke den Garten einst zum Geschenk gemacht. Sein wasserreiches Terrain, und zwar die dasselbe durchfließende Pleiße, wurde die Wiege des in Leipzig noch heute als Volksbelustigung beliebten „Fischerstechens", einer Nachahmung der venetianischen Gondolierenkämpfe. Kurfürst August hatte diesen einmal in der Lagunenstadt mit Wohlgefallen beigewohnt, und Apel überraschte ihn an seinem Geburtstag, am 12. Mai 1714 durch deren Vorführung, infolge dessen die Fischerinnung das Privileg zur alljährlichen Abhaltung dieser Lustbarkeit erhielt.

Zu unserer Wohnung herüber blickten von jenseits der Promenade die Überbleibsel des einstigen Thomasklosters: die Thomaskirche mit ihrem ungeheueren, in seltsamer Steile ansteigenden Dach und die mit unserer Familie verwachsene Thomasschule. Die Baulichkeiten des Reichelschen Gartens beschränkten sich zur Zeit, als wir unsere Zelte darin aufschlugen, auf das zum Teil bis 1914 noch stehende Vordergebäude und das noch gegenwärtig erhaltene, nur seitdem mehr in die Höhe geschossene Quergebäude, dessen ersten Stock wir bewohnten. Zwischen beiden erhoben sich rechts und links, inmitten von Gärten, je vier kleine Familienhäuser. Einige wenige niedere Häuschen, Kolonnaden genannt, obwohl sie sich keines Säulenluxus rühmen durften, setzten sich hinter der hohen Durchfahrt des Quergebäudes

fort. Letzteres selbst lag auf einer durch einen Kanal gebildeten Insel. Vor ihm breitete sich ein in der Mitte geteilter großer Rasenplatz, den, ebenso wie den von Pappeln flankierten Weg, der vom Vordergebäude zu uns führte — die jetzige Otto Schillstraße — die verwitterten Sandsteinstatuen griechischer Götter und Göttinnen, Werke Permosers, schmückten. Rings umher zog sich unabsehbar das grüne Gewirr des den Kanal umrandenden und vielfach überwölbenden Busch- und Baumwerkes mit den sich dies- und jenseits anschließenden blühenden Gärten, die endlich auf weite Wiesenstrecken mündeten. Wo sie begannen, hielt eine letzte Statue Wacht: ein Pan, um seines Hörnerpaares und seiner Bockfüße willen, von meinen Brüdern der Teufel getauft.

Dies umfängliche grüne Bereich, das, mit Ausnahme des später entstandenen Johanna- und des König Albert-Parks, inzwischen längst der Prosa moderner Häuserreihen Platz räumen mußte, wurde, gleich dem benachbarten Rudolfschen, dem botanischen, dem Schwägrichenschen, dem Lehmannschen und Gerhardschen Garten, nach der Stadt zu von der Pleiße, am westlichen Ende von der Elster begrenzt, deren Fluten zu Zeiten der Leipziger Völkerschlacht dem zum König von Polen auserseheneen Fürsten Poniatowski und unzähligen Polen und Franzosen das Grab bereiteten. Von dem uns zunächst gelegenen Lehmannschen Garten trennte das Gebiet von Reichels Garten nur der sogenannte Diebesgraben, den meine Brüder und, ihrem Beispiel folgend, auch ich kühn übersprangen, um unseren Spielen noch ausgebreiteteren Raum als ohnehin schon zu gewinnen.

Es lag etwas Romantisches, Märchenhaftes in diesem weiten, eine Menge von Verstecken bergenden Reich, und einen köstlicheren Tummelplatz für eine unternehmungslustige Kinderschar konnte es nicht geben. Hatten wir bisher doch nur in unserem im großen Reimerschen Garten — der jetzigen Königs- und Lindenstraße — gelegenen Gärtlein sommerliche Freiheit genossen. Mit meinen drei

Brüdern, einem Vetter und deren Kameraden, die „Räuber und Soldaten", „Pascher und Grenzjäger", „Indianer" und andere beliebte, die Phantasie erregende Spiele spielten, trieb ich mich nun täglich im Freien herum und ward dabei wohl reichlich wild, aber auch gesund. Meine gute Großmutter Rost, die nach dem Tod der Mutter unserem Hauswesen vorstand und mich mit erzog, legte mir dabei nichts in den Weg. Ebensowenig mein idealer, unendlich sorglicher, dabei von aller Pedanterie freier Vater, der meine Schularbeiten beaufsichtigte und mit Liebe und Sorgfalt die sich in mir regenden Talente pflegte, sich überhaupt viel mit mir und uns allen beschäftigte. Ging er, wie dies täglich geschah, mit uns spazieren, so mußte ich freilich ohne alle Extratouren, fein sittsam an seiner Hand einherschreiten. Bei meinen Spielen aber ließen er und Großmama mich gewähren. Sie wußten schon, daß ich, leise geleitet, mich allmählich auf meine Mädchennatur besinnen würde. Mit Zärtlichkeit hing ich an beiden und war tief betrübt, als die Nachsichtige, die, als echte Großmutter, von der Schwäche des Vorziehens nicht frei war und sich in Bruder Constantin und mir ihre besonderen Lieblinge erkoren hatte, im August 1845 von hinnen ging.

Viel ferner meinem Herzen stand meine Herrnhuter Großmutter, die nun an Stelle der Verstorbenen in unser Haus zog. Sie suchte mich, die bisher in rationeller Weise Abgehärtete, zu verzärteln und nach Herrnhuter Muster zu erziehen, wozu ich weder Neigung noch Begabung in mir trug. Statt mich mit meinen Brüdern und anderen Springinsfelden im Freien zu erlustieren, mußte ich nun an den schönsten Sommernachmittagen mit dem mir verhaßten Strickstrumpf oder einer anderen, mich überflüssig dünkenden Handarbeit zu ihren Füßen sitzen. Vergeblich gab ich durch Fallenlassen von Maschen, die sie wieder aufnehmen mußte, oder durch nachlässiges Stricken von „Straßen" und allerlei kleine Bosheiten meinen Unmut kund — ich mußte zum mindesten eine gute Stunde bei ihr aushalten,

und ihre mir pedantisch scheinenden Lehren fielen bei mir auf keinen fruchtbaren Boden. Ich ging ihr, gleich Constantin, die wir beide durch unsere Leipziger Großmutter so lieb verwöhnt worden waren, so viel als möglich aus dem Wege. Am besten stellte sich unser Ältester, Adelbert, zu ihr, der sie noch von ihren besseren Jahren aus der Lausitz kannte und liebte. Hermann wußte sich durch kleine Malicen vor ihr zu schützen. Da mußte ihr engelhaft geduldiger Sohn manche Klage über uns Unbändige hören. Doch seine Nachsicht fand stets eine liebevolle Entschuldigung. „Jugend hat nicht Tugend, liebes Mutterchen", hörte ich ihn öfters zu meiner stillen Genugtuung sagen.

Andererseits pflegte sie durch ihre Verskunst und mancherlei sinnige Überraschungen unseren Familienfesten Abwechslung zu verleihen. Sie war mir auch als Klavierlehrerin zugedacht. Doch ihr tonarmes Spiel war wenig nach meinem Sinne. Ich entschlüpfte ihr bald und ging, nachdem mein jüngster Bruder mir die Noten und ein paar kleine auswendig gelernte Stücke beigebracht, mit um so größerer Lust bei meiner Kousine Alwine Lipsius, die mit Mutter und Bruder noch vor dem Ableben meiner Mutter nach Leipzig übergesiedelt war, in die Lehre. Später löste sie dann Professor Richard Müller, der Begründer und Leiter des Universitäts-Gesangvereins „Arion", als mein vieljähriger Musikmeister ab. Er verstand, seine passionierte Schülerin durch abwechselndes Zwei- und Vierhändigspielen mit der klassischen und nachklassischen Musikliteratur vertraut zu machen, regte mich auch zeitig zum Auswendigspielen an, besprach die gespielten, auch später die im Gewandhaus gehörten Werke eingehend mit mir und führte mich in die Harmonie- und Formenlehre ein.

Meine hübsche Stimme versang ich mir leider bald, als Solo- und Chorsängerin in der Schule allzu früh und übermäßig in Anspruch genommen. Unter den Schulkameradinnen hatte ich, „die Lachtaube", wie sie mich nannten, die, stets lustig und guter Dinge, auch zu allen Streichen auf-

gelegt war, viel gute Freunde. Ich war keine träge Schülerin und hatte meist die erste Stelle in den Klassen inne. Besonders fesselten mich Welt- und Literaturgeschichte, Deklamation und deutsche Aufsätze, bei welch letzteren ich, sobald uns freie Wahl gelassen war, meine Phantasie walten lassen konnte. Zehn oder elf Jahre alt, baute ich mein erstes Gedicht. Ein kleines altmodisches Büchlein, in das die Großmutter gereimte und ungereimte Gedanken aufgezeichnet hatte, fiel mir in die Hand. Ich dachte: das kannst du auch. Und wie gedacht, so getan. Entsprechend der großmütterlichen Poesie, waren meine ersten Reimkinder frommen Charakters; nur schritten sie schwerfälliger daher als meine Muster. Doch gewannen sie mir das Herz der Mutter einer Freundin und veranlaßten sie, unsere Freundschaft in besonderen Schutz zu nehmen.

Mich beglückte das Dichten. Ich ergriff jede Gelegenheit, meine Gefühle in Reime zu kleiden. Als mein erster Musiklehrer, für kurze Zeit Richard Müllers Vorgänger und gleich ihm ehemaliger Thomaner, starb, legte ich ihm mit einem Strauß auch ein paar Verse auf sein Grab. Sie rührten seine Familie tief, trugen mir aber vom Vater die Ermahnung ein, mit den Gelübden ewiger Treue und Liebe in Zukunft haushälterischer zu verfahren. Der Zufall wollte es, daß ich auch in der Schule mein Licht als Verseschmied leuchten lassen sollte. Bei Aufgabe des Themas „Herbstgefühle" überließ es uns der Lehrer, dasselbe je nach Neigung, wie gewohnt in Prosa oder in gebundener Rede zu behandeln. Als Unikum kam ein Gedicht von mir zum Vorschein. Der Lehrer trug es laut vor und belobte es. Ein mir darnach gehaltenes Privatissimum aber enthielt mehr Tadel als Lob. Er sagte, zumal er mich zur selben Zeit eine Ballade deklamieren gehört hatte, ich sei von Natur so reich begabt, daß ich von Rechtswegen viel mehr leisten müsse als ich leistete. Das war mir gesund; denn nur für das mich Interessierende legte ich großen Fleiß an den Tag.

Gefördert wurde meine Entwicklung, wie durch die ganze

geistige Atmosphäre des Vaterhauses, dank der ich gleichsam spielend lernte und halb unbewußt die mannigfaltigsten Bildungselemente in mich aufnahm, insbesondere durch meine Brüder, die sich viel mit mir abgaben, mich nicht nur im Rechnen, in dem ich mich nie hervortat, sondern auch im Zeichnen, im Französischen und ein wenig im Latein unterrichteten, mich zuweilen vereint auch einer Prüfung unterwarfen, die nicht immer zu meinem Triumphe ausfiel. Namentlich beschämte es mich sehr, als ich mit elf Jahren auf die Frage nach den verschiedenen Weltmonarchien, die die Geschichte verzeichnet, erst auf Umwegen Auskunft zu geben wußte. Noch als ich längst die Kinderzeit hinter mir hatte, stellte mein ältester Bruder mir gern allerlei schriftliche Aufgaben, die meist Werke der Literatur betrafen, auf die er mich zuvor hingewiesen hatte.

★ ★
★

Vier Jahre nur lebte meine zweite Großmutter in unserer Mitte. Sie kränkelte oder „piepte" viel, wie wir es nannten. Dann segnete auch sie das Zeitliche. Nun übergab mein Vater mich der Obhut der einzigen Schwester meiner seligen Mutter, Fanny Lipsius, und ihrer Tochter Alwine. Doch wohnte ich nur bei ihnen. Das Mittags- und Abendmahl teilte ich nach wie vor mit den Meinen, blieb demnach mit Vater und Brüdern in ununterbrochener Gemeinschaft.

Jahre ungebundensten Jugendgenusses, ja kecken Übermutes kamen für mich. Meine Tante hatte ihre Wohnung in unmittelbarer Nachbarschaft des ihr befreundeten Ehepaares Dr. Jestermann. Er, ein Kollege und Jugendfreund meines Vaters, leitete nebenher eine zunächst um seiner eigenen zwei Töchter willen gegründete höhere Fortbildungsschule für junge Mädchen, zugleich auch ein Pensionat, in dem — wohl einzig in seiner Art — junge Leute beiderlei Geschlechts Aufnahme fanden. Die Jünglinge standen unter

des Mannes Zucht, die Mädchen unter der seiner Frau, und beide hielten die Zügel locker, allen zur Lust und keinem zum Schaden. Tauchte zuweilen ein kleines unschuldiges Techtelmechtel auf, es tauchte ebenso schnell wieder unter in dieser Atmosphäre einer unvergleichlichen Harmlosigkeit. Wir tanzten, spielten Theater, veranstalteten Hausmusiken, führten Charaden und Balladen dramatisch auf, natürlich mit denkbar primitiven Mitteln, das, was der Wiener „G'schnas" nennt.

Auch in Spottgedichten besangen wir einander. Darin exzellierten besonders Laura Pohl, meine spätere Schwägerin, mit der ich damals Freundschaft für's Leben knüpfte, und ich. Niemand aber nahm dem anderen etwas übel. Zank und Streit kannte man hier nicht. Hatten doch auch der Herr und die Frau des Hauses den größten Spaß an unserem Treiben und ließen es lachend geschehen, daß wir das Unterste zu oberst kehrten, so daß, wenn wir uns abends endlich auseinanderfanden, die halbe Nacht überm Aufräumen verging. Wir erfreuten uns eben einer fast unumschränkten Freiheit. Zwei von uns — es waren Laura und ich — richteten unseren nachmittägigen Spaziergang nach den Stunden mit Vorliebe nach dem alten, jetzt zerstörten botanischen Garten, dessen hinterer Teil mit einer Insel und hohen Schattenbäumen manch trauliches Versteck darbot. Da saßen wir stundenlang auf einem Baume und lasen oder dichteten. Wie die Vögel im grünen Gezweig zu hocken, dünkte mich immer, auch in unserem Garten, verlockender als unten auf Stühlen und Bänken zu sitzen. O du wonnige, sonnige Jugendlust, die du deinen goldigen Schimmer über das ganze Leben ausstrahlst und es nie ganz dunkel werden läßt! Wie danke ich Gott, daß er mich, von zärtlicher Liebe umhütet, nicht als Schattenpflanze aufwachsen, sondern meine Kindheit zu einem Sonnenland werden ließ!

★ ★

★

Jahre vergingen. Ich blieb dem Zestermannschen Hause schon durch die französischen und englischen Stunden und den Unterricht in weiblichen Arbeiten, den ich dort weiter empfing, gleichsam angehörig, auch nachdem ich zu Ostern 1852 ins väterliche Haus zurückgekehrt war. Zu dieser Zeit wurde ich konfirmiert. Und nun vollzog sich eine große Veränderung: mein Vater gab uns eine zweite Mutter. Sie, Lina Wohlfarth, war eine Kousine unserer ersten Mutter und uns als solche, obgleich sie nur zeitweilig nach Leipzig kam, schon Jahre zuvor bekannt und lieb. Dennoch kann ich nicht sagen, daß ich sie gern willkommen geheißen hätte. Der Besitz der väterlichen Liebe hatte mich eigensüchtig gemacht. Mir widerstrebte es, sie mit einer anderen, neu in unsern engsten Kreis Eintretenden zu teilen. Dazu war meine Selbständigkeit schon stark entwickelt, und mich zu fügen, wo mir's nicht Liebe gebot, ward mir schwer. Meine freilich viel reiferen Brüder waren viel besser als ich. Sie freuten sich des neuen Glücks, das mein Vater nach zehnjähriger Witwerschaft sich gründete. Ich vergoß viel heimliche und offene Tränen und machte der neuen Mutter das Leben auch anfangs nicht leicht, bis ich den guten Genius verstehen lernte, der in ihr das Haus regierte. An Geist, Wissen und Temperament stand sie hinter Molly Rost zurück; aber durch aufopfernde Güte, Pflichttreue, bewußte, stets das Rechte treffende Würde verstand sie zu imponieren und auch mit ihren zum Teil schon erwachsenen Kindern fertig zu werden. Dabei stand ihr selbstverständlich mein gerechter Vater zur Seite. Er setzte mir zu wiederholten Malen den Kopf zurecht, bevor ich selbst zur Einsicht kam.

Meine beste Freude war und blieb meine Freundschaft zu Laura Pohl, der ich vor allen anderen Freundinnen, die sich allmählich zu mir gefunden hatten, den Vorzug gab. Ihre feinfühlige Herzenswärme, die sich mit dem Sprühfeuerwerk angeborenen Witzes und einem scharfen satirischen Geiste vertrug, imponierten mir gleicherweise als

sie mich entzückten. In Begeisterung für Musik, Poesie, bildende Kunst, im Durst nach Wissen einander gleichgestimmt, waren wir, gemeinsamer Bildungsarbeit durch Lesen, Besuch von Konzerten und Vorträgen aller Art hingegeben, unzertrennlich. Ich weiß nicht, ob es je zwei sich so inniglich anhängende, dabei von aller Sentimentalität entfernte Backfische gegeben hat, wie wir beide.

Die Eltern meiner Freundin machten ein höchst angenehmes Haus, wohl eines der gesuchtesten des damaligen Leipzig. Hatte der Hausherr, der nicht praktizierende Dr. med. Gustav Pohl, auch geringe gesellige Neigungen, so kamen sie bei seiner lebhaften und geistvollen Gattin, Frau Louise geb. Dähne, umso ausgesprochener zur Geltung. Man gab Bälle, musikalische Soireen, dramatische Leseabende, spielte Theater, sah Künstler, Gelehrte, Militärs bei sich. Ich lernte dort unter vielen anderen Agnes Büry, die im Gewandhaus Schumanns „Peri" überaus reizvoll sang, die ebenso schöne als geniale ungarische Tragödin Lilla von Bulyowsky, die uns Szenen aus „Adrienne Lecouvreur" und „Romeo und Julie" spielte, den Dichter Adolf Stern, mehrere Lisztsche Schüler und namentlich den in seiner Art einzigen Ernst Wenzel kennen. Dieser, schon in seiner äußeren Erscheinung, zumal seinem Beethovenkopf, ein Original seltensten Gepräges, war mir als intimer Freund Mendelssohns und mehr noch Schumanns, vorzugsweise interessant. Man wollte wissen, er habe eine tiefe Liebe für Clara Wieck im Herzen getragen, sie jedoch still in sich verschlossen, als Schumanns Neigung für sie zutage trat. Er, der einzige Vertreter des Fortschritts in dem ultrakonservativen Leipziger Konservatorium, ein ausgezeichneter, ebenso geliebter als gefürchteter Lehrer, wußte aus seinen eigenen Erlebnissen, wie von allen neuen musikalischen Vorkommnissen, fesselnd wie kaum ein anderer zu erzählen, und schon um dessen willen war mir der Montag, wo ich mit ihm der regelmäßige Mittagsgast im Pohlschen Hause war, der liebste Tag der Woche.

Führte der Sommer, den die Familie Pohl auf ihrem Rittergut Schmölen bei Wurzen zuzubringen pflegte, mich und meine Freundin für Monate auseinander, so hielt uns ein reger Briefwechsel schadlos, und guter Dinge war ich, so oft mich eine Einladung aufs Land in das gastliche Haus rief. Als ein Stück Paradies meiner Jugend steht es noch heute lebendig vor mir: An der Mulde liegt's; eine Allee hoher Pappeln, wie solche auch den Herrensitz umragen, leitet den Fußgänger auf einem Dammweg, flußentlang zum Ziel. Ein alter Klosterbau mit gebrochenem Dach und malerischem, weinumsponnenen Giebel, schauts aus dem Grün hervor, ein längliches Viereck, das einen kleinen Innenhof einschließt. Ein lichter Gang ringsum, durch eine Menge alter Familienporträts feudal geschmückt, gewährt Einlaß in lange Zimmerreihen. Ein Graben, der ehemals das Haus isolierte, hat heiteren Blumenanlagen Platz gemacht, die sich durch den großen schönen Garten fortsetzen, bis sie am Ende, gegen die Mulde hin, sich in einem kleinen Park verlieren. Inmitten der vorderen Schmalseite des Hauses liegt der gemeinsame Sammelpunkt, der Gartensalon, vor ihm eine kleine Terrasse, von der eine breite Treppe hinab in den Garten führt.

Und was gab es da nicht alles zu genießen! Wagenfahrten nach den Schlössern und Parks von Nischwitz, Thallwitz, Püchau, Machern, Ammelshain. Zum Reiten bot ein lammfrommer Schimmel Gelegenheit. Auch Wasserpartien mit dem uns besonders anziehenden Ziel der „wüsten Kirche" — dem einzigen Überrest eines von den Schweden einst zerstörten Dorfes am Muldenufer —, lustige, von der Wurzener Offiziersgesellschaft veranstaltete Tänzchen, Waldwanderungen spielten eine große Rolle. Wir vergnügten uns mit einem Wort wie die Schneekönige. Mit Vorliebe verweilten wir in der „hohen Laube", einer unter dem Wipfel mit einem Podium versehenen Buche, zu der man auf schmaler Treppe hinanstieg. Da schaukelten wir uns in der zwischen dem Geäst schwebenden Hängematte, uns zu-

gleich der weiten Umschau dieses luftigen Luginslandes freuend.

Dabei wurde das Haus von Gästen nicht leer. Wir stellten Bilder, wir musizierten. Anna, Lauras ältere Schwester, hatte einen hübschen hohen Sopran, ihre Mutter sang Alt. Ein vortrefflicher Bariton aus der Leipziger Gesellschaft, Herr Emil Trefftz, kam oft heraus. Laura spielte Klavier, ihr Bruder Richard Pohl, den die Welt als Musikschriftsteller und einen der ersten Vorkämpfer für Wagner, Liszt und Berlioz kennt, war der Kapellmeister. Er ließ sich meine musikalische Ausbildung nach Seiten des Fortschritts angelegen sein und machte mich zuerst mit den Werken der großen Trias bekannt, deren Propaganda er sich zur Aufgabe gestellt hatte. Rasch genug fing ich an ihnen Feuer, und sobald Richard im Hause war, fand ich mich mit ihm am Flügel zusammen. Liszts symphonische Dichtungen, Wagners und Berlioz' Ouvertüren und Orchestersätze wurden unsere bevorzugten vierhändigen Repertoirestücke. Gleichwohl verhielten wir uns nicht einseitig. Schuberts Märsche und Kammermusik, Schumanns Symphonien, „Manfred" und „Genoveva", später Brahms' Liebeslieder-Walzer und ungarische Tänze, sogar Strauß' Donauwalzer nahmen wir in unser Programm auf.

Auch die persönliche Bekanntschaft mit dem Weimarer Meister dankte ich Pohl, der sich seit 1854 in der Klassikerstadt angesiedelt hatte, wo seine Gattin, die vorzügliche Harfenvirtuosin Jeanne geb. Eyth aus Karlsruhe, in die von Liszt als Hofkapellmeister geleitete großherzogliche Kapelle eingetreten war. Diese Bekanntschaft ward mir ein Geschenk, das über mein Leben bestimmte.

Liszt, mein Schicksal

1856

Am Himmelfahrtstag 1855 sah ich Liszt zum ersten Male. Er dirigierte in der katholischen Kirche zu Leipzig sein Ave Maria. Kein Bild von ihm war mir je vor Augen gekommen. Aber noch ehe die Musik begann, wußte ich, daß dieser wundersam geformte und getragene Kopf mit den durchgeistigten edlen Zügen nur ihm angehören konnte. Das Haupt hoch erhoben, eine erhabene Ruhe über die ganze Gestalt gebreitet, ein überirdisches Leuchten auf seinem Angesicht, stand er vor mir, und die frommen Klänge, denen sein Stab gebot, erfüllten mich mit heiliger Andacht.

Ein Jahr darauf lud mich Richard Pohl, zugleich mit seiner ihm engverbundenen Schwester Laura nach Weimar in sein Haus. Dieser Besuch, insofern er mir in erster Jugend die Bekanntschaft mit Liszt und die Einführung in den Weimarer Künstlerkreis vermittelte, wurde für die Richtung meines Lebens entscheidend. Die empfangenen Eindrücke gebe ich am unmittelbarsten in den damals von mir niedergeschriebenen Zeilen auszugsweise wieder:

Ein musikalisches Ereignis erwartete uns: Liszt führte seine „Bergsymphonie" auf. Nicht in einem öffentlichen Konzert, in einem der Probesäle des Hoftheaters, während ein trüber Junitag zum Fenster hereinschaute, lauschte eine kleine Anzahl auserwählter Freunde dem gewaltigen Hymnus der Natur, der — eine tönende Illustration der Verse Victor Hugos „Ce qu'on entend sur la montagne" — von dem zwiespältigen Leid der Menschheit und dem göttlichen Frieden der Natur singt. Hochaufgerichtet, in fast titanischer Größe, stand er vor uns, der Beherrscher der Harmonien, die über uns dahinfluteten und unter deren überwältigender Wirkung wir unsere Seelen erbeben fühlten. Auf seinem Angesicht spiegelten sich die Empfindungen, die ihm im Schaffen gekommen sein mochten. In seinen Gebärden,


F. Liszt

seinem ganzen Wesen zeigte sich eine lebhafte Beweglichkeit, die seine Gestalt bald zusammengesunken, bald wieder in übermenschlicher Größe erscheinen ließ.

Der Dichter schließt seine Verse mit einer ungelösten Frage:

„Ich fragte mich, warum wir hier sind, was
Der Zweck sei alles dessen, was
Die Seele tut, ob Sein ob Leben besser,
Und warum Gott, der einzig liest sein Buch,
Beständig zu unsel'ger Ehe eint
Dem Sange der Natur der Menschheit Klage."

Franz Liszt, der Dichter in Tönen, aber endet statt mit einer Dissonanz mit dem Hinweis auf die ewige Harmonie der Sphären, die der fragenden Seele Frieden und Erlösung verheißt.

Am Schlusse wurde ich Liszt vorgestellt, und der große gefeierte und verwöhnte Mann nahm freundlich Notiz von dem jungen, unbedeutenden Leben vor ihm und ließ sich dessen schüchterne Huldigungen gütig gefallen.

Der Morgen des nächsten Tages war dem alten Weimar gewidmet. Wir durchwanderten Stadt und Dichterstätten, um uns sodann im Park zu finden, der allenthalben die Spuren von Goethes Künstlerhand trägt und in dessen stillen Laubgängen wir noch heute den Geistern einer gesegneteren Zeit zu begegnen meinen. Wir besuchten sie alle die Plätze, die der Genius geweiht, das bescheidenste der Gartenhäuser, darin der größte unserer Dichter dereinst gelebt und geliebt. Auch zu der Sphinx mit den drei Quellen kamen wir, zu denen sich selten der Fuß eines Fremden verirrt. Was sie dem Zauberer von der Altenburg erzählt haben, in seinem „Au bord d'une source" hat ers uns wiedererzählt. Als ein Kind nordischer Heimat, hat es sich unter die alpinen und südlichen Bilder gemischt, die er uns in seinen „Années de Pélerinage" geschildert. Es gibt kühnere und großartigere in ihrer Reihe; reizvoller in seiner Lieb-

lichkeit aber ist keins als dies dem klassischsten deutschen Boden entsprungene Bild.

Der Nachmittag entführte uns Weimar, um uns einem anderen nicht minder klassischen Ziele entgegenzutragen: in der Augustinerkirche zu Erfurt ward Mozarts Requiem aufgeführt, und eine Einladung Liszts rief uns in seiner Gesellschaft dahinüber. Das war eine fröhliche Fahrt mit dem Meister zusammen! Meine Raritätensammlung zeigt noch heute ein vergilbtes Maiblumensträußchen, das er mir an jenem Abend geschenkt. Dabei blieb uns Zeit, auch den Dom und das Augustinerkloster zu betrachten, in dessen stillen Zellen Luthers kampfvolle Jugend dahingegangen.

Nach beendeter Musikaufführung rief uns die Teestunde zur Fürstin Wittgenstein, die heute statt auf der Altenburg zu Weimar im Erfurter Gasthause Hof hielt. Zum ersten Male sah ich mich der außerordentlichen Frau gegenüber, die als eine der bedeutendsten Erscheinungen des neunzehnten Jahrhunderts bewundert ward und deren romantischer Liebesbund mit Liszt die Welt beschäftigte. Ihr Äußeres hatte nichts Imposantes. Ihre Gestalt erschien neben der schlanken Aristokratenfigur ihrer alle bezaubernden, schönen und geistreichen Tochter Prinzessin Marie eher klein und gedrungen als stolz gebaut. Ihre Gesichtszüge entbehrten der reinen Linie; dafür fesselten sie durch ein eminent geistiges Gepräge, durch das flammende Feuer, die Ausdrucksmacht eines wundersamen Augenpaars, das, obwohl nach Art der Kurzsichtigen mit häufig halb bedeckten Lidern, Menschen und Dingen ins Innerste zu dringen schien. Ein Wunder an Genie und Wissen, an blitzendem Geist und Beredsamkeit, nahm sie, der Liszts Seele wie keiner anderen zu Füßen lag, mich schon beim ersten Adlerblick, mit dem sie mich streifte, gefangen. War es im Vorgefühl dessen, daß ich in ihr nachmals eine der gütigsten Gönnerinnen meines Lebens verehren würde?

Alles, was Erfurt an vornehmen und befreundeten Elementen aufzuweisen hatte, tauchte auf. Der Verkehr war

lebhaft und zwanglos. Prinzessin Marie, die holdeste der Mädchenknospen, deren wundersame dunkle Augen ihre Seelentiefe mehr verhüllen als entschleiern zu wollen schienen, bereitete den Tee, und wir saßen in heiterer Tafelrunde um sie versammelt. Die Fürstin vertiefte sich in ein gelehrtes Talmud-Gespräch mit Dr. Paul Selig-Kassel, der aus einem jüdischen Saulus ein protestantischer Paulus geworden war. Wie mit goldenen Fäden spann sich die allgemeine Unterhaltung ab. Liszt, „der gewandteste Weltmann des Erdenrundes" — wie ihn Graf Géza Zichy nennt — wußte einem jeden stets das Rechte zu sagen, er warf zündende Funken zwischen die Reden der anderen, sein Geist adelte jedes Wort, seine Liebenswürdigkeit und Güte dünkten mich magisch. Wo auf der Welt hatten sie ihres gleichen? Mir ward die Ehre, seine Nachbarin zu sein — Glückes genug für die junge Mädchenseele, die sich vom Zauber seines Wesens ganz hingenommen fühlte. Auch die Heimfahrt geschah in seiner Begleitung und die späte Nacht erst trennte uns.

Schon der folgende Mittag fand uns wieder in seiner Gesellschaft. Es gab einen unruhvollen Festtag im Hause meiner Freunde: Künstler waren geladen und Liszt hatte sein Erscheinen in Aussicht gestellt: So galt es, alles würdig vorzubereiten für seinen Empfang und alle Hände rührten sich geschäftig, die Räume zu schmücken, deren stolzester Schmuck der Meister selber sein sollte. Als die Stunde nun kam, die uns ihn inmitten der Gäste brachte, stand ich schüchtern von fern — die vorhergehenden Tage hatten mich noch nicht mutiger gemacht, ich wagte es kaum, die Augen zu ihm zu erheben, als ich bei Tafel ihm gegenüber saß, und den Platz an seiner Seite, so beneidenswert er mich deuchte, hatte ich mich standhaft geweigert anzunehmen. Dennoch sah und hörte ich nur Ihn! Was kümmerten mich die anderen Künstler in meiner nächsten Nähe? Wenn unser Blick die Sonne schaut, suchen wir dann die Sterne, deren bleiches Licht vor ihrem Feuerglanz vergehen muß? Und

die Sonne schien hell an diesem Tage. Liszt war in heiterster Stimmung, die Unterhaltung überaus belebt. Nach beendetem Mahl winkte er seinen Schüler Ratzenberger an den Flügel heran und legte Chopins As-dur-Polonaise auf das Notenpult. Doch nur eine kurze Seite hörten wir. „Ich kann heute nicht spielen", sagte der Jünger. Es war eine wohlberechnete List. Er kannte seinen Meister und wußte, daß nichts ihn so sicher zum Spielen bestimmen könne, als ein unvollendet gelassenes Musikstück. In der Tat, ohne ein Wort schob er den Schüler vom Sessel und nahm selbst darauf Platz, und nun begann jenes einzige Spiel, dessen hinreißende Gewalt keiner nur zu ahnen vermag, der es nicht mit eigenen Ohren gehört, nicht in seiner Seele widerklingend empfunden hat. Liszts Spiel, oder den Eindruck, den es hervorgerufen, zu schildern wäre müßiges Unterfangen. Ist es doch etwas Unvergleichliches, eine jener Erscheinungen, wie sie die Welt nur einmal sieht. Andere Klaviergrößen bewundern wir. Liszt müssen wir lieben, unser Herz fliegt ihm zu. Und wo wie bei ihm finden wir die Vereinigung von Subjektivität und Objektivität, die wundersame Verschmelzung des Dämonischen mit dem Göttlichen, die uns bald in tiefster Seele schauern und erbeben, bald still die Hände falten läßt und in frommer Begeisterung gen Himmel trägt? Ich habe darin den Schlüssel gesucht zu der zauberähnlichen Wirkung, die Liszts Spiel hervorruft. Doch warum das Unerklärliche erklären wollen, wenn es in Gestalt eines schönen Wunders uns vor Sinn uud Seele tritt?

Chopins glanzvollste Polonaise war verklungen; doch nur einen Moment lang ruhten die Künstlerhände. Der „ungarische Sturmmarsch" lag auf dem Flügel, eins der frühesten Werke des Meisters aus seiner Virtuosenzeit. „Es ist lange her, daß ich ihn spielte", sagte er und griff darnach. Dann zogen die Töne wie Sturmeswogen über uns dahin. Feuer und Leidenschaft, heißes ungarisches Blut durchpulsen dies Jugendwerk, eine echte Kampfesmusik. Auf Liszts Zügen

lag ein leises Lächeln. Ob er der Jugendzeit und ihrer Triumphe gedachte? oder des Heimatlandes, das einst seine Welt gewesen, ehe die große weite Welt seine Heimat geworden? Als er geendet hatte, erhob er sich schnell, nur einen Augenblick gewährte er dem Ausbruch unseres Entzückens. „Kommt Ihr morgen auf die Altenburg, so sollt Ihr noch mehr hören", sagte er, über unsere eifrige Zustimmung lächelnd. „Nun also auf Wiedersehen!" Damit reichte er uns allen die Hand und ließ uns allein mit unserem Enthusiasmus.

In der sonnigen Stille eines Sonntagsmorgens wanderten wir der Altenburg zu. Jenseits der Ilm, an der Tiefurter Straße gelegen, erhebt sie sich mit ihrem weitläufigen Gartenreich auf einer sanften Anhöhe, hinter dunklem Tannengehölz versteckt. Eigentum der Großherzogin von Weimar, ward sie von der Fürstin Wittgenstein gemietet, die später mehrere Zimmer eines Seitenbaus Liszt zur Wohnung überließ, um ihm ungestörte Ruhe und Konzentration für sein Schaffen zu sichern. Als Liszt sich im Februar 1848 in Weimar niederließ, lag seine Virtuosenzeit abgeschlossen hinter ihm. Die zweite Periode seines Wirkens, die des Komponisten, sollte hier zur Blüte gelangen. Eine lange Reihe großartiger Werke erblickte nun das Licht der Welt. Weimars musikalisches Leben wurde durch ihn geweckt und auf eine nicht wieder erreichte Höhe gehoben. Tief, tief bleibt ihm die Klassikerstadt für diese zweite Glanzzeit, die er ihr nach der dichterischen schenkte, verschuldet.

Auf der Altenburg bildete sich um die Fürstin und Liszt ein Musenhof, wie die Welt keinen seinesgleichen gesehen hat. Alle Berühmtheiten Europas, alle Größen der Zeit fanden sich hier zum Genusse edelster Gastfreundschaft ein. Zumal die sonntägigen Matineen übten ihre Anziehungskraft bis in die weite Ferne, denn nur da noch konnte man Liszts für die Öffentlichkeit verklungenes Wunderspiel noch vernehmen.

Es war eine Matinee, die uns an jenem Morgen auf

die Altenburg führte. Mit klopfendem Herzen stieg ich die Stufen hinan. Tonfluten drangen uns entgegen, ein Diener öffnete den Musiksaal. Da saß Er am Flügel und neben ihm am zweiten Klavier sein Schüler Tausig, sehr jung an Jahren, von dem der Meister das große Wort gesprochen: „Er wird auf meine Schultern treten." Sie spielten die „Hungaria", die neunte der symphonischen Dichtungen Liszts, deren Klavierbearbeitung er kürzlich beendet hatte. Vor ihnen lag das Manuskript. Tausig las es vom Blatt, eine schwierige Aufgabe; dennoch löste er sie bewunderns- wert. Als sie zu Ende gekommen waren, begrüßte uns Liszt. Die Fürstin und die Prinzessin waren gegenwärtig. Der Saal hatte sich mehr und mehr gefüllt. Mir ward manch bekannter Name genannt, manch interessante Er- scheinung ging an mir vorüber. Zugleich machte mich Richard Pohl auf die vielerlei Schätze aufmerksam, die der Musiksalon barg. Vor allem fesselte der berühmte Riesen- flügel mein Interesse. Von Alexandre in Paris nach Liszts eigenen Angaben gebaut, ein Mittelding zwischen Klavier und Orgel, enthält er drei Klaviaturen, ein vollständiges Pedal und eine Anzahl Register und ist von so beträchtlichem Umfange, daß er die ansehnliche Fläche einer Wand fast ganz einnahm. Liszts Erwartungen hat er leider nicht er- füllt. Sodann fiel mein Augenmerk auf einen nicht minder bedeutsamen Gegenstand — nur ein unscheinbarer Flügel von veralteter Bauart, und dennoch das geweihteste In- strument, das je meine Hände berührten — es war Beet- hovens Broadwood-Flügel, vor dem ich stand. Jenes alte Spinett am Fenster aber, auf dem ich meinen Umhang nieder- gelegt hatte, war Mozarts einstiges Eigentum gewesen.

Gern hätte ich meine Rundschau noch länger fortgesetzt; doch war meine Aufmerksamkeit vom Eigentümer all dieser Schätze ungeteilt in Anspruch genommen. Er selber über- nahm es, mich an seinem Arm mit den interessantesten seiner Gäste bekannt zu machen. Dann nahm er wiederum am Flügel Platz, um eine Neuigkeit, ein Klavierstück Hans

von Bülows, vorzuführen. Ich lehnte am Flügel neben ihm, unfähig ein Wort zu sagen von dem, was ich ihm so gern gesagt hättte. Meine Schüchternheit zu verdecken, blätterte ich in einem der umherliegenden Notenbände. Liszt sah mir lächelnd zu. „Nun will ich einmal etwas ganz allein für Sie spielen", sagte er gütig. „Wählen Sie nur! Wollen Sie etwas hieraus hören?" Er griff nach dem Band, den ich in den Händen hielt; es waren seine in neuer Ausgabe erschienenen „Années de Pélerinage." „Au lac de Wallenstadt" lag aufgeschlagen. „Und nun kann ich Ihnen noch dazu die Versicherung geben", fügte er scherzend hinzu, „daß Sie das nirgends besser hören können, selbst im Leipziger Gewandhaus nicht. Sie sehen, wir Kleinstädter sind eitle Leute!"

Er legte seine feingeformten langen Finger auf die Tasten und begann. Ein sonniger Verklärungsschein flog über sein Antlitz, das er mir unverwandt zukehrte, indes er spielte; war es doch seine Gewohnheit, sein Spiel an den einen oder anderen seiner Zuhörer zu adressieren. Es sind Jugendbilder, die er in diese Skizzen hineingeheimnist hat, voll köstlicher Farbenfrische und den Schmelz, den nur die Jugend kennt. Leuchtende Szenen zogen an mir vorüber, mir war's, als schiffte ich selber in sommerlicher Sonntagsstille dahin über den sonnenbeglänzten Wasserspiegel und lauschte dem sanften Wellenschlag und dem Klang der Kirchenglocken, den der Wind von fernher übers Wasser trug.

Das holde Seebild hatte sich geschlossen; ein anderes tat sich auf: Liszt fügte das Pastorale daran. Und als auch dieses vorübergezogen, da schloß der Meister mit dem lieblichen „Au bord d'une source." Ich sah mich noch einmal an den „Drei Quellen" und hörte die Wasser rauschen und sah die Geister über den Wassern schweben und hörte die Nixen singen und flüstern.

Was ich dem Unvergleichlichen gesagt, als er sein zaubervolles Spiel geendet, ich weiß es nicht; es werden nur arme Worte gewesen sein, aber das weiß ich, daß er den

heißen Dank verstanden, den meine Seele ihm entgegenbrachte.

Und nun galt es, Abschied von ihm zu nehmen. Er wollte nichts davon hören und meinte, daß wir uns am Abend im Theater sehen würden, aber im stillen sagte ich ihm doch Lebewohl und in der Tat, es war das letzte Mal, daß ich ihn für diesmal in Weimar sah. Noch in den Saal, darin der Erard stand, und in dessen Nebenzimmer, das die reichen Schätze barg, die Liszt als Ehrengeschenke von hohen und höchsten Händen zuteil geworden, führte mich mein Freund, sowie endlich auch in Meisters Arbeitsgemach. Ich stahl mir eine Feder und ein Programm der bisher erschienenen symphonischen Dichtungen. Dann stiegen wir in den Garten hinab, zwischen dessen im Frühlingsschmuck blühenden Laubwerk wir lange auf und abwanderten, bis sich die Pforte der Altenburg hinter mir schloß und ich den letzten Blick nach den rebenumsponnenen Fenstern hinaufsandte, hinter denen der Zauberer von der Altenburg seine Wunderwerke geschaffen.

Das war der Beginn von Liszts Freundschaft für mich. Sie sollte mein Leben beflügeln und ihm seine Bahnen weisen. Liszts Genius war mir fortan zum Schicksal geworden.

Musikalisches Neuland

1857—1860

Inner- und außerhalb Leipzigs gab es um jene Zeit viel Ungewöhnliches zu genießen. Ausflüge nach Dresden, zu denen die gütigen Einladungen eines in Elbflorenz lebenden Onkels von Laura Pohl Gelegenheit boten, dankte ich die Bekanntschaft mit unserer sächsischen Residenz und deren Umgebung im weitesten Sinne. Mein noch unverwöhnter

Natursinn schwelgte in der sächsischen Schweiz, deren besuchteste wie auch heimlichste Täler und Höhen wir aufsuchten. Bei den Hochämtern der katholischen Kirche, wie bei der Sixtinischen Madonna und anderen Wundergebilden der Kunst verrichteten wir unsere jugendliche Andacht. Ich lernte das herrliche, später durch Brand vernichtete Theater Sempers und seine auserlesene Künstlerschar kennen, sah Sophokles' „Antigone" mit der klassischen Bayer-Bürk in der Titelrolle und der poetischen Langenhaun als Ismene, sah „Emilia Galotti" mit Dresdens Abgott, dem schon stark gealterten und in seiner Spielweise veralteten Emil Devrient als Appiani, dem dämonischen Dawison als Marinelli, hörte Glucks Taurische „Iphigenie" mit Degele als Orest und der stimmgewaltigen Ney, tauchte in dem durch Tichatschek verkörperten „Lohengrin" entrückt in Wagners Zauberwelt unter, der ich bisher nur in dem von Liszt dirigierten „Tannhäuser" beglückt nahegetreten war, um ihr fürs Leben zu verfallen. Der neue Geist dieser zugleich leidenschafterfüllten und verklärten Tonpoesie, in dem ich der Zukunft Flügelschlag rauschen hörte, überwältigte mich. Dann stand ich wieder der auf völlig anderem Boden erwachsenen unvergleichlichen Darstellungskunst von Pauline Viardot-Garcia als „Norma", „Nachtwandlerin" und Rosine gegenüber. Von keiner Koloratursängerin, nicht der Patti, noch der Nilson, Artôt, Sembrich, Melba oder Nordica und anderen Singvögeln mehr oder minder glänzenden Gefieders, trug ich je ähnliche Eindrücke davon. Ohne Schönheit der Züge und sonderlichen Stimmreiz, wirkte sie durch die souveräne Herrschaft über ihre gesanglichen und darstellerischen Mittel, durch ihre gleich geniale Meisterschaft im tragischen wie im leicht geschürzten Genre hinreißender als alle Größen, die ihr in dem, was die Sinne gefangen nimmt, überlegen waren. Vollendet war alles, was sie gab. Es konnte keine sprudelndere, übermütigere Rosine, keine traumentrücktere Amina, keine Norma größeren Stils als die ihre geben. Gleicherweise entzückten mich die Leistungen

im Konzertsaal, die sie 1858 und 1859 im Gewandhaus darbot. Zu einem Wunder an Atembeherrschung und Kehlfertigkeit gestaltete sie die Wiedergabe von Grauns verzopfter „Britannikus"-Arie „Mi paventi", zu Kabinettstücken an Esprit und Feinheit die von ihr für Gesang bearbeiteten Mazurken Chopins, oder ein paar altfranzösische Gesänge, aus deren einem, der in den Brunnen gefallenen Margoton, sie eine kokette Miniaturszene hervorzauberte. Daß ich ihr nachmals in Weimar, wo sie — die ehemalige Schülerin Liszts — noch 1870 beim Beethovenfest zur eigenen Begleitung eigene Lieder sang, sowie sodann auch brieflich näher treten durfte, zähle ich zu den bevorzugtesten Erinnerungen meines Lebens.

Und noch andere Gesangssterne erster Größe leuchteten dazumal meinem Jugendhimmel. Zogen sie auch nicht im Zenith ihres Glanzes an mir vorüber — ich empfand es als Glückes genug, daß ich mich noch eines letzten Abglanzes ihrer Kunst erfreuen durfte. Am 17. November 1857 verherrlichte die schwedische Nachtigall, die ein Jahrzehnt und länger die Welt als Jenny Lind berückt hatte, nun als Frau Goldschmidt das Pensionsfondskonzert des Gewandhausorchesters durch ihre Mitwirkung. Sie spendete die große Agathenszene aus dem „Freischütz", dazu Lieder von Mendelssohn, Schumann und Taubert, auch vier Chopinsche Mazurken, welch letztere unleugbar mehr dem romanischen Temperament Frau Viardots entsprachen als der kühleren glockentönigen Gemütsart der aus- und inwendig blonden Nordländerin.

Über ein Jahr später hatte Leipzig eine andere Königin des Gesangs zu begrüßen. Am 6. März 1859 betrat in einer Matinee des Bassisten Pögner mit der ihr eigenen liebenswürdigen Kollegialität Wilhelmine Schröder-Devrient das Konzertpodium. Ich sollte ihrem Schwanengesang lauschen. Im schwarzen Samtgewand lehnte sie am Flügel, eine hohe, ziemlich volle Gestalt, das Haupt mit dem klassischen Kameenprofil und üppigen Blondgeflecht leicht er-

hoben. Ihren Zügen hatte ein bewegtes Leben, hatten Leiden und Alter ihre Spuren aufgeprägt, ein müdes, wehmütiges Lächeln umspielte ihre Lippen. Aber was und wie sie sang, das war Jugend, das kam aus einem heißen Herzen. Ihre Schubert-Lieder: „Der Wanderer“, „Am Meer“, „Trockene Blumen“, „Ungeduld“, „Geheimnis“, „Rastlose Liebe“ und vor allem ihren „Erlkönig“ und endlich Schumanns „Ich grolle nicht“ hält meine Seele lebenslang fest als etwas Einziges, Ideales, das nicht wiederkehrt.

Und sie kehrte uns niemals wieder. Dasselbe Jahr nahm nach langer, bei ihrer Schwester in Koburg verlebter Leidenszeit die vergötterte Frau hinweg, die viel geliebt und viel gelitten hat auf dieser Erde . . .

Im Schauspiel empfing ich in Leipzig durch Marie Seebach als Gretchen und Desdemona unverwischbare Eindrücke. Im „Tannhäuser“ entzückte mich Johanna Wagner als Elisabeth. Und noch andere besondere musikalische Ereignisse, die sich in meiner Vaterstadt vollzogen, gehören zu meinen Jugenderlebnissen. Weder Mendelssohn noch Schumann habe ich mit Augen gesehen. Nur den imposanten Trauerzug, der die letzten Reste von Leipzigs Liebling zur Übertragung nach Berlin auf den Bahnhof geleitete, sah ich an mir vorüberziehen. Doch empfing ich durch das erste Wiederauftreten von Brahms im Gewandhaus, dem er seit 1853 ferngeblieben, sowie durch das letzte Erscheinen Louis Spohrs an gleicher Stelle (21. Oktober 1858) den Eindruck historischer Musiktage.

Einen solchen, noch bedeutungsvollerer Art hatten wir bereits ein Jahr zuvor zu verzeichnen. Im Februar 1857 war Liszt eingeladen worden, im Benefizkonzert des Orchesterpensionsfonds der Gewandhauskapelle einige seiner neuen großen Werke zur Aufführung zu bringen, und zwar stellte man ihm dazu den zweiten Teil des Programms zur Verfügung, wogegen der erste Rietz, dem Dirigenten der Konzerte, überlassen blieb. „Die Neugier des Publikums, Liszts Kompositionsweise, von der in öffentlichen Blättern, teils

außerordentlich lobend, teils tadelnd viel gesprochen worden war, auch kennen zu lernen, war groß", schreibt der Flötist Grenser, der Historiograph der Gewandhauskonzerte, „und so konnte es nicht fehlen, daß wir eine gute Einnahme machten." Liszt wählte die symphonischen Dichtungen „les Préludes" und „Mazeppa", das Es-dur-Konzert, von Hans von Bülow gespielt, und das von dem Weimarer Künstlerpaar von Milde gesungene Duett aus Wagners „Fliegendem Holländer".

Natürlich fanden sich meine Freundin und ich schon zu den Konzertproben ein. Liszt bemerkte uns kaum im Saal, als er uns in seiner bezwingenden Art begrüßte und zu sich ins Hotel de Bavière einlud, wo wir einen Schwarm seiner Schüler und Freunde, unter ihm auch sein jugendliches Ebenbild, seinen Sohn Daniel, sowie Richard und Jeanne Pohl, welch letztere die Harfenpartie in Liszts Werken übernommen hatte, vorfanden. Das Konzert war ausverkauft, die Ausführung eine glanzvolle. Ich habe nie eine idealere Erscheinung eines Dirigenten gesehen als die Liszts. So beweglich er in den Proben sein konnte, eine so verklärte Ruhe — keine gekünstelte, keine Pose, wie sie moderne Taktiergrößen zur Schau tragen — überkam ihn bei der Aufführung. In den Applaus des Publikums aber mischten sich im „Mazeppa" Zischlaute. Schon der Anfangsakkord mit dem gellenden Aufschrei schreckte die Nerven der Leipziger. Die Wahl gerade dieses Werks war zu kühn, zu viel des Ungewohnten, Neuartigen bot Liszt seiner Zeit auf einmal dar. Erst in Jahrzehnten vermochte es sich durchzusetzen.

Beim Eintritt des Triangels im Klavierkonzert hatte man Rietz den Saal verlassen sehen. Man war eben dazumal empfindlicher als heutzutage, wo wir durch Mahlers Verwendung von Herdenglocken, Hammer und dgl. im symphonischen Orchester abgehärtet worden sind.

Ablehnend vom hohen Thron herunter verhielt sich denn auch die Kritik, und zwar einesteils aus formalen Gründen, weil diese „symphonischen Dichtungen" sich den bisherigen symphonischen Traditionen nicht anpaßten, sondern nach

neuen Formbegriffen und psychologischen Gesichtspunkten sich gliederten; andernteils aus Vorurteil gegen die Programmusik an sich.

Dem vielumstrittenen Gewandhauskonzert ließ Liszt noch ein gewichtiges Nachspiel zuteil werden. Im Theater leitete er eine Aufführung des „Tannhäuser", zu der er die hauptsächlichsten Gesangskräfte seiner Weimarer Bühne entboten hatte. Hell leuchtete unter diesen insbesondere Rosa von Mildes holde Elisabeth hervor.

Den Weimarer Gästen gaben Pohls Eltern eine Soiree. Liszt mußte ihr leider wegen Unwohlseins fernbleiben; doch sandte er seinen Sohn Daniel, und Hans von Bülow glänzte als Stern des Abends. Ergötzlich aufgelegt, improvisierte er Variationen über ein Händelsches Motiv und Mozarts „Reich mir die Hand", beide Themen einander schließlich verbindend. Auch Felix Draeseke und andere ließen sich hören. Als man sich aber darnach zur Tafel gesetzt hatte, sprang Daniel Liszt nach einem raschen Rundblick erschreckt auf. „Wir sind dreizehn!" rief er, wie im Banne eines abergläubischen Vorgefühls aus. Zwei Jahre später nahm Gottes Hand den vielversprechenden, überaus sympathischen Jüngling zum tiefen Kummer seines Vaters hinweg von der Welt.

Damals in Leipzig, wie noch im selben Jahre bei dem von Liszt geleiteten niederrheinischen Musikfest in Aachen und der Dresdner Aufführung der Dante-Symphonie entschied und befestigte sich die Oppositionsstellung der Musiker und der Konzertinstitute gegenüber dem Weimarer Meister. Man nahm es ihm übel, daß er sich nicht damit begnügte, als Unerreichter unter den Virtuosen gekrönt worden zu sein, sondern sich vermaß, auch um die Palme des Schaffenden zu werben. Hatte schon sein unentwegtes Eintreten für die Kunstrevolutionäre Wagner und Berlioz ihn gründlich mißliebig gemacht, gleichviel ob seine Propaganda sich ebenso auf den letzten Beethoven, auf Schubert und Schumann, Rubinstein, Raff, Cornelius, Lassen, Volkmann, Smetana und viele andere erstreckte: so ließ man es zwie-

fach seinen eigenen Werken entgelten, die man, von ihrer Zukunftslosigkeit überzeugt, als „Zukunftsmusik“ bespöttelte. Liszt und seine Schüler wurden in die Acht getan und ihnen mit den Pforten der Konzertsäle die Möglichkeit versperrt, gehört zu werden. Nur auf eigenes Risiko, in selbstveranstalteten Konzerten konnten sie — wie Bülow, Bronsart, Tausig dies taten — zur Öffentlichkeit sprechen. Des Meisters Freunde Hiller und Joachim*) kündigten ihm unverfroren die Freundschaft, ja Joachim und Brahms planten, unter Gefolgschaft von Grimm und Bernhard Scholz, eine in der Kunstgeschichte beispiellose öffentliche Demonstration gegen die neue Richtung, die noch durch viele Unterschriften geschmückt werden sollte, der jedoch durch ihr vorzeitiges Bekanntwerden die Spitze abgebrochen wurde, so daß sie im Sande verlief.

Schon im Januar 1856 hatte Clara Schumann ihre Mitwirkung bei der von Liszt geleiteten Mozart-Zentenarfeier in Wien verweigert, hingegen daselbst zur gleichen Zeit mehrere eigene Konzerte gegeben, von deren einem wir wenigstens aus Liszts Briefen wissen, daß er es besuchte. Geringer Dank erwuchs ihm gerade aus den Reihen der Anhänger Schumanns, für dessen langsam zur Anerkennung gelangendes Schaffen er sich doch als einer der Allerersten schriftstellerisch und pianistisch eingesetzt hatte, und dessen Gattin sich nützlich zu erweisen, er sich in gewohnter Ritterlichkeit angelegen sein ließ. Aber wer wandte sich, einige wenige ausgenommen, denn damals nicht gegen Liszt, wer beeiferte sich denn nicht, seine Musik zur Unmusik zu stempeln?

Von allen Kapellen Deutschlands, außer seiner eigenen in Weimar, erwies einzig die Sondershäuser unter Hofkapellmeister Stein seinen Werken beharrlich Gastfreundschaft. Und Hand in Hand mit den sie ablehnenden Diri-

*) Vgl. Joachims zuerst von mir veröffentlichten Absagebrief: Briefe hervorragender Zeitgenossen an Liszt“ II, Nr. 82.

genten ging die Kritik; voran die Berliner, die Bülows spitze Zunge, in Anspielung auf Engel, Ehrlich, Gumprecht, als „lahm, bucklig und blind" verspottete. Ihr schlossen sich bereitwillig die Dresdner und Leipziger Herren der Kritik — Männer von der Bedeutung Moritz Hauptmanns und Otto Jahns unter ihnen —, die Münchner und Augsburger Kämpen der „Allgemeinen Zeitung", der allmächtige Hanslick in Wien und ungezählte andere an.

Dieser Phalanx von Widersachern stand als wesentliches Organ der Weimarischen oder Neudeutschen Schule, wie sie sich nun nannte, nur die von Dr. Franz Brendel in Leipzig redigierte, einst von Schumann begründete „Neue Zeitschrift für Musik" gegenüber, in der sich allerdings die gewichtigen Federn Wagners, Liszts, sowie Bülows, Bronsarts, Pohls, Draesekes, Porges' und anderer direkter und indirekter Lisztschüler, sodann auch Louis Köhlers, Weitzmanns, Ambros', Stades vernehmen ließen. Eine zeitgemäße Tat Brendels war demnach die von Liszt angeregte, vom Fürsten von Hohenzollern-Hechingen pekuniär gestützte Einberufung einer Tonkünstlerversammlung in Leipzig, aus der der „Allgemeine Deutsche Musikverein" hervorgehen sollte. Hunderte von Musikern aller Länder und Richtungen sah man herbeiströmen, um sich in den Tagen vom 1. bis 5. Juni 1859 zu einem Feste zu vereinigen, wie es selten glänzender vor sich ging.

Das Programm ließ alle Parteien zur Sprache kommen. Neben Moscheles und Hiller, Mendelssohn, Schumann, Franz hatten Wagner („Tristan"-Vorspiel, noch Manuskript), Berlioz, Liszt („Tasso" und Melodram „Lenore", von Frau Ritter gesprochen) und andere das Wort. Breitester Raum war zwei Monumentalwerken gegönnt: Bachs Hoher Messe, die ihr Schöpfer selbst nie als Ganzes vernehmen durfte, von Carl Riedel mit dem von ihm gegründeten, schnell zu Weltruhm gelangten Verein zu epochemachender Vorführung gebracht, und als neuzeitliches Gegenstück des ehrwürdigen Wunderwerkes, Liszts für Ein-

weihung des Graner Doms geschriebene Festmesse unter des Komponisten befeuernder Führung.

Wohl nur dem kleinsten Teil der 3000 Zuhörer, die sich in der Thomaskirche scharten, war es gegeben, der größten kirchlichen Schöpfung Liszts, von der er selber sagte, daß er sie mehr gebetet als komponiert habe, alsbald innerlich nahe zu kommen. Zu dem im Beethovenschen Geist gehaltenen, durch die kühn-dramatische Behandlung des Meßtextes insbesondere imponierenden Werk, in dem der Tonschöpfer sich erstmals in der Messe, wie später im Oratorium, der Leitmotive bedient, fand man bei uns nicht so schnell wie in Ungarn und Österreich den Weg. Es fehlte nicht an Einwürfen. Namentlich mußte der Dirigent sich dafür tadeln lassen, daß er sich im Credo an gefährdeter Stelle, wo ein Auseinanderfallen des Chores drohte, ein energisches Aufstampfen mit dem Fuße erlaubt hatte.

Man muß Liszts Kirchenmusik im Ritus, für den sie geschaffen ward, auf sich wirken lassen, um von Grund aus ihren durch und durch katholischen Charakter zu verstehen. Das mystische Dunkel, die gesungenen Orationen des Priesters, die Weihrauchwolken, die Symbolik aller Zeremonien vertiefen wesentlich ihren Eindruck. Das erfuhr ich, wie in Wien, so vor allem bei der Liszt-Zentenarfeier in der Ofener Krönungskirche und der Stephansbasilika, Budapests größtem Gotteshaus. Wer dort gleich mir die Ungarische Krönungsmesse und die Graner Messe hörte und mit allem festlichem Prunk pontifizieren sah, hätte nicht empfunden, daß sie dem Innersten des Meisters entquollen, daß es sein ungarisches Herz mit Hochgefühl erfüllte, dem majestätischen Kuppelbau des Graner Doms, der von stolzer Höhe das weite Donaugelände überblickt, durch seine Töne die Weihe zu geben?

Wie bei allen Festen fehlte es auch beim Geburtsfest des Allgemeinen Deutschen Musikvereins, Liszts Patenkind, nicht an geselligen Vereinigungen offizieller und privater Natur. Konzertmeister David lud zu einer Vorfeier, die Fürstin

Wittgenstein zu einer Soiree im Hotel de Pologne ein. Hier wie dort hatte man das seltene Glück, Liszts seit zwölf Jahren für die Öffentlichkeit verstummtes Zauberspiel erklingen zu hören. Einmütig waren sie da alle in der Bewunderung dieses Einzigen.

In den darauffolgenden Tagen stellte Louis Köhler den Antrag, im Zusammenwirken „aller Parteien, zum Zwecke, das Wohl der Musikverhältnisse und der Musiker tatkräftig zu fördern", einen allgemeinen deutschen Musikverein zu begründen. Als erster ergriff darnach Liszt — obwohl am Flügel beredter als auf der Rednerbühne — das Wort und empfahl mit Wärme, den Antrag zur Tat werden zu lassen. „Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben, bewahret sie!" rief er den Künstlern zu. Definitiv konstituierte sich der Verein jedoch erst zwei Jahre später, im August 1861 in Weimar, unter Protektion des Großherzogs Carl Alexander, welch schönes Fest, bei dem man Wagner zum ersten Mal nach erfolgter Begnadigung wieder auf deutscher Erde sah, ich leider, zufolge tiefer Trauer nicht miterleben konnte. Die angestrebte „Versöhnung der Parteien" ließ freilich noch Jahrzehnte auf sich warten. Erst allmählich brachte es der vom Meister begründete Verein zu glücklichem Gedeihen, um nach seinem Tode wieder von der gewonnenen Höhe herabzusinken.

Der Ausbreitung der Neudeutschen Schule gereichte es weiter zum Vorteil, daß der selbstlose Carl Riedel sich und seinen Verein voll Opfermut in den Dienst der guten Sache stellte, daß ferner einer der hervorragendsten Schüler Liszts, Hans von Bronsart, zum Unterschied von Hans von Bülow von seinem Meister Hans II. genannt, im Herbst 1860 für zwei Winter die Direktion der „Euterpe" — eines mittlerweile längst entschlafenen Leipziger Konzertinstituts — übernahm und ihr im Zentrum des musikalischen Ultrakonservativismus zu ungeahntem Aufschwung verhalf. Die „Prometheus"-Musik, „Tasso", die „Préludes", die Faust-Symphonie, das A-dur-Konzert reihte er, der sich zwei

Jahre zuvor als Virtuos und Komponist in Leipzig bedeutsam eingeführt hatte, kühn den Programmen ein. Dem „Prometheus" wohnte der Weimarer Meister bei, wie wir ihn auch bei Bronsarts eigenem Konzert, bei Riedels Aufführungen der „Seligpreisungen" und anderer seiner Werke hier bewillkommnen durften.

Lebhaft erinnere ich mich noch eines Lisztabends, mit dem Clara Riese, eine seiner treuesten Schülerinnen, ihren großen Lehrer feierte. Man beehrte sie, die allsonntäglich zu den Matineen nach Weimar fuhr, um darnach mit einer Unterrichtsstunde des Meisters beschenkt und als Gast der Fürstin zum Mittagsmahl geladen zu werden, mit dem Namen „die Weimarer Botenfrau." An jenem Abend trugen mehrere ihrer Schülerinnen auf zwei Flügeln symphonische Dichtungen vor; dazwischen wurden Quartette gesungen. Bei einem der letzteren, Goethes „Über allen Gipfeln", kam der Bariton — es war der uns befreundete Herr Emil Trefftz, ein feinsinniger, wenn auch nicht eben zukunftsfreundlicher Dilettant — beim ersten Vers aus Versehen in eine im zweiten Verse vorgeschriebene melodische Wendung, so daß eine Wiederholung nötig wurde. Nach Beendigung trat der liebe Meister auf den verlegenen Sänger zu und sagte lächelnd mit echt Lisztscher Liebenswürdigkeit: „Sie hatten ganz recht, es hätte ebensogut so heißen können!" Daran mußte ich denken, als Rubinstein eines Abends, bei einem ihm zu Ehren veranstalteten Konzert eines Damenchorvereins, in dem eine Stimme durch ein f gesündigt hatte, ein lautes „fis!" korrigierend durch den Saal rief.

Die Aufführung seiner Faust-Symphonie in der „Euterpe", in deren Schlußchor der Meistersänger Ludwig Schnorr von Karolsfeld sein Tenorsolo „das Ewig-Weibliche zieht uns hinan" zu verklärter Wirkung brachte, ging ohne des Vertoners Gegenwart vor sich. Einige Monate zuvor, im September 1861 hatte er Weimar verlassen, um ihm lange fern zu bleiben. Verödet und verschlossen stand nun die Altenburg. Ihr „guter Genius", Prinzessin Marie,

war im Oktober 1859 die Gemahlin des Prinzen Constantin zu Hohenlohe-Schillingsfürst, nachmaligem ersten Oberst-hofmeister des Kaisers von Österreich, geworden. Des Hauses Herrin, Fürstin Wittgenstein, bemühte sich seit dem Frühjahr 1860 in Rom, durch die päpstliche Anerkennung ihrer in Rußland erfolgten Scheidung von ihrem fürstlichen Gatten ihrer Vermählung mit Liszt die Wege zu ebnen. Man vernahm, daß sie endlich den ersehnten Dispens erhalten habe; doch von ihrer Heirat verlautete nichts, und vergebens harrten Liszts Getreue seiner und ihrer Wiederkehr.

Vaterhaus und Freunde

1861—1863

Inzwischen ward Hans von Bülow, der Liszts jüngste Tochter Cosima, des Vaters Ebenbild, gefreit hatte, in seinen Vorträgen älterer und neuerer Klavierwerke der Verkünder edelster Musikoffenbarungen. Das waren wieder Höhentage meines jungen Lebens.

Doch auch mein Alltagsdasein war an Anregungen und Beglückungen reich. Unser Familienleben, das Verhältnis meiner Brüder zu unser aller väterlichem Berater, ihre teils wissenschaftlichen, teils künstlerischen Studien brachten tägliche Gespräche über sie beschäftigende Fragen und damit eine Fülle von Belehrungen mit sich, an denen auch ich meinen stillen Anteil nehmen konnte. Und mein geliebter Vater erlebte Freude an seinen Söhnen. Der ebenso geniale als gemütvolle Adelbert — der beste und liebenswürdigste unter uns — sah seinen nie ermüdenden Fleiß beim theologischen Examen durch die erste Zensur, die seit zwölf Jahren nicht erteilt worden war, belohnt. Noch steht er vor mir, wie er heimkommend dem Vater mit den Worten um den Hals fiel: „Vater, sie haben mir die Eins gegeben, ver-

dient habe ich sie aber nicht!" Mit seiner ihm gewidmeten gedruckten Habilitationsschrift überraschte er den Vater, indem er sich ihm zugleich als Doctor phil. vorstellte, welchen Titel er sich ohne sein Vorwissen erworben hatte. Bald wurde er außerordentlicher Professor, und die Universität Jena ernannte ihn, als Deutschlands jüngsten Träger dieser Würde, zum theologischen Doktor honoris causa. Er war ein herrlicher Bruder, der sich besonders viel mit seiner Schwester abgab, sich ihre Geistes- und Herzensbildung angelegen sein ließ und ihr geeignete Bücher in die Hand legte, die er dann mit ihr besprach. Ohne einen Schimmer schulmeisterlichen Wesens, wußte er mit jedem Wort zu denken zu geben.

Mein zweiter, künstlerisch hochbegabter Bruder Constantin bezog, nach Absolvierung der heimischen Bauschule, für mehrere Jahre die Dresdner Kunstakademie, um seine Ausbildung weiter auf Reisen in Deutschland, sodann in Paris und Italien zu vollenden und sich endlich in seiner Vaterstadt als Architekt niederzulassen.

Hermann, der Philolog, der, wie sein Ältester, beim Examen durch eine Eins ausgezeichnet, gleichfalls die Universitätslaufbahn anstrebte, trat vorläufig in das Lehrerkollegium der Thomasschule, dann in das der Meißner und endlich der Grimmaer Fürstenschule ein, kehrte demnach, gleich Constantin, Jahre hindurch nur besuchsweise in das Elternhaus zurück, wogegen uns Adelbert länger verblieb.

Alle drei Brüder waren ausnehmend verschieden untereinander. Adelbert, ein goldenes Gemüt und unserem Vater der ähnlichste, war überaus lebhaft. Bei eminentem universellen Geist und angespanntester wissenschaftlicher Tätigkeit, liebte er — ein Herdentier, wie er sich scherzend nannte — die Geselligkeit, der er glänzende Gaben entgegenbrachte. Überall, wohin er kam, als unerschöpflich belebendes Element, froh begrüßt, dem Ewig-Weiblichen huldigend, die Männer interessierend, erfreute er sich von Jugend an allgemein höchster Beliebtheit.

Constantin war zugeknöpfter. Er war ein Idealist, dem



Familie Lipsius.

das Leben viel Enttäuschungen bereitete. Bei unablässig geschäftiger künstlerischer Phantasie, vergaß er über seiner Kunst Essen, Trinken, Schlafen. Kam er zum Mittagessen nach Hause, so war er oft so in Gedanken vertieft, daß er nur dann und wann auf eine Frage ein vieldeutiges „Hm!" verlauten ließ und mit der Gabel Ornamente und Grundrisse aufs Tischtuch zeichnete. Zuweilen fand ihn der anbrechende Morgen noch am Arbeitstisch, ohne daß er sich zur Ruhe gelegt hatte. Zu allem fast, was nicht Kunst war, fehlte ihm die Zeit, auch später zum Heiraten. Er besuchte nur einige wenige Häuser, die ihm besonders sympathisch waren. Im vertrauten Kreis der Familie und besonders der Freunde, mit denen er häufig am Abend bei einem Glase Wein oder Bier zusammentraf, sprudelten seine Lippen von Witzen und Sarkasmen über. Dabei schaute er so gleichmütig drein, als wisse er nichts von dem Feuerwerk, das er eben zu aller Ergötzen spielen gelassen hatte. Er war ein aufopfernder Freund, der zum eigenen Schaden die Sorge anderer auf sich nahm. Beide Brüder verband ein sehr vertrautes Verhältnis, das, als sie nicht mehr am gleichen Orte lebten, in einem originellen Briefwechsel weitere Pflege fand.

Hermann, äußerlich wie in der Temperamentsart seinen Geschwistern unähnlich, ging seine eigenen Wege für sich. Durch kein Anschlußbedürfnis getrieben, hatte er nie einen Intimus. Ihm genügte die Freundschaft aus zweiter Hand, insofern er, als er eine Zeitlang mit Adelbert zusammenwohnte, mit dessen Freunden Umgang pflog. Er verkehrte auch wenig in Familien, ging überhaupt, bei anerkannt hervorragenden Leistungen in seinem Fach, mit seinen Worten stets haushälterisch um. Doch er hatte mehr Stern als seine Brüder und alles gedieh ihm in Beruf und Leben nach Wunsch und Willen.

Mit ihrer Schwester waren sie alle sehr gut, obgleich Constantin mir noch in späteren Jahren versicherte: „Du warst ein unausstehliches Kind. Immer wolltest Du mitspielen, paßte Dir aber etwas nicht, so riefst Du weinend

nach dem Vater, und mit unserem Spiel war's zu Ende." Ich konnte mich nicht verteidigen und fürchte, er hatte mit seiner Anschuldigung recht.

Mein Lieblingsbruder war Adelbert. Wir ähnelten einander „wie die Zwillinge", behauptete später seine Frau, obgleich wir in den Jahren am meisten auseinandergingen. Er hatte viele Freunde. Sie kamen in unser Haus, sie trafen in Gesellschaften, auf den Professorenbällen, den „Professorien" — kleineren geselligen Vereinigungen der Professorenkreise — sowie auch bei unseren täglichen Spaziergängen im Rosental mit uns zusammen. So vor allen Konrad Bursian, der bedeutende Archäolog, der mit seiner lieben kleinen Frau mich einige Jahre darnach nach Zürich zu Gaste lud und den ich in seinen späteren Wirkungskreisen in Jena und München wiederfand. Er bot mir, als zeitweiliger Redakteur des „Literarischen Zentralblattes", Veranlassung zu meinem ersten schriftstellerischen Debut. „Wollen Sie Heyses neueste Novellen lesen?" fragte er mich. „Gefallen sie Ihnen so gut, daß Sie sie behalten wollen, so brauchen Sie mir nur eine Besprechung fürs Zentralblatt zu schreiben." Das lockte mich, und ich schrieb mit Billigung meines Vaters das Referat, das, natürlich namenlos veröffentlicht, mir zwei Mark als erstes Schriftstellerhonorar eintrug. Weiter gehörten dem engeren Freundeskreis an Emil Müller, der nachmalige Zwickauer Gymnasialrektor, dessen vorzügliche deutsche Übersetzung von Motleys „Befreiung der Niederlande" damals herauskam; Alfred von Gutschmied, der sprudelnd witzige Althistoriker, und Heinrich von Treitschke, dessen erste literarische und rednerische Siege in jene Zeit fielen. Seine Gedichte mit ihrem hohen Wogenschlag der Empfindung, in denen die künstlerische Grundlage seiner Natur zuerst ihren Ausdruck fand, seine gedankentiefen, in ihrer Sprachgewalt zündenden Essays über Kleist, Hebbel, Gottfried Keller, Otto Ludwig, Uhland, Byron, die er mir zutrug, fanden in mir eine begeisterte Leserin. Auch Franz Overbeck, der freisinnige nach-

malige Baseler Theolog und intime Freund Nietzsches, mit dem ich mich zuweilen am Flügel zum Vierhändigspielen vereinigte, zählte zu der erlesenen Runde, die sich um unsern Tisch versammelte: allesamt junge Feuergeister, deren flammende politische und ästhetische Ergüsse ich begierig in mich einsog. Wo sind sie heute hin, alle diese Ritter vom Geiste? Alle, alle sanken sie zu den Schatten hinab!

Zuweilen fanden sich auch auswärtige hervorragende Theologen, wie Albrecht Ritschl, der edle Patriot Paul de Lagarde, der die nationale Religion als die Seele Deutschlands bezeichnete, der originelle Rückert aus Jena, um Adelberts willen in unserem Hause ein. Von den Leipziger Professoren brachte ihm namentlich der Philosoph Weiße besondere Freundschaft entgegen. Adelberts Umgang umschrieb überhaupt weite Kreise und es gewährte ihm Freude, mich in dieselben hineinzuziehen. Genußvoll waren insbesondere die Beziehungen zu einer Wienerin, Frau Elisabeth Brüxner, ehemaliger Erzieherin der Prinzessinnen Liechtenstein, die einen ästhetischen Zirkel um sich und ihren Sohn Adolf bildete. Musik-, Lese- und schönwissenschaftliche Vortragsabende, um welch letztere sich meine Brüder vorzugsweise verdient machten, wechselten mit heiteren jeux d'esprit, mit Tanz- und Kostümfesten ab. Bei einer Freundin Frau Brüxners lernte ich Elise Polko kennen und begleitete ihr Mendelssohnsche, Schubertsche und Schumannsche Lieder, die sie, von Manuel Garcia zur Sängerin ausgebildet, äußerst poesie- und temperamentvoll vortrug. Als Sängerin war sie mir ungleich sympathischer denn als Erzählerin „musikalischer Märchen“, wenn ich ihr auch als solcher in meinen Backfischjahren gehuldigt hatte.

Bald befreundete ich mich auch mit ihrer ebenfalls schriftstellernden und singenden Schwester, Julie Vogel, die nachmals mit dem Gymnasialprofessor Emil Dohmke eine späte Ehe schloß. Ihr Gesang übte, trotz einer umschleierten Stimme, eine eigene Anziehungskraft auf mich aus, so daß ich ihr eine allezeit bereite Begleiterin wurde. Überhaupt

trug mir meine Schmiegsamkeit am Flügel die Zufriedenheit der Sängerinnen — Künstlerinnen wie Dilettantinnen — ein, mit denen ich in Berührung kam. Es war, als gehe von jeder derselben ein geheimes Fluidum aus, das mich ihre individuelle Auffassung bis ins kleinste Detail hinein vorfühlen und mich ihm aufs intimste anpassen ließ.

Als Begleiterin zunächst gewann ich mir auch die engste Freundschaft, die mein Leben beglückte. Auf harmonischem Grunde erstanden meine sich im Frühjahr 1861 knüpfenden Beziehungen zu Similde Gerhard, meiner langjährigen Lebensgenossin, die mich ihr „zweites Ich" nannte. Sie — dank ihrer humanitären Tätigkeit, später eine der populärsten Persönlichkeiten der Stadt — war die jüngste Tochter des als Goethe- und Wielandfreund wie als Dichter und Übersetzer volkstümlicher Lieder und als Besitzer eines historisch denkwürdigen, eine Sehenswürdigkeit Leipzigs bildenden Gartens weithin bekannt gewordenen Legationsrates Wilhelm Gerhard. Ein Mann von anerkannter Bedeutung, hatte er seinem Liebling mit der Liebe zum Schönen und Guten die dichterische und sprachliche Begabung vererbt. Similde lernte Französisch, Englisch, Italienisch, wie später etwas Latein und Spanisch. Auch malen und modellieren mußte sie unter Vaters Führung, wie er sie in Botanik, Geologie und Petrefaktologie einweihte und sich von ihr, als seinem Amanuensis, mit Hammer und Säckchen bewaffnet, auf geologischen Exkursionen begleiten ließ. Weder bei seinen wechselnden Beschäftigungen noch auf Reisen, auch nicht bei den alljährlich von ihm besuchten Naturforscherversammlungen, die den Verkehr mit den ausgezeichnetsten Fachgelehrten mit sich brachten, mochte er sie missen. Jede Art Vergnügung im Freien begünstigte er. Schlittschuhlaufen, Kahnfahren auf den Teichen des Gartens, Angeln, Pflanzen, Obsternten war, gleicherweise wie das stille Träumen im Schatten des Wäldchens, Simildes Wonne. Dabei öffnete sich ihr Elternhaus, so lang der Vater lebte (er starb 1858), den Freuden einer ausgebrei-

teten Geselligkeit. Thorwaldsen, Rückert, Caroline Seidler-Wranitzky, Wilhelmine Schröder-Devrient, Marschner, Lortzing, Mendelssohn, Schumann, Moscheles, David gingen darin aus und ein. Von Musik hallten die schönen Räume des jetzt grausam zerstörten Hauses wieder. Hell erklang da Similde's leicht beschwingter hoher Sopran, dessen Mitwirkung auch bei größeren musikalischen Veranstaltungen bei Livia Frege, Elisabeth Seeburg, Hedwig und Franz von Holstein gern begehrt wurde.

Gleich der Mehrzahl meiner damaligen Freundinnen, war Similde wesentlich älter als ich. Acht Jahre trennten uns; somit lag zur Zeit meiner Jugendblüte die ihre bereits hinter ihr. Unserer Harmonie verschlug dies nichts. Ihr sonniges Gemüt, ihr sprudelnder Geist und Witz, ihre Frohnatur trugen eine unvergängliche Jugend in sich. Genug, wir waren bald ein Herz und eine Seele.

Inmitten trüber Zeit nahte mir zuerst dies Sonnenkind. Das Überhandnehmen eines Halsübels bei meinem Vater, gegen das er durch wiederholte Badekuren vergeblich Abhilfe gesucht hatte, erfüllte unser Haus mit schwerer Sorge. Zum Unglück legte ihm gerade zu dieser Zeit die Vertretung des erkrankten und bald mit Tode abgehenden derzeitigen Leiters der Thomasschule, Professor Stallbaum, neben seinem eigenen Amt eine zwiefache Bürde auf, die ihn, den bis zur Selbstlosigkeit Gewissenhaften, zur Überanspannung seiner Kräfte nötigte. Nur wenige Monate überlebte er die einstimmig auf ihn gefallene Rektorwahl. Seine offizielle Antrittsrede diktierte er mir, von dem Lager aus, von dem er sich nicht wieder erheben sollte, in die Feder.

Am 2. Juli 1861 berief ihn Gott zur himmlischen Herrlichkeit, und unter Teilnahme einer überwältigenden Menge von Freunden, Verehrern und Schülern geleiteten wir ihn bei Glockengeläut und Thomanergesang auf seinem letzten Erdengang zu unserem Erbbegräbnis auf dem alten Johannisfriedhof. An seinem offenen Grabe rief ihm sein Sohn

Adelbert den letzten Abschiedsgruß nach und das Gelöbnis, dem Sinn des Verewigten getreu zu leben und zu lehren. Ein hinterlassenes Werk meines Vaters über „biblische Gräcität", sowie eine Auswahl seiner herrlichen Schulreden gab er mit einer Biographie des Verstorbenen pietätvoll heraus.

Des Trostes, Adelbert neben uns zu haben, wurden meine Mutter und ich leider bald darauf beraubt. Eine Berufung an die protestantische theologische Fakultät zu Wien führte ihn von unserer Seite hinweg und leider dauernd; denn es währte nicht lang, so gründete er sich mit einer zarten, überaus anmutigen und liebenswürdigen Schlesierin, Laura Barchewitz, die er durch seine Literaturvorträge im von Steyberschen Institut in Leipzig begeistert hatte, seinen häuslichen Herd.

Wohl fühlte ich mich nach meines Vaters Tod verpflichtet, mir einen Lebenszweck zu schaffen und fragte mich, welches meiner Talente stark genug sei, mich durchs Leben zu tragen. Ich dachte daran, mich im Klavierspiel so weit zu vervollkommnen, daß ich Liszt bitten könne, mich unter seine Schüler aufzunehmen. Ich erprobte meine schriftstellerische Begabung und schrieb ein paar Novellen, die, an Selbsterlebtes anknüpfend, mir gleichwohl nicht als Ausdruck einer starken Individualität die nötige Garantie boten. Ich arbeitete an Erweiterung meiner Allgemeinbildung; aber ich wartete zunächst vergebens auf ein Zeichen, wo mein eigenstes Fahrwasser zu suchen sei. Das fand sich erst später und ganz von selbst. Auch an mir war die Liebe, der Erdengewalten mächtigste, nicht vorbei gegangen. Aber es kam, wie es im Volkslied heißt: „Sie konnten zusammen nicht kommen — das Wasser war gar zu tief." Er gab viele Jahre später einer anderen seinen Namen. Viel Tragisches ging aus dieser Verbindung hervor. Mir schenkte Gott ein anderes Glück: er ließ mich in der musikschriftstellerischen Begabung, die er mir anvertraut hatte und die bisher in mir schlummerte, meinen innersten Beruf erkennen. Ihm

gab ich mich ohne selbstische Ziele hin wie einem Heiligtum. Und Liszt, der Beflügler meines Lebens, ward sein Entdecker.

* * *

An Adelberts Stelle wurde uns Hermann nach Leipzig zurückgegeben. Dagegen siedelte Laura Pohl, die treue Mitträgerin meiner Trauer um den geliebten Vater, zu unser beider Schmerz, nach Verlust ihres Vaters im Herbst 1863 mit ihrer Mutter nach Dresden über.

Zwei Wochen darnach beging Leipzig das fünfzigjährige Jubiläum der Völkerschlacht in einem mehrtägigen Feste. Freudenfeuer loderten auf den Schlachtfeldern empor. Festgottesdienste füllten die Kirchen aller Religionsgemeinden; abendliche Festvorstellungen luden ins Theater, in die Konzertsäle. Unter freiem Himmel, auf dem Markt vollzog sich eine musikalische Feier, zu der unabsehbare Menschenmassen herbeiströmten. Der Gewandhauskapellmeister Reinecke führte mit etwa 800 Sängern ein eigens zu dem Zweck von ihm vertontes Tedeum, Langer, der Universitätsmusikdirektor, Händels „Halleluja" und Arndt-Nägelis „Lobgesang" auf. Am Ende stimmte die ganze versammelte Menge voll Begeisterung den Choral „Nun danket alle Gott" an. Dazu am 18. Oktober ein Fackel-, am 19. ein Festzug mit den Veteranen und eine glanzvolle Illumination mit einer wundersam wirkenden Erleuchtung der Promenaden. Das Ganze eine erhebende nationale Vorfeier des 100jährigen Schlachtjubiläums, das wir 1913 begingen.

Als erster Gast des jungen Haushaltes von Adelbert sollte ich im Sommer nach Wien kommen. Mein Weg führte mich über Schlesien, dahin ich mit Laura Pohl bereits zum dritten Male der Einladung ihrer Lieblingscousine Meta Hart folgte. Die auch mir herzlich befreundete junge Frau, die Tochter einer Hallenser Professorenfamilie, war an den Pächter des königlichen Hofkammergutes Ölse bei Freiburg in Schlesien verheiratet, einen liebenswürdigen,

schönen Mann, der in Figur und Antlitz dem damaligen preußischen Kronprinzen, nachmaligem Kaiser Friedrich III. zum Verwechseln glich. Ölse lag in schönster Gegend. Das stattliche weiträumige Schloß, einst im Besitz eines Grafen Nympsch — dessen Bild noch in einem verödeten Saale hing und dessen Geist, wie das Gesinde raunte, daselbst umgehen sollte, wenn er auch unsere Ruhe nie gestört hat — war in der Kriegszeit dem preußischen Königshause zugefallen und eine Zeitlang vom Prinzen August von Preußen bewohnt worden. Ein Wallgraben mit einer Brücke schob sich zwischen Hof und Garten. Von diesem leitete eine Allee hoher alter Fichten ins Freie. Dem Schloß zur Seite grünte der „Lindenpark", ein ummauertes imposantes Gehege alter Linden, das der alte Fritz angelegt haben soll. Von dem erhöhten Aussichtsplatz am Ende dieser prachtvollen Baumriesen erblickt man bei hellem Himmel die Schneekoppe. Bewaldete Berge umgürten rings den Horizont.

Sowohl Laura als ich waren leidenschaftlich gern in Ölse. „Beide" — so schilderte uns Meta später in Erinnerungen aus ihrem Leben, die sie zu Lauras silberner Hochzeit als Manuskript drucken ließ — „beide waren lebensfroh, ohne jede Sorge und gaben sich den Freuden des Landlebens mit Entzücken hin. Auch die herrliche Umgebung genossen sie nach Herzenslust. Sie hatten ihre Alpstöcke mitgebracht, wanderten oft am Morgen aus und kamen erst Mittag zurück. Ja es passierte wohl auch, daß sie am frühen Morgen einen Leiterwagen benutzten, der nach irgendeinem Dorfe fuhr, und durch den Knecht sagen ließen, sie wären nach Hohenfriedberg oder sonst wohin gewandert; wir möchten sie erst gegen Abend erwarten. Es ist auch vorgekommen, daß sie bloß einen Vierling mit hatten [Notabene, zehn Groschen hatten wir dem Kutscher als Trinkgeld gegeben!], für welchen sie sich in einem Dorfe Semmeln kauften, sich beim Bäcker ein Glas borgten und am Brunnen dazu tranken und fast verhungert nach Hause kamen. Unternehmend, wie sie waren, holten sie sich auch einmal

beim Bürgermeister in Hohenfriedberg den Schlüssel zum Kriegerdenkmal, um es sich in der Nähe zu besehen. Sie stellten sich in Morgenmützen, runden Hüten und großen Stöcken dem hohen Herrn vor. ... Reit- und Fahrstudien machten sie natürlich auch und standen mit meinem Mann auf freundschaftlichstem Fuße. Dann und wann halfen sie wohl auch mal in der Wirtschaft, besonders eines Tages, als wir am Abend nach Fürstenstein fahren wollten. Es mußten vorher erst Preißelbeeren verlesen werden. Damit wir bald fertig würden, erboten sie sich zu helfen. Da es ihnen aber zu langsam ging, warfen sie Hände voll Preißelbeeren auf den Hof, in der stillen Hoffnung, daß die Hühner sie fressen würden, was natürlich nicht geschah, so daß ihre Missetat an den Tag kam." —

Ja, wir waren voll Übermuts im geliebten Ölse! Meine Passion war das Reiten, und so oft sich mir auf Reisen Gelegenheit dazu bot, säumte ich nicht, mir die Welt vom Sattel aus anzusehen. Unser beider Fahr- und Wanderlust kannte keine Grenzen. Keine der Herrlichkeiten rings umher ließen wir uns entgehen. Wir fuhren nach Waldenburg, nach Salzbrunn, Charlottenbrunn, Schweidnitz, erstiegen den fernen aussichtsreichen Zobten, wie fast jeden der nahen Berge. Die Krone unserer Ausflüge aber blieb der Fürstensteiner Grund; zählt er doch auch zu den landschaftlichen Kleinodien Schlesiens. Immer wieder lockte er uns zu sich. Oben am neuen Schloß, dem stattlichen Wohnsitz der Fürsten Pleß, wartete Bilses Kapelle mit Nachmittagskonzerten auf. Mehr zog uns die Romantik des alten Schlosses mit dem Turnierplatz, den Altanen und Gemächern, dem vorzeitlichen Waffen- und Bilderwerk an. Um diese Romantik mit noch erhöhten Beleuchtungseffekten auf uns wirken zu lassen, fuhren wir am späten Abend eines heißen Augusttags nach der Stätte unserer Vorliebe. Um Mitternacht wollten wir den Vollmond über dem alten Schlosse aufgehen sehen. Aber als wir ankamen, lugte er nur verstohlen aus Gewölk, das, sich mehr und mehr ver-

dichtend, sich bedrohlich über uns zusammenzog. Ferne Donner grollten, Blitze erhellten magisch den dunklen Grund. Da gab es kein Zögern. Ohne das erwartete Mondschauspiel voll genossen zu haben, lenkten wir heimwärts. War das eine schaurige Fahrt! Hören und Sehen verging uns bei dem Krachen des Donners, dem unaufhörlichen Auf- und Niederzucken der Blitze. Die Schleusen des Himmels öffneten sich über uns, den im leichten zweisitzigen Wagen Unbeschützten, um sich dann plötzlich zu schweren Hagelstücken zusammenzuballen. Schon verlor der Kutscher die Herrschaft über die Pferde, die, vom Aufruhr der Elemente scheu geworden, über die niedere Brustwehr einer Brücke hinabzuspringen im Begriff waren. Es schien vorbei mit uns. Da sprang Herr Hart, selbst ein Blitz an Raschheit, vom Wagen, ergriff die Zügel der Pferde und riß sie mit gewaltigem Ruck samt dem Wagen zurück vor dem verhängnisvollen Sturze.

Wir standen vor den letzten Häusern Freiburgs. Mit den Fäusten schlug unser Retter das Fenster eines am Wege liegenden Gasthauses ein, Einlaß heischend, und binnen wenigen Augenblicken waren wir mit unserem Gefährt in einer Remise geborgen, um nach beruhigtem Wetter in Ölse glücklich einzutreffen. Die arme Meta hatte inzwischen Todesangst ausgestanden, nicht um uns, „die Unkräuter", wie sie sagte, doch um den von uns zur Fahrt verlockten, geliebten Gatten.

Wir haben dies Abenteuer und allerlei andere Vorkommnisse unserer wiederholten schlesischen Aufenthalte nachmals, zur Kurzweil unserer lieben Wirte, in lustigen Knittelversen besungen, die wir noch heutigen Tages zuweilen als heitere Erinnerungen hervorsuchen. Unserem dritten Besuch in Ölse, wo wir die liebe Meta unter traurig veränderten Verhältnissen als Kreuzträgerin wiedersahen, folgte kein vierter. Für immer nahm ich, ohne es zu ahnen, Abschied, als ich von dort zu meinen Geschwistern nach Wien fuhr.

O, du mein liebes Wien!

1864

O du meine liebes Wien! Du Stadt voll heiteren Prunkes und lachender Anmut, voll Freudenrausch und Genußseligkeit, wo die Menschen so lieb und warmblütig sind und der Himmel allzeit voll Geigen hängt! Du Stadt voll Sang und Klang, wo Gluck und Haydn, Mozart und Beethoven, Schubert und Brahms, Bruckner und Hugo Wolf ihre Offenbarungen kündeten, wo Strauß der Walzerkönig, die beschwingtesten aller Tänze ersann und dem Dreivierteltakt die Welt eroberte! Wie schlug dir mein Verlangen entgegen! Wie froh grüßte dich mein erster Gruß, ahnungslos, wie sehr du mir einst ans Herz wachsen, wie vertraut und heimisch du mir werden würdest!

Und ich schaute noch das liebe alte Wien, das dem sich seitdem mit jedem Jahr herrschsüchtiger geberdenden neuen Wien widerstandslos weichen muß. Wohl hatte die „Stadterweiterung" schon ihr Werk begonnen. Gefallen war der Mauergürtel, der, ehedem als Bollwerk gegen Türken und Mongolen aufgerichtet, die innere Stadt umfing. Auf seinen Überresten am Schottentor winkte nur noch das gemütliche „Paradeisgartel" mit seinen Volkssängern die Hör- und Erfrischungslustigen zu sich herauf. In Scharen erstiegen sie das kleine grüne Eiland — denn ohne „Gefrornes" und ohne Musik kann man in Wien nicht leben. Verschwunden waren die malerischen Basteien, die Festungsgräben ausgefüllt. Zwischen dem Stadtinnern und den Vorstädten dehnten sich, wo sich heute die Prachtbauten des Parlamentsgebäudes, des Rathauses, des neuen Burgtheaters, der Universität erheben, breite Glacis', auf denen man das Militär exerzieren sah. Noch glitten unter der statuengeschmückten Elisabeth- und der Schwarzenbergbrücke die trägen Wasser der Wien dahin. Sie hatten's nicht eilig. Wer dachte damals an ihre Übermauerung, an Stadtbahn

und Tram, wo noch Gesellschaftswagen den Verkehr mit den Vororten vermittelten? Noch standen die alten, der Kunstpflege geweihten Stätten: das Kärntnertortheater mit seinen großen Traditionen — mir durch eine Elitevorstellung des „Tannhäuser" mit der Dustmann unvergeßlich —, der „Saal unter den Tuchlauben", in dem die herrlichste klassische und nachklassische Musik erklang. Noch schmiegte sich in den knappen Raum zwischen der Reitschule — Fischer von Erlachs Edelbau — und dem inneren Burgtor das alte, erst zwei Jahrzehnte später verlassene Burgtheater, in dessen engem, noch von Gluck und Mozart geweihtem Oval man sich dichterisch-darstellerischen Erlebnissen hingab, wie man sie heute nur noch vom Hörensagen kennt. Ja, dieses Wien, reich an Natur und Kunst, bevorzugt durch das liebenswerte Volk, ein buntes Gemisch von deutschen, welschen, slavischen Elementen, das sich's daselbst wohl sein läßt, war von Anbeginn eine sonnige, wonnige Welt für mich.

Wohl lernte ich es durch zwei glückliche Menschenkinder kennen, zwei, die in ihrer Vereinigung schon den Himmel auf Erden gefunden hatten. In der Alserstraße, nahe dem evangelisch-theologischen Fakultätsgebäude, nahe auch den weitläufigen Bauten und baumreichen Höfen des Krankenhauses, in dem ich später den Wagnerfreund Dr. Standthartner und die Seinen besuchte, hatten sich meine Geschwister ihr trauliches Nest gebaut. Mit ihnen ließ sich's gut leben. Soviel es seine Zeit erlaubte, strich Adelbert inner- und außerhalb Wiens mit mir herum. War seine Frau nicht mit gleicher Wanderlust begabt wie wir beide, so daß sie vielfach darauf verzichtete, uns Unermüdliche zu geleiten, so gingen wir allein auf Entdeckungsreisen aus; denn jeden geschichtlich denkwürdigen Bau, jeden malerischen Winkel mußte ich besichtigen.

Mit einem echten Wiener Kuriosum, dem „Stock im Eisen", wurde der Anfang gemacht. Ging es von da zum Wahrzeichen Wiens, dem alles beherrschenden Stephan, dessen heilige Hallen höchst unheilig einem Strom von

Menschen als alltägliche Verkehrsgasse dienen, zur versteckten edlen Gotik von Maria Stiegen, so streiften wir morgen von der zum Teil bis ins dreizehnte Jahrhundert zurückreichenden kaiserlichen Burg, ihren Plätzen, Höfen, Denkmälern und ihrer volkstümlichen „Burgmusik" zu den toten Kaisern bei den Kapuzinern. Sind doch dort in der Gruft des schmucklosen Baus seit drei Jahrhunderten alle die Gewaltigen, alle Vor- und Nachfahren Maria Theresias bis in die Neuzeit zu letzter Ruhe versammelt.

Ein andermal trieb es uns in die Augustinerkirche, aus deren Dämmerlicht Canovas ergreifendes Grabmal der Erzherzogin Maria Christine in lichter Schönheit hervorleuchtet. Im nahen Volksgarten, während Straußsche Walzerrythmen die Luft durchschwirrten, ließen wir uns den Theseustempel öffnen, der damals noch Canovas Theseusgruppe barg, die mittlerweile, gleich den Gemälden im Belvedere, im Museum für bildende Kunst eine dauernde Stätte fand.

Und mußte ich nicht Beethovens und Mozarts Sterbehäuser in der unfernen Schwarzspanierstraße und der Rauensteingasse, nicht auch das Geburtshäusel Schuberts in der Nußdorferstraße aufsuchen? Konnte ich an den Wohnstätten Glucks und Haydns in der Wiedener Hauptstraße und der Haydngasse, an der alten Universitätsaula vorübergehen, in der Haydn unter Huldigungen auserlesener Art sein liebstes Werk, die „Schöpfung". 1808 zum letzten Male vernahm?

Mich mit den kostbaren Sammlungen Wiens bekannt zu machen, übernahm Professor Schimko, ein alter Kollege meines Bruders — denn Adelberts Freunde wurden die meinigen. Mein gütiger Cicerone holte mich am Morgen meist im Wagen ab. Er ließ mich in Prinz Eugens prachtvollem Lustschloß Belvedere — dem nachmaligen Wohnsitz des österreichischen Thronfolgers Franz Ferdinand — die kaiserliche Gemäldegalerie mit ihrer Fülle von Tizians, Murillos, Van Dyks, Rubens', bewundern; führte mich in die im „unteren Belvedere" aufgespeicherte Ambraser Samm-

lung, in die an Handzeichnungen und Stichen überreiche „Albertina“, in das Münz- und Antikenkabinett mit Kunstwerken Benvenuto Cellinis, in die Hofbibliothek, unter deren zahlreichen musikalischen Handschriften mich Mozarts unvollendetes Requiem als rührende Reliquie besonders fesselte. Im zoologischen Museum frischte ich meine naturgeschichtlichen Kerntnisse nach Möglichkeit auf und schaute in dem unheimlichen Gorilla, dem riesigsten und menschenähnlichsten der Affen, ein Unikum, wie ich im Mineralienkabinett die ungeheuren Meteorsteine als ein tatsächlich vom Himmel gefallenes Wunder anstarrte. Unter den unschätzbaren Kleinodien der kaiserlichen Schatzkammer machten Krone und Kaiserornat Karls des Großen, die, seinem Grabe in Aachen entnommen, vom letzten Träger der römischen Kaiserwürde, Kaiser Franz, zuletzt an- und abgelegt wurden, auf meinen Geschichtssinn den stärksten Eindruck.

Auch zu den Reichtümern der Liechtenstein-Galerie in der Rossau geleitete mich mein unermüdlicher Führer. Zur schönen Arthaberschen Sammlung moderner Meister, die jetzt in alle Winde verstreut ist, bahnten mir meine Geschwister den Weg, die die Besitzer zu ihren Freunden zählten. In dem gastfreien Hause in Oberdöbling, das nachmals das Eigentum der nicht minder gastlichen Familie von Wertheimstein ward, und dem sich zu jener Zeit das benachbarte Haus der jungen Arthabers anschloß, sind mir viel frohe Stunden hingegangen und ich habe den musikfreundlichen Wirten meinen Dank dafür auf dem Flügel darzubringen versucht.

Tag für Tag lockten uns neue Ziele. Bei bequemeren Ausflügen, dahin uns der Wagen trug, gesellte sich uns Geschwistern Lorle, meine Schwägerin. Was gäbe es auch Hübscheres als eine Praterfahrt? Wo findet man ein treueres Abbild der Wiener Lustbarkeit? Es muß kein Festkorso im ersten Maienglanz sein, des Lebens gibts hier immer genug. Und eitel Lust ist's — und ungleich poetischer als im heutigen fauchenden Auto — sich von raschen Rossen

durch die stolze dreifache Kastanienallee bis ans „Lusthaus" führen zu lassen, wo die vornehme Welt umzulenken pflegt; denn in den hinteren, den „wilden" Prater bis zum Donaukanal hin — so herrlich er ist in seiner poesievollen Einsamkeit — verlieren sich nur die Naturschwärmer, die Träumer oder die Liebespärchen. Das Lusthaus rühmt sich keiner Monumentalität, ist aber durch einen militärischen Angriff Napoleons im Jahre 1809 zur historischen Stätte gestempelt worden. Einer ungeheueren Festversammlung bot sich der Prater am ersten Jahrestag der Leipziger Völkerschlacht, als der Kongreß in Wien tagte, zum Schauplatz dar. Am Ende der Hauptallee war eine Gloriette mit einer Loge errichtet. In der Loge speisten die Souveräne, die Offiziere in deren Umgebung. Für die 20000 Mann der Garnison waren Tafeln in den Alleen aufgestellt. Fürst Anton Radziwill, der Vertoner des „Faust", berichtet seiner Gattin, Prinzessin Luise von Preußen*), welch „wundervollen Anblick" dies Bild vom Lusthaus herab ergab. Dies Lusthaus ist das beliebte Ziel all der eleganten Karossen und feschen Fiaker, in denen Mitglieder des Kaiserhauses und Hochadels, hohe Staatsmänner und Militärs, Vertreter der Hochfinanz und der Großindustrie und wer weiß noch alles mit ihren Damen an uns vorüberfliegen.

Da haben wir das Wien, das auf der Menschheit Höhen wandelt. Doch auch nach den tieferen Regionen der Wiener brauchen wir nicht weit zu suchen. Nur seitwärts vom „Nobelprater" dürfen wir uns wenden, um uns vom Volksparadies des „Wurstelpraters" umgeben zu sehen. Ein beständiger Jahrmarkt im Grünen herrscht hier. Behaglich ins Gras gestreckt, lagern Pärchen und Familiengruppen. Mit ihren Soldaten schwingen sich flotte Mädeln nach dem Takt der Drehorgel im Reigen. Das ist ein Jubel ein keckes Treiben von jung und alt. Der Zymbal klingt. Zigeuner

---

*) Aug. Fournier, Briefe vom Wiener Kongreß Deutsche Rundschau, 1. Juni 1915.

spielen ihre Weisen, Italiener bieten Salami, Bosniaken allerlei Zuckerwerk, Böhmen Wiener Würstel feil. Hier ist ein offener Bier-, dort ein ambulanter Kaffeeschank. Kasperletheater und Schaubuden aller Art bereiten kleinen und großen Kindern Kurzweil. Dazwischen drehen sich die Karusselle schwindelnd im Kreise — und unser Mutwille bringt es fertig, in ihnen einen Löwenritt zu wagen. Wenn uns hier Leipziger Augen gewahrten! Ja, welch andere Art der Lustbarkeit und der Lebensfreude beim Wiener Volk als bei uns daheim! Dem Wiener ist Talent zur Freude, wie die Lust am Klange und die ihn charakterisierende Gemütlichkeit eingeboren. Und er braucht eine „Hetz". Doch welch harmlose Leichtlebigkeit und Naivität, welche Natürlichkeit, die bei allem Hingegebensein an den Augenblick nicht in Plumpheit ausartet und einer gewissen Anmut nicht entbehrt!

Den Prater muß man kennen, um sich ganz in Wien zu fühlen. Ein anderes Gesicht zeigt uns der „Augarten." Nicht ein Naturpark wie jener, ladet er uns nur in seinen hinteren Partien unter hochgewölbte Schattengänge. Weite heitere blumengeschmückte Anlagen im französischen Stil nehmen uns beim Eintritt auf; über der Pforte lesen wir die Inschrift des edlen, seiner Zeit vorausstrebenden Kaisers Josef: „Allen Menschen gewidmeter Erlustigungsort von ihrem Schätzer." War es doch Maria Theresias großer Sohn, der, wie er schon früher den bis dahin ausschließlich den „Divertissements des kaiserlichen Hofes" vorbehaltenen Prater der allgemeinen Benutzung geöffnet hatte, 1775 nun auch den köstlichen Augarten dem Publikum auftat. Noch umfangen uns hier Josefinische Erinnerungen. Noch steht — abseits des stolzeren aus Alleen und Taxuswänden hervorlugenden Augarten-Palais — das langgestreckte „Josefsstöckel", das der hohe Menschen- und Naturfreund zu bewohnen liebte, und nahebei der Saalbau, der, größeren Festen Raum gewährend, später, zur Zeit der bevorzugten Augartenkonzerte, zumal unter Schuppanzighs Quartett- oder Orchesterführung, von Beethovens Klängen widerhallte.

Und nun hinaus in die wonnige Umgebung Wiens! Dornbach mit dem Schwarzenberg-Park und dem nahen Holländerdörfel, Laxenburg, Mödling, die Brühl und Baden, letzteres für mich durch Beethoven geheiligter Boden. Mit besonderer Vorliebe zog michs immer nach Schönbrunn, Maria Theresias Schöpfung und Lieblingsaufenthalt. Das Kaiserliche der Anlage von Schloß und Park, das imposante, von Marmorbildern umstandene Parterre, die lauschigen Lauben- und Heckengänge, die zopfigen Bassins und Wasserspiele, das fremde Getier entzückten mich nicht minder als der Blick von der Gloriette herab über das majestätisch sich ausbreitende Wien, das Silberband der Donau, das ganze weite Gelände, das sich hier in den Karpathen, dort in den grünen Gipfeln des Wiener Waldes verliert. Zu dessen letzten Ausläufern: den Kobenzl — dessen düsteres Schloß dem Entdecker des mystischen Od, Baron Reichenbach, zur Behausung diente —, den Himmel, den Kahlenberg und den Leopoldsberg, steigen wir natürlich hinan. Auf letztgenanntem, der den schönsten Rundblick darbietet, betreten wir das ehrwürdige Kirchlein, in dem, inmitten der schweren Not der Türkenbelagerung, 1683 Johann Sobieski, der Polenkönig, Karl von Lothringen und der badische Ludwig den Sieg über die Ungläubigen vom Himmel erflehten, der ihnen bald darauf verliehen ward. Uns zu Füßen ragt am Donauufer Klosterneuburg. Von der Kuppel des palastähnlichen Augustinerstiftes, das der hier begrabene Babenberger Markgraf Leopold der Heilige gegründet, schauen die deutsche Kaiserkrone und der österreichische Herzogshut, aus Eisen geschmiedet, in die Lande. Da hinunter führt unser Weg, wenn wir auch leider zu früh kommen, um den höchsten Festtag Klosterneuburgs, den Leopolditag am 15. November, wo halb Wien zur Stiftskirche und den Klosterkellern wallfahrtet, mitzufeiern.

Wo gab es ein Ende des zu Schauenden und unserer Wanderlust im lieben Wien? Zu guterletzt ward mir noch ein Blick in die Alpenwelt aufgetan. Ich fuhr mit Adelbert

über den Semmering, ein Bahnbau, der zu jener Zeit, wo man noch nichts von den Kühnheiten der heutigen Bergbahnen ahnte, wie ein Wunder angestaunt wurde. Da, wo jetzt elegante Hotels zum Verweilen einladen, stiegen wir hinab zu den Artlitzgräben und wanderten auf romantischem Pfad über die Feste Clam gen Reichenau. Andern Tags gings durch das wilde Naßtal, am Kaiserbrunnen vorbei, dessen köstlich lauterer Quell jetzt die Wiener tränkt, über Naßwald hinaus zur „Sennerin". Wie ich das genoß! Wie ich aufjauchzte in der Fülle des Schönen, Niegeschauten! Wenig fehlte, so hätte ich der Lockung eines befreundeten Arztes folgend, mit ihm die Raxalp oder den Schneeberg erklettert, die so verführerisch in ihrer weißen Herrlichkeit nach Reichenau herabgrüßten. Aber ich fügte mich — so sauer mir, wie noch oftmals auf Reisen, das Umkehren wurde — der Vernunft und fuhr mit Adelbert nach Wien zurück, um bald darauf, nachdem er dafür gesorgt hatte, daß mich in Prag ein liebenswürdiger Führer erwartete, der mich in die Besonderheiten der hunderttürmigen böhmischen Königstadt einweihte, reich an Eindrücken aller Art, nach Leipzig heimzufahren.

Leipziger Originale

1865—1866

Seit Laura Pohl im Herbst 1863 mit ihrer Mutter nach Dresden übergesiedelt war, wo ihre ältere Schwester verheiratet lebte, fand ich mich alljährlich für einige Wochen als Gast bei ihnen ein, wie gleicherweise meine Freundin in Leipzig abwechselnd bei uns und bei ihrem Onkel Geheimrat Radius — dem und seiner Frau Leipzig unter anderen Guttaten den stattlichen Bau seines Konservatoriums dankt — einkehrte. Solchergestalt waren uns auch der

Jahresschluß 1865 und die ersten Wochen des neubeginnenden Jahres 1866 verschönt worden. In diesen Tagen verlor ich ein Vielliebchen an Laura. Auf meine Bitte, mir einen Wunsch zu nennen, den ich ihr erfüllen könne, erwiderte sie, jetzt sei sie wunschlos, falle ihr etwas Begehrenswertes ein, so werde sie damit nicht hinter dem Berge halten.

Den letzten Abend vor ihrer Abreise brachte sie, die diesmal bei Radius' wohnte, bei uns zu. Mit meinem Bruder Hermann spielte sie, wie zuweilen, ein paar Partien Schach und ward darnach von ihm heimbegleitet. Am nächsten Morgen, als ich, wie vereinbart, zu Laura kam, begrüßte sie mich mit den Worten: „Jetzt weiß ich, was du mir als Vielliebchen schenken kannst — ich wünsche mir deinen Bruder." Sie hatte sich am Abend bei der Heimbegleitung mit ihm verlobt. Ich war darüber beglückt und sah nicht nur meinen stillen Lieblingswunsch, sondern zugleich den meiner Mutter und meines lieben seligen Vaters erfüllt, wenn es für mich zunächst auch einige eifersüchtige Regungen zu überwinden galt.

Am 4. August standen sie in der Nikolaikirche zu Leipzig vor dem Altare, und der herrliche, wahrhaft apostolische Pastor Ahlfeld segnete ihren Bund.

In den letzten vorhergegangenen Monaten waren ungeahnte Erschwernisse der sonntägigen Brautfahrten meines Bruders eingetreten. Der traurige Bruderkrieg zwischen Preußen und Österreich war im Juni ausgebrochen. Heißer Haß gegen seinen Urheber Bismarck bemächtigte sich aller. Man verwünschte ihn, der, hellsehender und genialer denn alle, die geschichtliche Notwendigkeit des nationalen Zusammenschlusses der Deutschen und mit ihr die Mission des preußischen Staates erkannte, der Träger dieses nationalen Gedankens zu sein. Freilich wie wenige ahnten damals, daß das größte staatsmännische Genie der Weltgeschichte eben damit den Weg beschritt, der zur Gründung eines einigen Deutschen Reiches führte. Wäre 1870 ohne 1866 überhaupt möglich gewesen? Genug unser kleines Sachsen

hatte sich auf Österreichs Seite gestellt und ward von Preußen in Besitz genommen. Truppen überschwemmten Leipzig. Gegen 33 000 Mann wurden in Stadt und Umgegend beherbergt. Auch wir mußten wiederholter Einquartierung unsere Tür öffnen. Verwundete wurden in Scharen nach Leipzig gebracht, wo es bekanntlich an Hilfsbereitschaft nie fehlt. Jeder tat das Seine. Similde Gerhard trat in den Vorstand des „Internationalen Hilfsvereins" ein. Sie übernahm die Verwaltung des großen Depots am Thomaskirchhof, wo Wäsche, Decken, Verbandzeug, Medikamente verwahrt und von den Lazarettdienern täglich abgeholt wurden. Ich wurde zum Buch- und Schriftführer gewählt und war Tag für Tag von 9 bis 1 Uhr, später auch den Nachmittag über im Depot beschäftigt.

Indessen verarbeiteten im schönen Gerhardschen Hause in der Lessingstraße allmorgendlich einige vierzig Damen alte und neue Wäsche- und Verbandstücke und versorgten unser Depot mit Vorräten. Unter ihnen machte sich meine Mutter als unermüdliche Zuschneiderin verdient. Im Depot schloß sich Similde und mir als Dritte im Bunde die originelle, etwas derbe Lina Marezoll an. Wir waren, trotz des schweren Ernstes der Zeit, guten Humors, tauften unsere Firma „Bählämmels selige Witwe", zeichneten unsere täglichen Erlebnisse unter dem Titel „Gedankencharpie" auf, empfingen Besuche, nicht nur von Lazarettboten, und walteten dabei fleißig unseres Amtes.

Bedenklicher wurde unsere Aufgabe, als sich im Lazarett — und gegen den Herbst hin auch in der Stadt — die Cholera verbreitete und uns beim täglichen Verkehr mit den Lazarettdienern mit Gefahr der Ansteckung bedrohte. Doch blieben wir gottlob unangefochten bis unser Depot sich im Oktober, nach erfolgtem Friedensschluß auflöste. Was ich aus dieser meiner fünfmonatigen Tätigkeit neben einer Fülle von Erinnerungen als reichsten Gewinn davontrug, war die unauflösliche Befestigung meiner Freundschaft mit Similde.

Auch die Gunst und Freundschaft der lieben Frau Hedwig von Holstein, einer unserer aufopferndsten Menschenfreundinnen, wandte sich mir in dieser Zeit zu. Gemeinsam mit Similde eiferte sie mich zur Beteiligung an ihren humanitären Bestrebungen an. Ich trat als Stellvertreterin dem Vorstand der von ihr in Verbindung mit einer Kinderbewahranstalt gegründeten Dienstbotenlehranstalt bei und bemühte mich zugleich in allwöchentlichen Unterrichtsstunden, den halbwüchsigen Mädchen einige Kenntnisse im Rechnen und in der deutschen Sprache beizubringen. Die Vorstandsdamen — meist ältere Frauen, denen auch Similde als Kassiererin angehörte — bildeten einen Verein, der reihumgehend, sich aller 14 Tage bei Kaffee und Kuchen versammelte, um über das Wohl und Wehe der beiden Anstalten zu beraten. Im Sommer, wo mehrere der Damen teils ihre Güter, teils ihre Landhäuser bewohnten, gab es vergnügliche Ausflüge, die uns persönlich einander näher brachten. Meine Vereins- und Lehrtätigkeit betrieb ich zwölf Jahre oder länger. Dann entlastete mich Frau von Holstein selbst mit den Worten: „Nun ist's genug. Wir dürfen Sie nicht länger festhalten; denn Sie haben Besseres zu leisten, was niemand von uns tun kann!"

Frau von Holstein war eine wundervolle Frau. Als eine der hervorragendsten und originellsten populären Persönlichkeiten Leipzigs, die, wo es künstlerische Zwecke zu fördern oder menschliche Not zu lindern galt, bei reichen Mitteln stets in vorderster Reihe stand, ward sie allgemein, auch über ihre Vaterstadt hinaus geliebt und verehrt. Allem Äußerlichen abhold, gleichgültig gegen die Tyrannei der Mode, erregte ihre Art, sich zu kleiden, häufig den Widerspruch derer, die nicht begriffen, daß man an sich selber spare, um den edlen Luxus des Wohltuns um so unbegrenzter ausüben zu können. Legte sie doch auch die weitesten Eisenbahnfahrten in dritter Wagenklasse zurück, damit die Ersparnis anderen zu gute komme. Voll Geist und Phantasie, dabei schlicht und offenherzig, mit verklärenden

Augen in Menschen und Dinge stets das Beste hineinsehend und sich trotz mannigfacher Enttäuschungen ihren schönen Idealismus nie verkümmern lassend, war sie im vollsten Sinne des Wortes eine Individualität, war sie eine auserwählt glückliche und zum Beglücken geschaffene Natur. In ihrer immer gleichgestimmten Seele wie in ihrer Kehle sang und klang es. Als Mendelssohn und Gade — für welch letzteren sie eine stille Liebe im Herzen trug — auf der Höhe ihres Schaffens standen, erglühte sie in Begeisterung für deren Ideale und lebenslang blieb sie ihnen treu. Über Schumann und Brahms kam sie ihr Lebtag nicht hinaus. Zu Wagner und Liszt suchte sie nie den Schlüssel. Mit Franz von Holsteins feiner, durch Fortschrittsgelüste nicht beunruhigter Natur klang ihre Seele harmonisch zusammen. Sie schenkte ihm die Muße, ganz seinem Genius zu leben, und hielt — wie schon ihre Mutter, Frau Salomon, dies getan und wie es auch Brauch bei ihrer Schwester Frau Elisabeth Seeburg war — ihr Haus der künstlerischen Welt als Sammelplatz offen. Wie viele Stunden geistiger und gemütlicher Erhebung dankte ich ihr, auch wenn unsere Ideale auf verschiedenen Wegen lagen!

* *

*

Noch bevor uns die Kriegsfanfaren schreckten, während unseres letzten friedvollen Zusammenseins in Dresden, hatte ich Laura und ihrem eben gegenwärtigen Bruder Richard meine zum Teil hier angeführte „Erinnerung an das alte Weimar und den Zauberer von der Altenburg“, sowie eine später entstandene biographische Skizze „Robert Schumann“ vorgelesen, letztere als Ergebnis des intimen Mich-Einfühlens in eine mir unendlich sympathische Tonpoesie. Beider Urteil sprach für Veröffentlichung. So klopfte ich denn nach beendeten Kriegswirren bei „Westermanns Monatsheften“

an, wurde bereitwillig willkommen geheißen und debütierte daselbst 1867 unter dem Namen La Mara mit drei „Musikalischen Studienköpfen": Schumann, Liszt, Chopin. Auf das Pseudonym — eine Kombination der Namen Laura und Maria, obwohl meine Schwägerin keinerlei Schuld und Verantwortung an meinen Arbeiten trifft — verfiel ich, weil mein seliger Vater einmal zu Mutter geäußert hatte, er möchte mich nicht gern auf der Laufbahn der Schriftstellerin sehen, so wenig er gegen Veröffentlichung meiner Gedichte einzuwenden hätte. Mir widerstrebte es daher, unter seinem Namen vor die Öffentlichkeit zu treten, obschon mir dies den bedeutsamen Schritt gewiß erleichtert haben würde.

Vorangegangen waren diesen musikalischen Erstlingen außer der Liszt-Erinnerung ein paar Novellen, in die zum Teil auch die Musik hereinspielt. Sie ruhen samt einigen von mir vertonten Liedern in meinen Mappen begraben, bis auf eine historischen Stoffs, die Adolf Stern, dem sie gefiel, mit sich nahm, um sie in Druck zu bringen. Er hat mir über ihre Verwendung keine Rechenschaft gegeben, und weder im Manuskript noch gedruckt ist sie mir wieder vor Augen gekommen.

* *
*

Der Winter, der dem kriegerischen Sommer folgte, zeitigte für mich eine ungewöhnlich rege Geselligkeit. Franz von Holstein hatte seine erste Oper „Der Haideschacht" vollendet und noch bevor sie vor das Publikum trat, überraschte ihn seine Frau an seinem Geburtstag durch eine heimlich vorbereitete Aufführung im Freundeskreise — eine zarte Aufmerksamkeit, die sie auch bei seiner zweiten Oper „Der Erbe von Morley" 1871 wiederholte. Similde wirkte beide Male solistisch mit, und ich machte mich beim Einstudieren einiger Ensembles nützlich und hatte daran meine

Freude. Nach Aufführung des „Erben“ schickte mir der Komponist, dem ich, als er mir vor einer heimlichen Probe in den Weg kam, mit Mühe entschlüpft war, seine Klaviersonate mit der Widmung: „Fräulein Marie Lipsius wird wegen ungerechtfertigten Ausreißens zu drei Sätzen Vergangenheitsmusik verurteilt von Franz von Holstein, Adjutant a. D.

Zu dieser Zeit standen dramatische Leseabende im Flor. Sie wurden vornehmlich in einem sich mir neu erschließenden Kreise betrieben, der, mit vortrefflichen Kräften ausgestattet, sich an jedem zweiten Sonntag in einem gastlichen Hause vereinigte und unter Regie von Dr. Adolar Gerhard, Similde's Bruder, sich mit vielem Ernst und Feuer der Sache hingab. Auch Frau Henriette Goldschmidt, die Vorkämpferin der Frauenbewegung und Begründerin der ersten „Hochschule für Frauen“ in Deutschland, veranstaltete noch bei Lebzeiten ihres Gatten, des Rabbiner Dr. Goldschmidt, in ihrem Hause genußvolle Lesungen, zu denen sie mich zuzog. Der Wiedergabe von Shakespeares „Wintermärchen“, bei der ich die Perdita las, erinnere ich mich noch voll Entzücken. Von Nichtkünstlern wurde hier Künstlerisches geleistet.

Und noch in anderen mir bekannten Familien erfreute sich diese heute wenig mehr beliebte Unterhaltung großer Bevorzugung. Zumal Fräulein Louise und Mathilde Schumann, die Schwestern und Erbinnen des Stifters unseres Neuen Theaters, bei deren Soireen und jours fixes sich halb Leipzig zusammenfand, nahmen dramatische Lesungen mehrfach in ihr vielgestaltiges Vergnügungsprogramm auf. Man amüsierte sich in ihren Gesellschaften in ihrem Landhause in Schönefeld wie in ihrer Stadtwohnung meist prächtig, sah interessante Menschen, hörte einheimische und fremde Künstler oder gute Dilettanten singen, spielen, rezitieren, ließ sich durch wissenschaftliche Vorträge in populärer Form belehren, belustigte sich an Theateraufführungen, an Zaubervorstellungen, an kleinen heiteren Impromptus. Verletzend

nur wirkte auf den Beobachter die Nonchalance im Gebahren mancher Geladenen gegenüber den Frauen vom Hause, die sich ohnehin damit begnügten, unter ihren Gästen die allerbescheidenste Rolle zu spielen. Einmal kam es sogar dahin, daß bei Improvisation komischer Charaden zwei übermütige junge Herren die Wirtinnen, von denen sie sich Umhänge und Hauben erbeten hatten, in Allüren und Sprechweise erkennbar nachahmten. Sie vollbrachten damit kein Kunststück. Waren doch die mit Glücksgütern und guten Herzen reich Gesegneten von Mutter Natur mit einer so sonderbaren Häßlichkeit bedacht worden, daß man sie unschwer karrikieren konnte. Man lachte über den übelen Scherz — aber ringsum machte sich gerechterweise die Empörung über diesen Mißbrauch der Gastfreundschaft Luft und mancher ging, um nicht wiederzukehren.

Ich erlebte daselbst auch eine Soiree, deren tragischer Ausgang viel Aufsehen erregte. Inmitten der musikalischen Unterhaltung bemerkte ich, daß eine Verwandte des Hauses sich erhob und von ihrem Nachbar aus dem Saal herausführen ließ. Sie war mit Gatten und zwei Töchtern anwesend und hatte wenige Minuten zuvor einem Bewerber ihrer einen Tochter die erbetene Erlaubnis erteilt, ihr am nächsten Morgen seinen Herzenswunsch vorzutragen. Plötzliche Kongestionen hatten sie, wie es hieß, genötigt, sich in ein als Garderobe benutztes Zimmer zurückzuziehen. Wenige nur hatten ihr Verschwinden bemerkt und die Musik erlitt keine Unterbrechung. An etwas Bedenkliches dachte niemand. Auch die Damen des Hauses, deren Scheu vor dem Tode, wie man behauptete, so weit ging, daß sie, um nicht an den Fortgang der Zeit erinnert zu werden, die Uhren aus ihren Zimmern verbannten, verrieten keinerlei Unruhe. Man ging zum Nachtmahl und nahm an den üblichen kleinen Tischen Platz. Es ging äußerst belebt und heiter zu. Da schreckte uns plötzlich ein unheimliches Geflüster auf: „Die herbeigerufenen Ärzte lassen die Herrschaften bitten, sich baldmöglichst zu entfernen, denn neben ihnen

liegt eine Sterbende." Augenblicklicher Aufbruch erfolgte. Doch kostete es Mühe, bis jeder aus dem Wirrwarr der aus der Garderobe eilig herausgeräumten Kleidungsstücke die seinen herausfand. Similldes Schwägerin, eine Tochter vou Moscheles, suchte vergebens nach ihrem warmen englischeu Schal. Man hatte ihn der Schwerkranken zur Hülle gegeben und sie tat darin, kaum nachdem der letzte Gast über die Schwelle geflohen war, ihren letzten Seufzer.

⁂

Damals durfte Leipzig sich noch des Besitzes einiger, gleich den genannten nun ausgestorbener Originale rühmen, zu denen ich mehr oder weniger in Beziehung stand. Ein solches war die Herrin des Rittergutes Schönefeld bei Leipzig, Baronesse Hedwig von Eberstein. Ihre Eltern hatten mit denen Similldes einst Freundschaft gepflegt; die Töchter setzten sie trotz Altersverschiedenheit fort, und sie übertrug sich auch auf mich. Hedwig von Eberstein, deren edle Gesichtszüge ihrer inneren Vornehmheit entsprachen, hatte eine unfrohe Jugend hinter sich. Einer leichten Krümmung zufolge, war sie durch viele Jahre auf ein Streckbett geheftet worden, ohne daß hierdurch dem Übel Abhilfe geschehen wäre. Sie mußte damit durchs Leben gehen. Als sie nach dem frühen Tode ihrer Eltern — ihr Vater war Offizier in englischen Diensten — ihren Besitz antrat, war ihr Schloß in der Leipziger Völkerschlacht bis auf einen noch heute erhaltenen Mauerrest niedergebrannt, waren ihre sich weithin dehnenden Liegenschaften und Felder eine Wüste. Ein an ihre Verwandten väterlicherseits gerichtetes Gesuch um Beistand verhallte ungehört. Dagegen schaffte ein ihr bekanntes Verwaltungsgenie Rat. Schönefeld blühte zu alter Herrlichkeit auf: ein neues stattliches Schloß erstand, ein Teil des großen Terrains wurde durch Verkauf vorteil-

haftest verwertet. Das Vermögen der Baronesse vervielfältigte sich. Gleichwohl gestattete sie sich nur einen Luxus: sie durchreiste Europa, Indien, Ägypten, Palästina, Kleinasien, Algier, Brasilien und brachte aus allen Weltteilen natur- und volksgeschichtliche Raritäten heim, die im Schlosse aufgestapelt wurden. Im übrigen konnte es niemand Anspruchsloseren als sie geben; schien es doch, als scheue sie sich geradezu, ihren Reichtum offenbar werden zu lassen. Besuchte sie beispielsweise ein Konzert oder Theater, wo sie zwei Logenplätze abonniert hatte, für die sie sich häufig unsere Gesellschaft erbat, so ließ sie sich von ihrem Wagen, selbst beim bösesten Wetter, nie an der Einfahrt, sondern an irgend einer entlegenen Stelle erwarten. Bei angeborenem Mißtrauen immer von Bittenden umlagert, schloß sie sich in ihrem Schlosse ein, in dem sie, außer ihrem alten Kastellan, möglichst wenig Dienerschaft hielt und in äußerster Einfachheit lebte. Während sie früher die hervorragendsten Gelehrten und Künstler Leipzigs in ihre Nähe zog und jeder ihre Einladung mit Freuden begrüßte, vereinsamte sie später mehr und mehr. Nur bei Similde sagte sie sich häufig als Mittagsgast an, und dann mußten wir ihr von unserem Tun und Treiben, für das sie warmen Anteil zeigte, berichten. Freundschaftlicher Instinkt führte uns noch in ihrer Sterbestunde zu ihr, als sie nach langer Krankheit, in einem Lehnsessel ruhend, die Augen schloß.

Ihre größte Sorge bildeten durch Jahre ihre letztwilligen Verfügungen. Sie traf sie dahin, daß ein zu gründendes Fräuleinstift, dessen Statuten sie selbst festsetzte, Erbin ihres Schlosses und des größten Teils ihres bedeutenden Vermögens wurde. Die Tochter des Finanzmannes, dem sie ihren Reichtum wesentlich dankte, ernannte sie zur Universalerbin, indes ihre zum Begräbnis herbeigeeilten Verwandten, die Nachkommen derer, die ihr einst die erbetene Hilfe verweigert, leer ausgingen.

Für ihre letzte große Reise nach Brasilien hatte sie eine Freundin von Similde, die als unsere Depotgenossin schon

genannte Fräulein Lina Marezoll, zur Gefährtin erkoren. Ein deutscher Koloniedirektor namens Sellin in Nova-Petropolis, an den die Damen empfohlen waren, begleitete sie auf einem mehrtägigen Ritt durch den Urwald. Am dritten Tage feierte Lina hoch zu Rosse mit ihm ihre Verlobung; doch in aller Stille, denn Fräulein von Eberstein wurde erst nach der Rückkehr in Leipzig durch die Mitteilung überrascht. Ein halbes Jahr später legte die Braut die Reise nach Brasilien nochmals zurück, um sich mit ihrem Erwählten trauen zu lassen. Zum Transport ihrer Aussteuer, die, in Säcke verpackt, Maultieren aufgeladen ward, mußte ein Weg durch den Urwald teils geschlagen, teils verbreitert, oft auch ein Fluß durchschwommen werden. Affen und Papageien, deren manche sie verspeisten, umkreischten ihr Haus, eine volle Tagereise trennte sie von ihren nächsten Nachbarn. Und hier ward ihnen ein Kind geboren. Tapfer, urgesund, einem kräftigen Geschlecht entsprossen — ihre älteste, nicht minder originelle Schwester Therese wurde die zweite Lebensgefährtin des bekannten Botanikers Schleiden, in dem ich einen geistvollen Satiriker kennen lernte — bestand die nicht mehr junge Frau den Kampf mit den Verhältnissen. Nach mehreren Jahren kehrte sie mit Mann und Tochter nach Deutschland zurück, lebte erst in Leipzig, dann in Hamburg, schließlich in München, wo sie, deren nüchterne Verstandesnatur sich, anscheinend widerspruchsvoll genug, von ihrem Gatten dem Spiritismus gewinnen ließ, gestorben ist.

* * *

Den Drang ins Weite, zu fremden Ländern und Völkern teilte mit Baronesse Eberstein eine ihr befreundete interessante Frau, die Witwe des als Geschichtsforscher, bayrischer Minister und insbesondere als Leiter des Tiroler Befreiungskriegs von 1809 bekannten Freiherrn Josef von Hor-

mayr. In München lebend, war sie in unserer Stadt nur ausnahmsweise zu sehen. Mir fiel sie zuerst auf einem Professorenball durch ihren wunderlichen Kopfputz auf: einen havanafarbenen Turban mit reicher grüner Federzier, der einem Indianerhäuptling zum angemessenen Schmuck gereicht haben würde. Kurz darauf lernte ich sie im kleinen Kreise kennen und war von ihrer geistreichen Art, ihrer Unterhaltungskunst bald eingenommen. Angeregt erzählte sie viel von ihren Reisen, und ich entsinne mich noch ihrer mir erstaunlich klingenden Versicherung, daß das Schönste von allem, was sie auf Erden gesehen, die Wüste sei.

Sie war, sozusagen ein halbes Leipziger Kind, im Rittergut Lützschena bei Leipzig auf die Welt gekommen, als Tochter eines spekulativen Genies, das, als armer junger Bursch einst hier eingewandert, namentlich dank Einführung australischer Merinoschafe, als reicher, geadelter Grundbesitzer Speck von Sternburg, in seinem, durch seine Gemäldegalerie berühmt gewordenen Schlosse starb. Nur soll er — der Großvater des in Washington verstorbenen deutschen Botschafters „Specki“ — ein tyrannischer Sonderling gewesen sein. Die nicht glückgesegnete Heirat seiner beiden Töchter entschied widerspruchslos seine Wahl, und in dem im alten romantischen Geschmack mit Kapellen, Tempeln, Einsiedeleien und einem Familienbegräbnisplatz angelegten Park sieht man zwei monumentale Sarkophage, die er einst, mit der Inschrift ihrer Namen und Geburtsdaten versehen, seiner Gattin und seiner jüngsten Tochter zum Geburtstag verehrte. Als Gast Lützschenas bei einem jüngeren Geschlecht hat mich mein Weg des öfteren an ihnen vorbeigeführt.

Die in ihrem Münchner Palais heimgegangene Baronin Hormayr ernannte diejenige ihrer Verwandten zu ihrer Erbin, die sich im Leben am wenigsten um sie gekümmert hatte.

Mein entdeckter Beruf: Studienköpfe

1867—1868

Mit Similde sah ich mich auch nach Abschluß unserer Depottätigkeit fast täglich. Wir konnten einander nicht mehr entbehren. Wir gingen zusammen spazieren, trafen uns bei gemeinsamen Freunden; ich begleitete sie zum Gesang, sie gab mir italienische, kurze Zeit auch spanische Stunden. Mit Feuereifer warf ich mich auf das Studium des Italienischen. Ich übersetzte Goethesche und Heinesche Gedichte, sodann auch Schillers „Don Carlos" in die musikalischste der Sprachen. Mit Vorliebe bedienten wir uns ihrer untereinander, nahmen aber auch mit Frau Dr. Seeburg, die einen Teil des Winters meist in Rom verbrachte, bei einer Italienerin Konversationsunterricht. Während unserer sommerlichen Morgenspaziergänge öffnete mir Similde die Augen für die uns umgebende Pflanzenwelt. Was sie von ihrem verstorbenen Vater an Kenntnissen in der Botanik empfangen, übertrug sie auf mich, so daß ich ihr allmählich mit den lateinischen Namen auch die Familien und Arten alles dessen ablernte, was uns umblühte und umgrünte. Man geht nicht einsam durch die Natur, wenn man sich rings unter Bekannten und Freunden fühlt.

Als im Sommer 1867 eine Reise unseren instruktiven Morgenwanderungen Einhalt gebot, reichte mir Similde zum Abschied einen großen botanischen Strauß. Jeder Blume, jedem Zweig darin war der Name angeheftet und ein zierlicher Reim dazu. Das originelle Bukett verkürzte mir die Fahrt nach Kiel und machte meinem Bruder Adelbert, den ich in seinem neuen Wohnsitz aufsuchte, so viel Spaß, daß er sich für Botanik näher zu interessieren anfing. Was interessierte ihn denn nicht? In Allem rezeptiv und womöglich in Einem produktiv zu sein, dahin zu wirken sei die Aufgabe der Erziehung, sagte er mir einmal.

Wie früher an der schönen blauen Donau, harrten mei-

ner am Ostseestrande frohe Tage. Die sich zwischen Wogenblau und Buchengrün wohlig hinstreckende Hafenstadt mit ihrem geräuschlosen Wasser- und Landverkehr, nicht minder ihre Umgebung ist abwechslungsreich und reizvoll. Ein Spaziergang unter den das Ufer umsäumenden Buchenriesen nach Düsternbrook, oder landeinwärts durch die Koppeln, die fetten, von Knicks umfriedeten Weideplätze, auf denen die Holsteiner Rosse und Rinder sich in Freiheit tummeln; eine Segelbootfahrt nach dem Fischerdorf Ellerbeck, Dampferfahrten nach Labö oder Friedrichsort, wo der den Kieler Hafen bildende Meerbusen in die offene See übergeht und uns beim Scheiden der Sonne die fabelhaftesten Licht- und Farbeneffekte am Himmel und im Wasser umgaukeln; auch eine Schleusenfahrt nach Holtenau, durch die grünen Geheimnisse rauschender Schilfwälder hindurch auf dem alten romantischen Eiderkanal, der seitdem zum imposanten Kaiser-Wilhelmskanal ausgebaut ward — war das nicht genug des Vergnügens?

Auch Umgang gab es zur Genüge. Gutschmied und Treitschke, Adelberts alte Leipziger Freunde, waren, gleich ihm nun verheiratet, am Ostseeufer gelandet. Mit den nächsten Nachbarn meiner Geschwister, den liebenswürdigen Professor Nöldeckes, sahen wir uns beinahe täglich. Wie oft habe ich ihm, dem leidenschaftlichen Musikfreunde — er dozierte sodann lange Jahre Sanskrit in Straßburg — Liszts Transkriptionen Schubertscher Lieder vorspielen müssen, die ihn mehr als alles andere erfreuten! Ein theologischer Kollege Adelberts, Professor Weiß, beherbergte in seiner Schwiegermutter, Frau Generalin von Woyna, eine vortreffliche Klavierspielerin in seinem Hause. Unserer Duos gab es kein Ende. Auch ein junger Geiger fand sich, um mit mir Beethovensche Sonaten zu spielen. Man war unbeschreiblich musikhungrig in Kiel. Überall, wohin ich kam, pflanzte man mich ans Klavier. Selbst bei einem großen Feste, das Professor Thaulow in seiner schönen Villa am Kleinen Kiel gab, zwang man mir ein paar Soli ab. Dabei lernte ich

Wilhelm Jensen, den Dichter, dessen Lippen minder beredt waren als seine Feder, und Esmarch, den großen Chirurgen, kennen. Wir waren sehr aushäusig, kamen spät in der Nacht zur Ruhe, und am frühen Morgen fuhr ich ins Seebad nach Düsternbrook hinaus. Das Verkehrte solchen Kurgebrauchs kam mir erst nach meiner Rückkehr nach Leipzig zum Bewußtsein. Ich habe es länger denn ein Jahr durch qualvolle Rückenschmerzen gebüßt.

* *
*

Bei meiner Heimkehr war Similde Gerhard mit ihrer Mutter in Gastein. Eine bedauerliche Episode war ihrer Reise vorangegangen. Ein spätes Glück, das ihr, die sich bisher allen Ehelockungen unzugänglich erwiesen hatte, noch als hohe Dreißigerin zu winken schien, zerschlug sich zufolge der ungemessenen Eifersuchtsausbrüche einer Freundin. Similde litt sehr unter diesem Vorgange. Sie zog sich durch Monate, sich um so fester an mich schließend, von allem Verkehr zurück. Kaum war sie zu bewegen, sich dem auserlesenen Genuß eines Zusammenseins mit Liszt hinzugeben. Denn Er war von Rom gekommen und beglückte seine Leipziger Freunde durch seinen Besuch.

Seit er im Februar 1861 Proben und Aufführung seines „Prometheus" in der Euterpe beigewohnt, hatte ich ihn nicht mehr gesehen. Nur für wenige Tage war er 1864, nach Ablauf des Karlsruher Musikfestes, auf Bitten des Großherzogs in Weimar wieder erschienen. Jetzt führte ihn die in Meiningen tagende Tonkünstlerversammlung und vor allem die Aufführung seiner „Heiligen Elisabeth" zur Feier des 800jährigen Bestehens der Wartburg nach den Thüringer Landen. Zum letzten Male bewohnte er die heiß von ihm geliebte Altenburg, und mit Schmerzen ging er, unter Beistand seines Stiefonkels Eduard von Liszt aus

Wien, an ihre Auflösung. Seine Vermählung mit der Fürstin Wittgenstein, die, nach endlich erlangtem päpstlichen Dispens, an seinem fünfzigsten Geburtstag, am 22. Oktober 1861 in Rom gefeiert werden sollte, war gescheitert. Noch in zwölfter Stunde, als schon der Altar zu San Carlo al Corso zur Trauung geschmückt stand, hatten die fanatischen Gegner dieser Verbindung, die polnischen Verwandten der Fürstin — nicht, wie man irrtümlich annahm, Intrigen der Hohenlohes oder Wittgensteins — sie vereitelt. Nach vierzehnjährigem Kampf um das inbrünstig begehrte Ziel entschloß sich die zum Fatalismus neigende Fürstin zum endgültigen Verzicht. Vier Jahre später nahm Liszt die niederen Priesterweihen. Im Abbékleid sah ihn Deutschland wieder. Wird er verändert, wird er noch unser Liszt sein? fragten wir uns beklommen.

Durch Adolf Stern, der zu seiner Begrüßung von Dresden herbeigeeilt war, hörten wir, daß der am Abend des 11. September von Weimar Eingetroffene am 12. Nachmittag 3 Uhr meine Schwägerin im Rektorat der alten Nikolaischule, ihrer Wohnung, besuchen und sie und mich zu einer Musikaufführung abholen wolle, die zu Ehren Moritz Hauptmanns, des Thomaskantors und berühmten Theoretikers, an dessen 25jährigem Amtsjubiläum in der Thomaskirche veranstaltet wurde. Gerade diesen Tag hatte er aus Rücksicht für den Gefeierten gewählt. Der Höflichkeit seines Herzens waren derlei Aufmerksamkeiten geläufig. Es schlug 3 Uhr. Da schritt er mit Stern, von der Nikolaikirche herkommend, schon über den Platz. Wir flogen die Treppe hinab, ihn an des Hauses Schwelle, seine Zauberhand küssend, zu begrüßen. Ein Stirnkuß war seine Antwort. Und nun stand er vor uns, nicht mehr wie ehedem im Kleid des Weltmannes, auch nicht mehr im Samtrock des Künstlers mit dem lose umgeschlungenen Halstuch, sondern im geschlossenen Rock und Collare des Priesters, den Abbémantel auf dem Arm, das Haar, das sonst in langen dichten Strähnen bis auf die Schulter herabfiel, war ge-

kürzt, die Tonsur wenig sichtbar. Das war der äußere Liszt. Der innere war derselbe geblieben, der er gewesen. Diese große einzige Natur konnte sich nicht wandeln.

Meinem Bruder, der ihm erst vorgestellt worden war, sprach er sein Wohlgefallen an der „alten ehrwürdigen Klosterschule" aus, er sprach von Hauptmann, dem „Feind der Enharmonik", den er am Morgen besucht hatte. „Wo ich bin, muß ich umwirtschaften", sagte er scherzend, im Gegensatz zu dem Hüter des Konservativismus. Er erzählte von der Wartburgfeier und der von ihm geleiteten „Elisabeth"*), vom Meininger Musikfest und dem besonders gelungenen Vortrag von Schumanns „Spanischem Liederspiel". „Das hätten Sie hören sollen!" rief er. „Ich hätte nur die Bergsymphonie hören mögen!" meinte meine Schwägerin. „Oh, das ist verworrenes Zeug!" warf er hin. „Ist das ein Blüthner?" fragte er, an den Flügel tretend. „Ein Plauenscher Vogel", lautete die Antwort, indem wir das Klavier öffneten. Seine Hände glitten über die Tasten. Nicht Töne, Sphärenklänge vernahmen wir, Klänge von oben, wie Engelgeflüster und Sprache der Seligen. Dann brauste es auf mit Urgewalt, Titanen kämpften, Dämonen grollten, und wieder lichtete sich das Dunkel und in einem zaubergleichen Hauch verklang dies göttliche Spiel. Nie hörte ich ähnlich phantasieren, wie von Liszt. Seine Phantasien waren einzig wie sein Spiel. Als Laura sich für die wundervolle Weihe ihres neuen Flügels durch seine Hand bedankte, erwiderte er: „Sie müssen fürlieb nehmen, meine Finger sind steif geworden."

Er mahnte zum Aufbruch, denn er liebte es nicht, durch Spätkommen Aufsehen zu erregen. Pünktlichkeit, die Tugend der Könige, war auch die seine. Doch nahm er, den Kaffee verschmähend, eine Zigarre an, rauchte sie zur Hälfte

*) Bei der ersten Probe derselben hatte er vor Beginn des transzendentalen Vorspiels seine Musiker durch die Worte: „Wir sind im Himmel" in die rechte Stimmung erhoben.

und bat um die Erlaubnis, demnächst hier weiter rauchen zu dürfen.

Die Kirche war bei unserer Ankunft schon überfüllt, doch fand sich auf dem Altarplatz noch gerade Raum für uns. Laura und ich rahmten den Meister ein, dem sich sofort alle Blicke zuwandten. Bachs Kantate „Herr, deine Augen sehen nach dem Glauben" begann, von Liszts regem Interesse, namentlich bei der Fuge, begleitet. Auf seine Frage nach Dirigenten, Organisten und Solisten konnte ich ihm als ersteren meinen Lehrer Richard Müller nennen. Hauptmannsche Tonwerke: ein Salve Regina, der Psalm „Sei mir gnädig, Gott!" und eine Messe folgten. Am tiefsten wirkte das erste. „Schön, sehr schön", rief Liszt mir mehrmals zu, zuweilen schloß er die Augen, wie um ungestörter zu lauschen. Bei den Schlußworten des Psalms „Denn ich erkenne meine Missetat" bemerkte er lächelnd, dies sei ein schlimmes Bekenntnis beim Jubiläum eines Komponisten. Etwas veraltet und stellenweise dünn erschien die Messe. „Er bringt es nirgends zu Exzessen", scherzte Liszt. Doch fesselten ihn die Fugensätze. „Jetzt kommt die unvermeidliche Fuge", sagte er beim Sanktus. „Die Fuge ist wie der Käse nach der Mahlzeit; sie hilft verdauen und ist selber unverdaulich. Der heilige Geist wird immer fugiert; aber er kann's vertragen." Bei dem auf Tonleitern basierten Dona nobis pacem im Agnus bemerkte er „Ein Skalenfrieden!"

Vorm Ende des Konzerts fragte er uns, ob wir ihn nicht zu Zschocher, den Vorsteher eines Musikinstituts, begleiten wollten, wo er mit einer kleinen Schüleraufführung gefeiert werden solle. Wir hatten nicht weit zu gehen, denn das Institut lag am ehemaligen Thomaspförtchen, der alten Thomasschule gegenüber. „Hier wohnte der große Bach", sagte er, auf die Kantorwohnung deutend, und vor der von Mendelssohn gestifteten Bachsäule blieb er stehen: „Den müssen wir uns ordentlich ansehen! — aber ideal ist dieses Denkmal nicht!"

Bei Zschocher stand ein Präsidentenstuhl für den hohen

Gast bereit. An seine rechte Seite winkte er mich, die andere wurde durch Professor Götze, den Gesangmeister, von Weimar her sein Freund, eingenommen. Man begann mit dem „Orpheus". „Da kommt Frau Pohl!" flüsterte er uns bei den einleitenden Harfenakkorden zu, und ein „Sehr exakt!" ermutigte die zagenden Kunstjüngerinnen. Von bezwingender Güte war seine Art, als ein kindliches Geschwisterpaar Raffs Kinderstücke „Der Müllerbursche" und „Das Echo" ausführte. Als sei er ihr Lehrer, setzte er sich zu den Kleinen, „Du bist ein echter Müllerbursch, drum hast du dich auch weiß gemacht", scherzte er und strich den weißkostümierten tapferen Pianisten über den Rücken. „Recht so, laß dich nicht aus dem Text bringen, sieh dir die böse Stelle nur noch einmal an!" ermunterte er ihn, als er bei einer schwierigeren Stelle stecken blieb, aber schnell gefaßt weiter spielte. Die wenig ältere Schwester folgte mit dem „Echo". „Aha, jetzt sind wir im Wald", bemerkte Liszt in der Einleitung — „und nun kommt das Echo. — Nur mutig drauf los!" rief er bei einer schwereren Passage und spielte ihr dieselbe vor. Zuweilen griff er dazwischen oder schlug im Baß ein paar Töne an. „Und nun kommen wir wieder in den Wald — und da kommt auch das Echo wieder — und nun gehen wir nach Hause! Bravo, mein Kind!" Damit klopfte er die Kleine auf die Schulter.

Als nach kurzer Pause eine Lehrerin sich an den Flügel setzen wollte, um der Primadonna des Instituts sein Lied „Es muß ein Wunderbares sein" zu begleiten, schob Liszt sie leise mit den Worten hinweg. „Das will ich einmal versuchen; es sind ja nur ein paar Akkorde, die werde ich wohl noch können." Dann präludierte er in wundervoller Weise über die Schlußphrase und begann zart, wie ein Hauch sein süßestes Liebeslied.

Am Ende wurden ihm noch seine „Préludes" aufgetischt. Er dirigierte, bald am ersten, bald am zweiten Klavier nachhelfend, und dem ganzen Zug und Schwung verleihend. „Ich übernehme die Pauken", sagte er, und griff von einem

Flügel zum anderen hinüber. „Schneller, immer schneller!“ drängte er bei der großen Steigerung und gab im Baß energisch das veränderte Tempo an. „Ich kanns aber nicht schneller,“ stieß seine Nachbarin hervor. „Nun, so spielen Sie so schnell Sie eben können!“ beruhigte er, und sie brachten's glücklich zum Schluß. „Aber Sie haben's auch sehr schwer gemacht“, seufzte die eine, als sie heiß und erregt ihre Plätze verließen. „So, meinen Sie?“ lächelte der Meister und fügte zu uns gewandt hinzu: „Für solche Leute ist's auch nicht geschrieben.“

Und nun ging es heim unter Liszts Geleite, Laura an seinem Arm. Zuvor schon hatte sie um das Glück gebeten, ihn noch einmal bei sich sehen zu dürfen und er hatte ihr freundlich den nächsten Abend versprochen. Auf ihre schüchterne Äußerung: „Freilich fehlen meinem Kreise die Elemente, die Ihrer würdig wären“, erhielt sie zur Antwort: „Sie sind mir Element genug. Aber Sie dürfen sich nicht durch mich genieren lassen, ich bin ja solch alter Hausfreund!“

Am folgenden Abend stellte er sich auf der Nikolaischule ein. Nur einen kleinen Kreis fand er vor: Stern, Wenzel, Riedel, einige Gelehrte. Es wäre überflüssig, von seiner faszinierenden Liebenswürdigkeit zu reden. Sie gehörte zu seinem Wesen, wie die Augen ins Menschenantlitz. Ich entlehne einem Brief meiner nicht zu Überschwenglichkeiten neigenden Mutter an meinen Bruder Adelbert ein paar Zeilen. „Marie lächelte das enorme Glück, von Liszt aufgefordert zu werden, mit ihm zu spielen. Sie wählten seine symphonische Dichtung ‚Orpheus‘ und eine Phantasie von Schubert, wobei er ihr sehr viele Freundlichkeiten über ihr Spiel sagte. Während des Spieles äußerte er wiederholt: ‚Vortrefflich! ganz prächtig! famos! süperbe!‘ und am Schluß küßte er ihr die Hand und führte Marie und Laura zu Tische. Weiter spielte er noch eine Sonate von Beethoven. Sein Spiel war feenhaft; ich war entzückt, daß ich das Glück hatte, ihn hören zu können. Seine große Anspruchslosig-

keit, Liebenswürdigkeit und Herzlichkeit gefiel mir über die Maßen."

Die von Liszt gewählte Phantasie war die in F-moll. Er fragte nach dem Divertissement à la hongroise, bei dem er allerlei Zigeunereffekte anbringen wolle, die mich unterhalten würden. Aber es war leider nicht vorhanden. Als ich voll Zagen zu Beginn des „Orpheus" neben ihm Platz nahm, flüsterte er mir zu: „Nur nicht akademisch, mir kann niemand frei genug spielen." „Ah, da haben Sie ja die Piratenausgabe!" rief er nachdem wir geendet hatten aus und griff nach seiner bei Holle erschienenen, jetzt längst vergriffenen Ausgabe der Beethovenschen Sonaten. „Wollen Sie etwas daraus hören, so bestimmen Sie!" Wir deuteten schüchtern auf Op. 106! „Die würde zu lang", meinte er; „aber wie wäre es mit Op. 110?" Und er spielte. Ich hörte die Sonate nachmals von Bülow, von Rubinstein und anderen spielen, so wie von Liszt nie wieder! Wir alle waren hingerissen. Wenzel stand wie versteinert. „Dies Spiel ist ein Wunder", sagte er. „Jeden Ton darin kennt man, aber unter diesen Händen ist es etwas Niegehörtes, eine neue Offenbarung. Eine Inspiration ohne gleichen läßt ein Neuerschaffenes, wie aus Welttiefen Geschöpftes vor uns erstehen."

Lange sprach Liszt dann über Beethoven. Er erzählte (wie 1870 noch eingehender in Weimar) von der Einweihung des Beethovendenkmals in Bonn im August 1845, das — was er freilich unberührt ließ — zum großen Teil eine Stiftung seiner Großmut war. In die Leitung des dreitägigen Festes teilte er sich mit Spohr. „Noch jung und bescheiden", mußte er sich mit Direktion der C-moll-Symphonie und des Fidelio-Finales begnügen. Außerdem brachte er eine selbstvertonte Festkantate zur Aufführung und spielte das Es-dur-Konzert. Die Kantate war, nach seinem eignen Urteil, „nicht viel wert." Doch nahm er einige ihrer Themen in seine zweite, 1870 geschriebene Beethoven-Kantate auf. Die bedeutungsvollere Aufgabe beim

Feste: die Leitung der Missa solemnis und der neunten Symphonie fiel Spohr zu, obgleich sich dieser, bei seiner Abneigung gegen beide Werke und zumal die Neunte, ungern dazu verstand. Waren doch diese größten Schöpfungen Beethovens fast zwanzig Jahre nach seinem Tode noch nahezu unbekannt und als unmöglich verrufen; nur sehr allmählich fanden sie Eingang. „Zu viel, zu Großes", sagte Liszt, „schenkte Beethoven mit ihnen der Welt, als daß seine Zeit imstande gewesen wäre, den empfangenen Reichtum zu erfassen. Es ist, als bäten wir einen reichen Mann um hundert Taler und er gäbe uns tausend. Ja, gegen Beethoven sind wir alle arme Leute. Er ist uns in allem vorausgegangen, auf keinem Gebiet haben wir ihm nachzukommen vermocht als in der Oper, wo Wagner Höchstes vollbracht hat. Zu seinem hundertjährigen Geburtstag 1870, da müssen wir etwas machen, wenn ich noch lebe."

„Spohr", äußerte Liszt weiter, „zeigte sich mir anfangs wohlgesinnt. „Tasso" und „Préludes" nahm er beifällig auf. Bei einem späteren Zusammentreffen aber fing er an von meinen „Triumphzügen" zu sprechen — da weiß ich genug! Doch blieben wir gute Freunde bis zuletzt. In Kassel lud er mich einmal in seinen Garten ein. Ich bereitete mich auf ein Dejeuner vor und fastete daher zuvor. Aber ich bekam nichts dergleichen zu sehen, nur eine große, sich immer wieder füllende Gießkanne, mit der er seine Lieblinge, die Blumen, speiste und tränkte."

Vorübergehend streifte das Gespräch Tausig, Bronsart, Raff, Lassen. Von letztgenanntem, wie besonders von Raff, gab er zu, daß sie Eklektiker seien, schätzte aber Lassens Lieder sehr, die in Emilie Genast eine unnachahmliche Interpretin fanden. Ich bekannte ihm, was er wohl schon durch Pohl wußte, der mich mit allerlei Notizen ausgestattet hatte, daß eine biographische Skizze von ihm aus meiner bescheidenen Feder auf dem Wege sei, und bat um gütige Berichtigung etwaiger sich darin findender Irrungen. So viel in Fachblättern fortwährend von ihm die Rede war,

in populärer Form war bisher nichts Eingehendes über ihn geschrieben worden; darum wohl äußerte er sich erfreut darüber. Auch von weiteren Plänen sprach ich ihm, wenn auch ein wenig zagend. „Lassen Sie sich das Höchste nicht hoch genug sein!" ermutigte er. „Nur wer strebt und glaubt, der besitzt."

Beim Abschied nahm er uns noch das freudig gegebene Versprechen ab, ihn bei seiner nächsten Wiederkehr von Rom in Weimar zu besuchen, „wie in alter guter Zeit."

Ehe er andern Tags Leipzig verließ, sagten wir ihm mit mehreren seiner Freunde am Bahnhof Lebewohl. Er bot mir mit den Worten den Arm: „Nun gehen die Kollegen zusammen." Ich brachte ihm einen schönen Lorbeerzweig mit, er tauschte ihn durch Rosen aus, die er in der Hand hielt. Und darauf war das Glück, das sich für mich in seiner Gestalt verkörperte, wieder für lange von uns geschieden. — —

* *

*

Kaum war der Meister in München angelangt, als Westermanns Oktoberheft meinen Aufsatz ans Licht brachte. Zum schweren Verdruß nur gereichten mir einige Striche im Eingang. Man hatte es nach der von mir besorgten Korrektur noch für nötig gehalten, meine Begeisterung abzudämpfen, da man sich angesichts der allgemeinen Lisztfeindlichen Haltung der Presse nicht zu weit vorwagen wollte. Das waren meine ersten Schriftstellerschmerzen. Doch drängte ein Schreiben Liszts sie bald zurück. Es war an meine Schwägerin adressiert und sprach im Plural von „den Biographen" in der durch mein doppeldeutiges Pseudonym veranlaßten Vermutung der Mitbeteiligung Lauras an meiner biographischen Kühnheit. Indessen beeilte sie sich selbst, den Irrtum aufzuklären. Liszt schrieb:

„Wie kann ich meinen so nachsichtig gütigen, liebenswürdigst verständnisvollen Biographen danken? Verzeihen Sie mir allen Sprachmangel, um der Freude willen, die Sie mir gewährten. Sie soll mich zu weiterem, besseren Schaffen stimmen und aneifern.

Ihr Bruder hat Ihnen wohl gesagt, welch liebliche Reisegesellschaft uns beiden von Stuttgart nach Basel La Mara leistete. Dadurch ließ sich Richard selbst verleiten, in der Allgemeinen Zeitung ein biographisches Supplement zu bringen. Ihnen, gnädige Frau, gestatten Sie mir noch vor meiner Abreise mit diesen dürftigen Zeilen den innigsten Dank auszusprechen, mit welchem Ihnen verbleibt

herzlich ergebenst

F. Liszt.

23. Oktober, München 67.

P. S. An Ihre Fräulein Schwägerin und Professor Lipsius bitte ich Sie meine freundlichsten Empfehlungen zu besorgen. Hoffentlich findet sich bald Gelegenheit, unsere vierhändigen Produktionen in Ihrem Hause fortzusetzen.

Anbei ein paar meiner letzten Münchner Photographien."

Auf der Fahrt von Stuttgart nach der Schweiz, wo Liszt Wagner einen kurzen Besuch in Triebschen machte, empfing Pohl für mich vom Meister eine Anzahl Berichtigungen, von denen ich früher als ich ahnte Vorteil ziehen durfte. Meine von Westermann gebrachten zwei Musikerköpfe, denen sich rasch noch der Chopins anschloß, machten Glück. Einzelne Blätter wiesen anerkennend auf sie hin. Selbst die wenig zukünftig gesinnten „Signale" lenkten die Aufmerksamkeit auf die „vortreffliche Liszt-Skizze, die bis auf die Gegenwart fortgeführt ist und sich durch Zuverlässigkeit der Angaben und Wärme der Darstellung auszeichnet." In dem Namen La Mara erblickten sie ein Pseudonym.

Schon im November kam Adolf Stern im Auftrag eines jungen Verlegers zu mir, der seinen Verlag mit meinen zu

einem Buch zu erweiternden Studien zu eröffnen wünschte. So schnell und entschieden in eine Laufbahn einzutreten, in der ich nur, je nachdem ich, von dem einen oder anderen erfüllt, Gastrollen zu geben gedacht hatte, war mir unwillkommen. Ich lehnte ab. Erst erneutes Zureden Sterns und der mir Nächststehenden, sowie die Erwägung, daß mir ja die Wahl des weiteren Inhaltes des Buchs frei stehe, ich demnach nicht über etwas mir Fernliegendes oder Unsympathisches zu schreiben brauche, bestimmte mich zu einem Ja. Sofort erstand mir der Gedanke, ein kurzes Gesamtbild der nach-Beethovenschen, romantischen Musikepoche in den Porträts ihrer Hauptvertreter zu zeichnen. Durch Weber, Schubert, Mendelssohn, Wagner hatte ich mithin mein erstes Dreigestirn zu ergänzen.

Den Vertrag, der mir bei 1500 Exemplaren ganze 125 Taler zubilligte, unterzeichnete Stern für mich. Mein Name blieb dem Verleger Hermann Weißbach auf meinen Wunsch unbekannt. Die Korrekturen gingen mir unter der Adresse meiner Schwägerin zu. Mit letzterer trieb mich die Neugier, den Mann, dem ich das Schicksal meines Erstlings anvertraut hatte, von Angesicht zu sehen, nach Erscheinen des Buchs einmal in sein Geschäft; doch ohne daselbst, indes Laura mit ihm verhandelte, den Mund zu öffnen.

Ende Juli 1868 wurde der letzte Teil des Manuskriptes abgeliefert; darauf fuhr ich nach Ragaz, um dort mit Similde Gerhard und ihrer Mutter, die mir einige Tage früher vorangegangen waren, zusammenzutreffen. Ich bedurfte der Ausspannung, und die belebenden Bäder, die reine Luft, die herrliche Umwelt versagten nicht ihre wohltätige Wirkung. Dazu war die Gesellschaft in unserer Pension von angenehmster Art. Schon vor meiner Ankunft hatte sich Similde mit dem Professor der Philosophie Imanuel Hermann von Fichte aus Stuttgart, dem Sohn des großen Philosophen, der mit seiner Enkelin Johanna Sack hier verweilte, angefreundet. Gar bald wurde ich in diese Freund-

schaft einbezogen. Sie war äußerst fruchtbringend; denn der bereits 71 Jahre zählende kleine lebendige weißköpfige Herr zeigte sich immer zum Mitteilen und Belehren aufgelegt. Mit Recht durften wir sagen: „Mit euch, Herr Doktor, zu spazieren ist ehrenvoll und bringt Gewinn;" vereinte er sich doch fast jeder unserer Wanderungen, gleichviel ob sie uns meinen Lieblingsweg, die tosende Tamina entlang, oder den Gaisensteg hinauf nach Dorf Pfäfers zum „Beschluß", oder wohin immer führten. So ausgesprochen wandte er uns seine Vorliebe zu, daß wir uns den Namen „Familie Conifere" beilegten und uns gegenseitig mit dem sogenannten Familienhymnus zu begrüßen pflegten — eine Art Gassenhauer, den ich für ihn auf Noten setzte und nach seinem Tode als Erinnerung zurückempfing. Denn bis ans Ende seiner Tage währte unsere Freundschaft und fand durch öfteres Wiederbegegnen, durch Briefverkehr und Austausch von Schriften immer neue Nahrung. Er liebte es, sich auf Reisen manch Stelldichein zu geben. So suchte ihn auch in Ragaz Baronin Bertha Mahrenholz, geb. von Bülow, die eifrige Propagandistin für Friedrich Fröbels Erziehungslehre und Kindergärten, auf. Auch Hermann Grimm und seine Gattin Gisela, die Tochter Bettinas von Arnim, hatten versprochen zu kommen. Fichte fuhr ihnen für ein paar Tage nach Davos entgegen; sie, wie beabsichtigt, sodann mit nach Ragaz zu bringen, mißlang ihm leider, denn gern hätte ich das geistvolle Paar kennen gelernt.

Freudiger Zustimmung unsrerseits begegnete der Vorschlag unseres Philosophen, mit ihm und seiner Enkelin über die Via mala und den Splügen ein Stücklein nach Italien zu schauen. Wir begaben uns gemeinsam nach Chur. Als es aber zur Miete des Wagens kam, erklärte der Freund, die Fahrt sei ihm zu kostspielig, zumal er ohnehin nach seinem Aufbruch von Ragaz nach Italien wolle. Er seinesteils möge den Wagen nur bis Thusis verpflichten. Hätte er sich das nicht früher überlegen können? Doch Gerhards fügten sich, was blieb mir da weiter übrig? Die ganze Fahrt war mir

freilich verkümmert, und als ich am Abend, von der Schynstraße kommend, unter den ragenden Trümmern Hohen-Rhätiens, auf der Nollabrücke stand, waren die ob ihrer Verherungen berüchtigten schwarzen Fluten der wilden Nolla kaum schwärzer als meine Stimmung. Der goldene Sonntagsmorgen, an dem wir, den ungestümen jungen Rhein tief unter uns, die Via mala durchwanderten, brachte mir wohl mein Gleichgewicht zurück; aber daß wir uns in Andeer wieder rückwärts wenden mußten und mir mein erster italienischer Traum zu Wasser wurde, das habe ich unserm philosophischen Freund lang nicht vergessen können.

Da waren wir unseres Zieles sicherer, wenn Similde und ich uns emanzipierten. Einen lachenden Tag schenkte uns der lichtgrüne Wallensee. Seiner wechselnden Szenerie mit den ihn als Wächter umstehenden sieben Kurfürsten sind wir zu Wasser und zu Lande, in Weesen und Wallenstadt froh geworden. Nicht minder gelang uns ein Ausflug ins Prättigau nach Seewis, das durch die gewaltige Scesaplana seine charakteristischste Dekoration empfängt. Auf der Heimfahrt erlebten wir einen Sonnenuntergang, wie ich ihn wunderreicher selten sehen durfte: ein purpurnes Alpenglühen, ein Licht- und Flammenmeer umflutete uns, als ob der Himmel sich über uns öffne.

Neue Eindrücke erwarteten uns am Vierwaldstätter See, dem wir, nachdem wir Ragaz den Rücken gekehrt, zusteuerten. Ein Ritt auf den Rigi von Arth aus, woher wir kamen, führte uns in ihre Mitte; denn noch gab es damals nur schüchterne Anfänge von Zahnradbahnen, wie sie uns heute, jegliches Hindernis besiegend, zu den anscheinend unzugänglichsten Felsriffen und Eisriesen emportragen. Oben ward uns eine prachtvolle Abendbeleuchtung beschert, und die berühmteste Aussicht des Schweizerlandes zeigte sich uns in voller Schönheit. Dafür zerfloß der Sonnenaufgang in Nebel. Wir mußten uns bei frischgefallenem Schnee am Spiel der Wolken und dem ergötzlichen Mummenschanz schadlos halten, den die auf den Weckruf des Alphorns von

allen Seiten herbeieilenden Gäste in ihren unmöglichen Umhüllungen in Szene setzten. Ein überaus seltenes Schauspiel durfte ich bei einer späteren Wiederkehr auf Rigi-Kulm bewundern; das, was man hier als „Nebelmeer" bezeichnet. Aus einem unendlichen Wallen und Wogen von Nebel- und Wolkenbildungen tauchen, wie aus glitzernden Eisfluten emporgehoben, in fortwährendem schimmernden Wechsel die weißen Häupter der ungezählten nahen und fernen Gipfel auf, denen man hier droben ins Angesicht schaut — ein märchenhafter Anblick, der uns in fremde arktische Regionen zu versetzen scheint.

Zum ersten Male stieg ich damals von Luzern zu den lieben „Drei Linden" hinauf. Sehnsüchtige Blicke sandte ich von dort und bei jeder Vorüberfahrt nach dem von hohen Pappeln umhegten Triebschen hinüber, in dessen stillem Frieden Richard Wagner der Vollendung seiner „Nibelungen" hingegeben war. Eine der malerischsten aller Brücken nahe gelegene Weinstube, die er fast täglich in Luzern zu besuchen pflegte, umlauerte ich vergeblich. Er zeigte sich nicht. Aber diese altersschwarze Brücke, wie sie mich trotz meines vergeblichen Auf- und Abwanderns entzückte! Und der Löwe, dies ergreifende Sinnbild namenloser Trauer!

In Zürich ließen mich meine Leipziger Reisegefährten allein zurück. Ich hatte meinen Freunden Professor Bursians daselbst eine längere Einkehr versprochen. Nun hauste ich bei ihnen in Oberstraß am Zürichberg und ließ den Blick von da über Stadt, See, Albis und die ferne Kette der Schneeberge vom Glärnisch bis zu den Engelberger Firnen streifen, die, vom roten Glanz der Abendsonne verklärt, mich wie zur Erinnerung an Genossenes grüßten. Denn das Große, Erhabene der Hochgebirgswelt ist in Zürich unserer Nähe entrückt, es tritt nur noch von fern in unsern Gesichtskreis. An seine Stelle ist das Weite, Heitere getreten; dessen wir uns am schönsten von der Höhe des Ütli herab erfreuen.

Eine Wasserfreundin, wie ich bin, versäumte ich nicht,

den See bald im „Schiffli", dem Boot, bald auf der „Dampfschwalbe" zu durchqueren. Auch die Stadt Zürich an sich, die die rasch rauschende smaragdgrüne Limmat durchströmt, zog mich an. Die vielen, malerische Durchblicke gewährenden Holzbrücken, die zur Stadtbibliothek umgewandelte alte Wasserkirche, der von hoher Freitreppe herabschauende Großmünster, der Lindenhof, hat das nicht alles seine Eigenart? Und seewärts draußen die den Quai beherrschende Tonhalle, der Lindenweg der aussichtsreichen Hohen Promenade mit dem verwilderten „allgemeinen Friedhof" und seinem vornehmen Nachbar dem „Privatgottesacker", blickt es uns nicht mit besonderen Augen an? Leider blieb mir die Villa Wesendonk in der Enge mit Wagners geliebtem „Asyl" daneben, bei Abwesenheit der Besitzer, im Innern verschlossen. Erst zwanzig Jahre später ward ich dem Urbild der Isolde Wagners zugeführt.

Den Schauplatz von Bursians eigener Tätigkeit betrat ich im Polytechnikum, dem durch Gunst der Lage bevorzugten Prachtbau Gottfried Sempers, der damals auch die Universität einschloß. Bursian selbst stand in Verkehr mit dem großen Baukünstler, den er mit zwei anderen berühmten Gottfrieden: Keller und Kinkel, häufig auch bei Wesendonks antraf, so daß ihm einmal der Scherz entfuhr, man müsse sich ja ordentlich schämen, nicht Gottfried zu heißen. Bursian war voll Humor und Frische, eine echt teutonische Erscheinung. Er bildete das leibhafte Widerspiel seiner ungewöhnlich kleinen zarten Frau, die sich ihm nichtsdestoweniger aufs beste anpaßte. Zwei Kinder belebten das Haus und das Familienleben war ein sehr gemütliches.

* *

*

Auf dem Heimweg von Zürich wanderte ich in Baden-Baden, als Gast Richard Pohls und seiner lieben Frau Jeanne geb. Eyth, die das Haus von deren Mutter be-

wohnten, in den in gleißendem Glanz erstrahlenden Spiel- und Konversationssälen des eleganten Weltbades umher, spielte und verlor zum Glück, so daß ich nicht in neue Versuchung kam, und lauschte zum ersten Male der Opera italiana. Eine Signora Fricci — wohl ein ehrliches deutsches Fräulein Fritzsche — sang die Norma vor illustrer Zuhörerschaft. Die Königin Augusta von Preußen, ihre Schwester Prinzessin Karl mit Gemahl, Pauline Viardot und ihr Freund Iwan Turgénieff zollten ihr Beifall.

Der September ist herrlich in Baden-Baden. Wenn auf der Höhe des verfallenen Turmes im alten Schloß, wo der Blick bis ins Rheintal schweift, ein leiser Windhauch die Saiten der Äolsharfe rührt und die märchenhaften Klänge die unendlichen Wipfel ringsum zu beleben scheinen, da empfindet man die Poesie dieser reizvollen Stätte. Sie haftet auch der Yburg und der Ebersteinburg an, die entferntere Waldgipfel krönen. Wälder, üppige, endlose Wälder, wohin das Auge sich wendet, und würzige stärkende Luft, die dieses Walddickicht ausatmet.

Und bald stand ich entzückt in einer noch imposanteren Ruine, einer der berühmtesten und großartigsten der Welt: im Heidelberger Schlosse. Und das war mein Reiseabschied. Andern Tages war ich wieder daheim.

* *

*

Mit Ungeduld sah ich nun dem Erscheinen meines Buchs entgegen. Vorläufig meldete ich es beim Meister in Rom an und empfing die gütigen Zeilen:

„Meinem gnädigst liebenswürdigen Biographen La Mara schulde ich aufrichtigsten Dank für die versprochene Sendung der „Studienköpfe.“ Es sei mir erlaubt, nächsten

Winter in Leipzig Ihnen meine Dankbarkeit persönlich darzubieten und Ihnen auf immer zu verbleiben

verehrungsvoll und herzlich ergebenst
F. Liszt."

6. November 68, Rom.

An Richard Pohl aber schrieb der Gütigste der Gütigen am folgenden Tage:

„Mein anmutiger Biograph La Mara schreibt mir einige scharmante Zeilen, in denen er mir die baldige Sendung seines Buchs „Studienköpfe" ankündigt. „Das junge Volk hat Mut", wie Sie sagen, und ich billige es sehr, wenn es sich nicht einschüchtern läßt. Mut ist der Lebensnerv unserer besten Kräfte; sie verkümmern, wo er fehlt. Ja, wenn es am nötigen Mut gebricht, gebricht es sogar an der nötigen Klugheit. Gewiß, Prüfen, Überlegen, Berechnen, Wägen sind notwendige Vorbedingungen. Dann aber muß man sich entscheiden und handeln, ohne weiter zu fragen, woher der Wind kommt und wohin die Wolken ziehen."

Mein großer Tag war inzwischen schon am 1. November gekommen, und mein bescheidener Erstling lag auf vielen Weihnachtstischen. Die größte Christfreude, oder eigentlich Festvorfreude bereitete mir die warme Aufnahme, die ihm die Presse zuteil werden ließ. Die Herzenswärme und Begeisterung, die mir von Anbeginn die Feder führte und die mir stets als das Geheimnis meines unerwarteten Erfolges erschienen ist, mochte auch auf andere erwärmend wirken. Genug, schon die erste, sehr eingehende Besprechung, die mir zuging — sie war im „Magazin für die Literatur des Auslandes" vom 14. November 1868 enthalten — lautete fast beschämend günstig, wenn sie unter anderem sagte:

„Es ist eine Sammlung überaus fein charakterisierter Porträts, von Meisterhand dargestellt. Es ist, als wenn ein besonders wohlbegabter Maler sein Zimmer mit den

Bildnissen der Kunstgenossen, die er am höchsten verehrt, geschmückt, diese aber so wiedergegeben hätte, wie er sie sieht, er, der sie so genau kennt, so aufmerksam beobachtet hatte. Und überdies ist an dem kleinen Werke ganz besonders noch ein an die besten Prosaschöpfungen erinnernder reiner deutscher Stil lobend hervorzuheben. Der Hauch der höheren objektiven Versöhnung über dem derzeitigen musikalischen Parteitreiben durchweht das Ganze, und es sind mit Geschick Disharmonien in der Empfindung vermieden. Der Verfasser bekennt am Schlusse der Schrift rückhaltlos seine Verehrung für Liszts und Wagners neueste Schöpfungen. Ja die ganze Porträtreihe ist aufgehängt, möchte man glauben, um ihres Schlusses willen. Vielleicht trägt das in Milde und Liebe geschriebene Büchlein dazu bei, auch andere zu solchem Studium anzuregen. Vielleicht ist es ein Brett zu der Brücke, die zu dem Ufer führt, an dem man nicht mit Mißgunst, sondern mit Liebe betrachtet, was die edelsten Geister an das Gestade des vorwärts eilenden Stromes gepflanzt und gebaut haben; dann werdet ihr ein sonniges, lachendes Land sehen, zuweilen von Fels- und Wassersturz unterbrochen, nicht aber von wüsten Steppen oder sumpfigen Mooren."

Hätte ich mir eine sympathischere Auffassung meines Strebens wünschen können? Und ähnlich ließen sich die „Neue Zeitschrift für Musik", Louis Köhler und andere über das Buch „Herrn La Maras" vernehmen. Max Maria von Weber, der Sohn und Biograph des Freischütz-Komponisten, dem mein Verleger ein Exemplar zugesandt hatte, bekannte sich in seinem Dankschreiben durch den „Glanz der Darstellung wie die Wärme des Erfassens der Gegenstände und des Empfindens sehr gefesselt, obgleich die künstlerischen Anschauungen des Verfassers von den seinen abwichen." Und wie er, dachten die meisten; meine Begeisterung für Liszt und Wagner weckte viel Widerspruch.

Ein übler Zufall fügte es, daß unmittelbar nach meinem

Buche ein ähnliches Werk von Otto Gumprecht, dem ultrakonservativen Musikkritiker der Berliner „Nationalzeitung", unter dem Titel „Musikalische Charakterbilder" an die Öffentlichkeit trat. Unser beider Bilderreihe umfaßte Weber, Schubert und Mendelssohn. Daß Gumprecht, rückwärts gewandt, diesen die Porträts von Rossini, Auber und Meyerbeer zur Gesellschaft gab, indes ich, vorwärtsschauend, mich mit Schumann, Chopin, Liszt und Wagner freudig zu den Großen der Gegenwart und Zukunft bekannte, kennzeichnete von vornherein die Verschiedenheit unserer Richtung. Es verzögerte zuvörderst, verlängerte dafür aber auch den Lebensodem meines Buchs. Ich hatte mich — darüber bestand kein Zweifel — in der heiligen Überzeugung, daß es einer großen Sache gelte, weit vorgewagt, indem ich, wenn auch ohne Polemik, die brennende musikalische Angelegenheit der Zeit vor das Forum der breiten Öffentlichkeit trug. Darum fragte man, wer ist dieser La Mara?

Eines Tages kam Dr. Adolar Gerhard, der Schwiegersohn von Moscheles, zu seiner Schwester Similde. Er erzählte ihr, daß ein vor kurzem erschienenes Buch in musikalischen Kreisen Aufsehen und Neugier nach dem wahren Namen des pseudonymen Verfassers La Mara errege, und fragte, ob ihr etwas hierüber bekannt sei. Similde war durch große und glänzende Gaben bevorzugt, die Tugend des Siegelbewahrers aber war nicht die ihre. Das Schweigen wurde ihr schwer, vielleicht auch löste eine freundschaftliche Schwäche für mich ihre Zunge — sie verriet mein Geheimnis, das ich nicht aus Feigheit, sondern aus Scheu vor dem damals herrschenden Vorurteil gegen die *weibliche* Autorschaft eines ernst zu nehmenden Buches so sorglich gehütet hatte. Vor dem Konservatorium, der Gewandhauskonzertdirektion, vor allen tonangebenden musikalischen Persönlichkeiten Leipzigs war damit der mich verhüllende Schleier zerrissen. Außerhalb Leipzigs tat sodann Liszt in bester Absicht das Seine, mich nicht in meinem mir erwünschten Dunkel zu belassen. Dies hinderte nicht, daß noch nach vielen Jahren

bei Besprechungen meiner Arbeiten von „Herrn La Mara" die Rede war und daß manche der unbekannten Freunde, die ich mir gewonnen hatte, so fest an einen solchen glaubten, daß sie nur durch mein, von meinem Verleger erbetenes Bild von meiner Weiblichkeit überzeugt werden konnten. Wiederholt kam es vor, daß man, nichts ahnend, mich nach meinem Urteil über die „Studienköpfe" befragte. Konnte ich mein eignes papiernes Kind empfehlen? Unmöglich! „s' ist nicht viel dran", erwiderte ich.

Die verfehmten Neudeutschen

1869

Im Januar 1869 war Liszt mittlerweile wieder nach Weimar gekommen. In seiner geliebten Altenburg hatten sich andere eingenistet. Zum ersten Male bezog er die „Hofgärtnerei", wo ihm der Großherzog, unter besonderer Fürsorge seiner Gemahlin, die vier kleinen Räume, die ehemals Friedrich Preller als Atelier gedient und die man jetzt als Liszt-Museum kennt, hatte herrichten lassen. Sie waren, gleich der schmalen Stiege, die zu ihnen hinauf führte, eng und bescheiden genug für den großen, von ganz Europa verwöhnten Mann und für den Schwarm der Besucher von nah und fern, der ihn umdrängte; doch, für sich selbst anspruchslos wie kein anderer, fühlte er sich darin wohl und beruhigte seine um ihn besorgte fürstliche Freundin in Rom durch die Versicherung, seine Wohnung sei von wahrhaft „Wagnerischem Luxus, wie man dergleichen in der guten Stadt Weimar wenig gewöhnt sei."

Am 26. Februar begrüßten wir ihn in Leipzig, wo wir ein Jahr früher seine „Heilige Elisabeth" als kostbare Gabe des Riedelschen Vereins empfangen hatten. Wir hörten an Liszts Seite eine Riedelsche Aufführung von Händels „Israel

in Ägypten" in der Thomaskirche und feierten ihn durch ein festliches Abendessen im Hotel de Pologne, bei dem auch Friedrich Nietzsche, ein bleicher junger Mann, an der Tafel saß und ihm als vielversprechender Philolog und eifriger Musikfreund vorgestellt wurde. Beim Abschied nahm der Meister ein Manuskript von mir mit nach Rom. Auf eine Äußerung seinerseits, er würde meine biographische Skizze über ihn gern ins Französische und Italienische übersetzt sehen, hatte ich selber eine Italienisierung derselben gewagt und sie zu beliebiger Verwendung in seine Hand gelegt.

Nachdem er auf dem Rückweg in Wien mit seiner „Heiligen Elisabeth" seinen ersten großen Komponistentriumph gefeiert hatte, gab er mir schon am 13. Mai aus der ewigen Stadt die Nachricht des demnächstigen Erscheinens der Übersetzung. Seine und Bülows verehrte Freundin, Frau Jessie Laussot in Florenz, sorgte nach Vornahme der erforderlichen sprachlichen Retouche für ein Unterkommen in der Zeitschrift „Il Boccherini", sowie für eine nachmalige Separatausgabe meiner kleinen Arbeit (Guidi, Firenze 1870). Damit begannen meine durch dreieinhalb Jahrzehnte fortgesetzten Beziehungen zu der seltenen Frau, deren „vornehmen Charakter und aufs edelste ausgebildeten Geist" Liszt rühmend hervorhebt. Durch und durch Musikerin, unterhielt sie Verkehr mit den hervorragendsten Tonkünstlern ihrer Zeit. Ein erstaunlicher Scharfblick für Art und Stärke der Begabung junger Talente machte sie bei steter Hilfsbereitschaft zugleich zur kundigen Beraterin aufstrebender Musiker, deren Bahnen sie — wie die der Lisztschüler Walter Bache, Sgambati, Buonamici beweisen — die rechte Richtung zu geben wußte. Eine geborene Engländerin, dem begüterten Franzosen Eugène Laussot in Bordeaux vermählt, doch infolge dessen geistiger Erkrankung von ihm getrennt, hatte sie sich mit ihrer Mutter Mrs. Taylor in Florenz am Lung'arno niedergelassen, wo ungezählte Deutsche ihrer Gastfreiheit froh wurden und wo sie sich nach dem Tode ihres Gatten 1879 zu zweiter überaus harmonischer Ehe dem berühmten Histo-

riker und Kulturhistoriker Karl Hillebrand verband. Zu Anfang der sechziger Jahre gründete sie in der Arnostadt die „Società Cherubini", die, von ihr, einer vorzüglichen Klavierspielerin und Dirigentin, geleitet, sich wesentlich dem Chorgesang widmete. Obwohl durch Schwerhörigkeit — die sich zum Glück nicht auf die Musik erstreckte — in ihren Unternehmungen gehemmt, erwarb sie sich zugleich durch Einführung guter Kammermusik, wie überhaupt durch Hebung des künstlerischen Geschmacks und Verbreitung deutscher Musik, in Florenz große Verdienste. Mutig trat sie namentlich für Liszts verfehmte Werke ein, so sehr der Meister selber ihr, wie allen seinen Freunden, deren Aufführung widerriet.

Eine von Frau Laussot freundlich beabsichtigte Übertragung meiner „Studienköpfe" in ihre Muttersprache scheiterte leider an den zu ungünstigen geschäftlichen Bedingungen. Wichtige Hilfe aber leistete mir die Gütige, indem sie mir zur Bekanntschaft mit der Tochter Cherubinis, Signora Zenobia Rosellini in Pisa, die Hand bot. Diese geistvolle alte Dame wurde mir für eine biographische Skizze ihres Vaters überaus nützlich.

Eine reichliche Beisteuer zu meiner Sammlung der Briefe Liszts gehört ferner zu den Freundesdiensten, für die ich Frau Laussot verschuldet bin. Sie war eine Meisterin im Fördern der Bestrebungen anderer. Kaum einer der zahlreichen Briefe, die sie im Lauf der Jahre an mich richtete, schließt ohne die herzliche Bitte, ihre Dienste zu beanspruchen, wenn ich deren irgendwie bedürfe.

☆ ☆

☆

Zur Fastnacht 1869 veranstalteten meine Freunde Mendelssohns — Verlagsbuchhändler Hermann Mendelssohn war ein Neffe des berühmten Felix — ein Maskenfest in

engem Kreise, bei dem ich als Abbé Liszt erschien. „Marie“, schreibt meine Mutter an meinen Bruder, „sah aus wie der leibhafte Sprößling ihres großen Protektors. Der Witz fand allgemeinen Beifall.“ Später stellte sich zur Überraschung aller der mir längst durch Gerhards bekannte Moscheles ein, und als er — wie zuvor der Pseudo-Liszt — gebeten wurde sich an den Flügel zu setzen, rief er mir zu: „Wird La Mara den alten Zopf auch hören wollen?“

Bei einem Abendessen in demselben gastfreundlichen Hause, in dem ich auch der Tochter Felix Mendelssohns mit ihrem Gatten, Geheimrat Wach, sowie dem ersten Reichsgerichtspräsidenten Simson und Familie zuerst vorgestellt wurde, hatte man mir Kapellmeister Reinecke, den langjährigen Leiter der Gewandhauskonzerte in Nachfolge von Rietz, zum Nachbar bestimmt. Wollte er mich einschüchtern? Ich möcht es glauben: er brachte das Gespräch bald auf den Weimarer Großmeister. „Liszt ist frivol“, sagte er. „Mit dem Geistlichwerden war's ihm nicht ernst; es war Pose. Er zeigte mir gegenüber lächelnd auf seine Tonsur.“

„Da glaube ich ihn doch anders zu kennen“, bemerkte ich.

„Er hat keine Erfindung, auch keine Kompositionstechnik“, fuhr er fort. „Er versteht nicht zu instrumentieren, seine Musik klingt nicht; es ist alles so vollgepackt, so undurchsichtig. Da hören Sie Mendelssohn an — der versteht's, das klingt. Liszt und Wagner sind keine Musiker, auch Gluck nicht. Wenn mir ein Schüler eine Komposition wie die Wagnerschen brächte, striche ich sie durch!“

„Es wird Ihnen wohl keiner eine bringen!“ warf ich ein.

„Liszt und Wagner sind keine Musiker“, wiederholte er, „sie sind dichterisch begabt, aber nicht musikalisch. Auch Sie können poetisch angelegt sein, aber musikalisch sind Sie nicht, wenn Sie die beiden bewundern.“

„Nun, dann muß ich eben unmusikalisch durchs Leben gehen“, lautete meine Erwiderung. Dann wandte unsere Unterredung sich anderen Gegenständen zu, bei denen wir

uns weniger gegensätzlich zueinander verhielten und Reineckes gesellige Liebenswürdigkeit mehr zutage trat.

Bei nachmaligen Begegnungen haben wir uns stets kurz, doch nie anders als freundlich berührt, und bei Herausgabe der „Musikerbriefe aus fünf Jahrhunderten", in denen ich ihn nach Gebühr vertreten zu sehen wünschte, wie bei Sammlung der Briefe meines geliebten Meisters, durfte ich Reinecke für mehrere, mir gütig gewährte Beiträge danken. In seinem Buch „Und manche liebe Schatten steigen auf" fand er in späteren Jahren (es erschien 1900) auch wärmere Töne für Liszt. Da lesen wir, nachdem zuvor die unvergleichliche Größe des Klavierspielers zu ihrem Rechte gekommen: „Es ist mir Zeit meines Lebens ein Herzenskummer gewesen, daß ich mich diesem großen Künstler und guten Menschen niemals durch aufrichtige Bewunderung seiner Kompositionen habe dankbar beweisen können, aber es ist mir trotz allen Bemühens stets versagt geblieben, mich für dieselben zu erwärmen. Wer mich deshalb einseitig und beschränkt schilt, hat von seinem Standpunkte aus vielleicht recht, aber in Glaubenssachen wie im Kunstgeschmack kann man sich nun einmal zu nichts zwingen . . . Es ist sicher ein Beweis seiner Herzensgüte und Charaktergröße, daß er mir nach wie vor sein Wohlwollen erhielt."

Aus sich selber heraus kann freilich keiner, das ist gewiß; doch um des Leipziger Musiklebens willen durfte man beklagen, daß der Leiter seines ersten Konzertinstitutes sich nicht von dem Odem einer neuen Zeit befeuern und beflügeln ließ. Allerdings deckte sich sein Standpunkt mit dem der meisten damaligen Mitglieder der Konzertdirektion. So ließ Frau Dr. Seeburg, die mir freundlich zugetan war, mir während ich einmal auf Reisen war, durch Similde sagen: „Es sei schade, daß ich zufolge meiner Liszt-Verehrung bei der Gewandhausdirektion sehr unbeliebt sei." Darauf entgegnete ich brieflich: „Ich bedauere der Direktion zu mißfallen; kann jedoch darum meine Überzeugung nicht ändern, denn ich glaube an den Ewigkeitswert dieser Musik."

Frau Dr. Seeburg selbst, bei der wie bei ihrer Schwester viel Musik getrieben wurde — ich begleitete zuweilen ihren Gesang oder spielte irgendein Ensemblestück mit Cello — nahm in einer ihrer Gesellschaften ein Lisztsches Lied, das Similde mit meiner Begleitung singen wollte, nach ihrer etwas herben Weise mit den Worten vom Notenpult hinweg: „Nein, auf meinem Flügel wird Liszt weder gespielt noch gesungen!“ Die gleiche Abneigung empfanden auch Franz und besonders Hedwig von Holstein, nur daß sie es gemäßigter als ihre Schwester, wenn auch noch immer weit mehr als ihr zurückhaltenderer Gatte kundgab.

Ähnlich bestellt war es in fast allen meinen Umgangskreisen. Man braucht, um sich annähernd in das damalige und noch Jahrzehnte währende feindselige Parteitreiben zu versetzen, nur die zwischen Clara Schumann und Brahms, oder die zwischen letzterem und Herzogenbergs und anderen seiner Freunde gewechselten Briefe einzusehen. Es war eine seltsame, unerfreuliche Zeit. Wer sie nicht mit erlebte, kann sich keine Vorstellung machen von der Erbitterung des Kampfes, der um Liszt und Wagner entbrannte. Dieser an sich musikalische Kampf bemächtigte sich allmählich aller Lebensverhältnisse; er entzweite die besten Freunde, er trug Zwietracht in die einträchtigste Familie. Man verfolgte die zwei Großen, als ob ihre Musik unlautere, als ob sie Satansmusik wäre, als ob die, die sich anteilvoll mit ihr befaßten, Entweihte, Abtrünnige der klassischen Meister wären, deren Ideale die beiden Neuerer zertrümmern wollten, und dabei übersah man, daß niemand herrlicher über Bach, Mozart, Beethoven geschrieben als Wagner, daß keiner für Verbreitung der Werke Beethovens mehr getan hat als Liszt und nach ihm Hans von Bülow, der aus Liszts und Wagners Schule kam. Klein war erst das Häuflein der Begeisterten, der meist Jugendlichen, die sich, weil sie an den Fortschritt alles Lebendigen glaubten, den beiden Befehdeten um so fanatischer anschlossen, als ihnen fast das gesamte Heer der Zünftigen geharnischt gegenüberstand, wobei der

Löwenanteil der Anfeindungen Liszt zufiel, den man als unentwegten und allgemach siegreichen Vertreter Wagners doppelt haßte. Einen charakteristischen Ausdruck fand dieser Haß auch in einem aus Leipzig an mich gerichteten anonymen Schreiben, des Inhalts:

„Hochgeehrtestes Fräulein!

So wenig man gleichzeitig Christum und Belial dienen kann, ebenso wenig ist es möglich für Beethoven und Schumann sich zu begeistern und für Liszt und Wagner zu schwärmen, wie Sie es in Ihren Studienköpfen tun; denn erstere repräsentieren das Göttliche, ewig Unvergängliche, während letztere nur der Sinnlichkeit, wenn auch in geistreicher Weise fröhnen.

Vergeben Sie diesen Erguß des Unwillens nach Lesung Ihrer Studienköpfe

einer Verehrerin echter Musik."

Und eine mir noch viele Jahre später (1890) aus London zugehende namenlose Herzensergießung besagte:

„Mir fielen unlängst Ihre Musikerbriefe in die Hände. Der Artikel über Wagner fängt an: ‚Der größte musikalische Dramatiker des 19. Jahrhunderts und einer der größten aller Zeiten.' Entweder muß jener Satz Druckfehler enthalten oder es ist sonst der größte Unsinn des 19. Jahrhunderts ... Ich will gar nicht die Frage berühren, ob Wagners Winseln, Jammern, Heulen, Schreien singen heißen kann, es wäre Zeitverlust — aber vom wahren Bühnenwesen verstand er jämmerlich wenig. Er, der Meyerbeer, Rossini, Gounod und andere kritisierte, wußte nicht so viel von der Bühne als der geringste Schüler des Pariser Konservatoriums ... Wagner war der größte Charlatan des 19. Jahrhunderts, und möchte ich, Ihren Stil nachäffend, sagen: einer der größten Charlatane a l l e r Z e i t e n. Er und seine Anhänger taten das mögliche, der wahren Kunst zu

schaden, aber weder La Mara, Richter, noch der Hanswurst Henschel werden je imstande sein mit ihrer Marktschreierei die großen Meister aus dem Feld zu treiben.

Einer, der sich in der Musik nicht vor La Mara zu fürchten braucht."

Indessen fanden gottlob auch Grüße aus reinerer Sphäre den Weg zu mir. Fürstin Carolyne Wittgenstein sandte mir nach Empfang meines Buchs diese — gleich den nächstfolgenden Briefen von mir aus dem Französischen übersetzten — Zeilen:

„Ich weiß Ihr liebenswürdiges Gedenken sehr zu schätzen, liebe Frau, und danke Ihnen, daß Sie es mir bewahren. Ich verdiene es wohl ein wenig um meiner aufrichtigen Anhänglichkeit an Deutschland willen, wo ich so schöne Jahre verlebt und so ausgezeichnete Freunde zurückgelassen habe.

Ihr Buch zählt zu den interessantesten Schriften; auch abgesehen von dem Vergnügen, das mir die ebenso fein empfundenen als geschriebenen Blätter bereiteten, die Sie einem Genie widmeten, das Sie das Verdienst haben, vor anderen zu würdigen und zu verstehen. Doch Geduld! — die Zukunft wird Ihnen recht geben!

Es freute mich durch Liszt zu hören, daß diesen zeitgenössischen Studien ein Band über Meister der Vergangenheit folgen wird. Eine so reine, klare, gerechte und durchdringende Begabung wie die Ihre vermag nicht müßig zu bleiben. Ich hoffe, daß Sie mich auch bei Veröffentlichung dieses zweiten Bandes nicht vergessen werden.

Ich gebe Liszt ein kleines Andenken für Sie, liebe Frau, mit, in der Hoffnung, daß er Mittel und Wege finden wird, es Ihnen zukommen zu lassen*).

Nehmen Sie es um seines echt römischen Charakters willen, mit dem es die ersten christlichen Formen und Zeichen

*) Ein herrliches Medaillon mit dem Christuszeichen.

der Katakomben wiedergibt, freundlich auf und erinnern sich beim Tragen desselben zuweilen

Ihrer Ihnen herzlich zugeneigten
Fürstin Carolyne Wittgenstein.

20. August 69, Rom."

Der August 1869 fand mich mit Similde Gerhard und deren Mutter in Erwartung eines musikalischen Ereignisses in München. Die Erstaufführung von Richard Wagners „Rheingold" war auf den 25. August festgesetzt. König Ludwig II. hatte befohlen, und der Dichterkomponist sich nicht leichten Herzens in den Wunsch seines hohen Beschützers ergeben. Ihm widerstrebte es, ein Einzelwerk aus dem Rahmen seiner Tetralogie losgelöst auf die Bühne gebracht zu sehen, und er selbst enthielt sich der Beteiligung daran. Hindernis um Hindernis aber erhob sich vor der Aufführung. Ungeahntes spielte sich hinter den Kulissen ab. Der mit der Direktion betraute Hans von Bülow legte — nachdem seine Gattin sich von ihm getrennt hatte, was bisher nur wenigen Eingeweihten bekannt war — sein Amt als Hofkapellmeister nieder und verließ München. Mit Einstudierung des Nibelungenvorspiels ward nun Hans Richter, von Wagner aufs genaueste instruiert, beauftragt. Als das Werk jedoch, unzulänglich inszeniert, am bestimmten Tag ans Licht treten sollte, verweigerte Richter im Einverständnis mit Wagner seine Mitwirkung.

Von Tag zu Tag warteten wir und mit uns in steigender Aufregung eine Menge von Verehrern des fernen Meisters, die aus allen Himmelsgegenden herbeigeströmt waren, an ihrer Spitze Frau von Mouchanoff und Gräfin Schleinitz. Wir alle suchten unseren Mittelpunkt in Liszt, der im Hotel Marienbad Hof hielt. Doch eine seltsame Schwüle der Atmosphäre war selbst bei ihm, der seine Stimmungen sonst wie selten einer zu meistern wußte, spürbar. Es lag etwas Geheimnisvolles in der Luft, das keiner nennen konnte, doch jeder empfand, und was den, um den wir uns

scharten, so tief verstimmte, wie ich ihn nie wieder im Leben gesehen habe.

Am Ende wurde uns des ungewissen Wartens zu viel; denn erst am 22. September hob Franz Wüllner das „Rheingold" nicht eben glänzend aus der Taufe. Selbst Liszt reiste nach Rom zurück, ohne den Zweck seines Kommens erreicht zu haben.

Gedeihlichere Tage wurden uns im bayerischen Hochland zuteil, das wir ein paar Wochen lang, von Egern am Tegernsee aus, durchstreiften. Eine besondere Freude gewährte uns dabei die musikalische Mitwirkung beim Gottesdienst in den verschiedenen Ortschaften am See. Da wurden wir, Similde als Sängerin, ich als Begleiterin auf der Orgel, häufig zu Gaste geladen und trugen mit Beethovens oder Schuberts geistlichen Liedern, mit Cherubinis oder Gounods Ave Maria zur Erbauung der frommen Seelen bei.

Spätsommer war indessen schon in den Herbst übergegangen und manche „Heimfahrt" des mit Tannenreisern festlich geschmückten Viehs von hoher Alm herab ins Winterquartier sahen wir an uns vorüberziehen, als ein flottes Zweigespann uns über Kreuth nach dem Achensee entführte. Der tat es uns mit dem wunderbaren Blau seiner Farbe, mit den ihn umkränzenden starren Felsschroffen und der belebenden Höhenluft gleich beim ersten Anblick an, und durch mehr denn zwanzigmalige Wiederkehr haben wir ihm Treue bewiesen. Diesmal nahm uns die „Scholastika" am nördlichen Ende des Sees auf. In späteren Jahren siedelten wir uns in der landschaftlich unvergleichlich schöneren Pertisau an, die wir fürs erste nur flüchtig kennen lernten. Ein drittes Etablissement, der „Seehof", den Ludwig Rainer, das Oberhaupt der in ganz Europa bekannten Tyroler Sängerfamilie dieses Namens, begründete, war erst im Entstehen begriffen. Noch stand nur der Kaffeesalon am Wasser; doch fand man darin das einzige Klavier am See und allerlei Unterhaltungsblätter, wie sie weder die Scho-

lastika, noch die Fiechter Klosterwirtschaft des „Fürstenhauses“ in der Pertisau bieten. Man richtete sich hier auf weltläufigere Besucher ein, die nachmals auch in immer neuerstehenden Gasthäusern der Partisau ihren Einzug hielten.

Bei der uns betreuenden Frau Scholastika war man gut, ob auch nach alter Tyroler Sitte patriarchalisch einfach, aufgehoben. Doch uns leuchtete eine Reihe der verklärten Sonnentage und Mondnächte, die den September zum schönsten Monat des Jahres im Hochgebirge machen.

Zuletzt verweilen wir noch in Innsbruck und gönnen uns eine Fahrt nach Sterzing über den Brenner, dessen neue Schienenstraße erst im vorhergehenden Jahre dem Verkehr übergeben worden war. Ihrer Zeit galt sie als eine Art Weltwunder — heute, im Zeitalter der Flieger und Luftbesieger, wo Bahnen uns das eisumpanzerte Herz und den Gipfel der Jungfrau erschließen, hat uns die Technik vor ganz andere Wunder gestellt.

* *
*

Der Winter dieses Jahres, wenn ich mich recht erinnere, bereicherte mich um eine wertvolle Bekanntschaft. Wilhelm Jordan, dessen Mysterium „Demiurgos“ mich schon vor Jahren, wie später in anderer Weise sein Lustspiel „Durch's Ohr“, gefesselt hatte, bereiste als „Rhapsode“ die deutschen Städte, um sein Nibelungen-Epos zu ihrer Kenntnis zu bringen. Er kam auch nach Leipzig und in das Haus meines Bruders, wo er sich freundlich bereit erklärte, nach mehreren seiner von uns mit lebendigem Anteil besuchten öffentlichen Vorträge einen Privatvortrag zu halten. Eine ragende, elegante Erscheinung mit dunklen Sprühfeueraugen und einem wie Musik klingenden Organ, dabei von hofmännisch liebenswürdigem Wesen, wußte er rasch zu gewinnen und den Hörer zu bannen. Da er bekannte, durch ein einleiten-

des Musikstück am besten in Stimmung zu kommen, wurde ich ihm als Stimmungsmacherin oktroyiert und hatte nach seinerseits getroffener Auswahl die Freude, seinen herrlichen, stets natürlich und von schauspielerischem Pathos frei bleibenden Rezitationen durch ein paar Stücke zu präludieren. Noch heute klingen mir einzelne Stellen im Ohr, wie Etzels schönes Wort zu Kriemhild; „Ich danke dir, daß du bist, wie du bist!" Als sodann aber das Verhältnis seiner Dichtung zu deren Quellen, dem alten Nibelungenlied und der Edda durch mich zur Sprache kam, erwiderte er: „Man soll den Dichter nicht nach seinen Geheimnissen fragen und nicht verlangen, daß er die Fäden aufdröſele, aus denen er sein Gewebe spinnt."

Wagner und dessen Nibelungenring gegenüber verhielt er sich ablehnend, wohl im Vorgefühle, daß dieser ihn und sein Gedicht um Äonen überleben werde.

Weimar

1870—1878

Das Weimarer Beethovenfest

1870

Am 10. März 1870 starb Ignaz Moscheles in Leipzig, was mich, um seiner mir befreundeten Familie willen, veranlaßte, auf Grund biographischer Angaben seiner Gattin eine Skizze nach Art meiner „Studienköpfe" über ihn zu schreiben, wie ich dies im vorhergehenden Jahre auch nach Ableben von Berlioz getan hatte. Es war kein dankbares Beginnen. Nach bestem Gewissen glaubte ich, den Verdiensten des Verstorbenen vollauf gerecht worden zu sein. Doch der Pietät seiner im übrigen so klar und scharf sehenden Witwe, der eigentlichen Vertreterin des männlichen Geistes im Hause, tat ich nicht genug. Meine liebe, gern vermittelnde Similde suchte mich für weichere unbestimmtere Konturen zu gewinnen. Nichtsdestoweniger blieb ich dabei, daß ein Bild der festen Umrisse und Schatten nicht entbehren könne und daß ich nicht Stammbuchblätter für meine Freunde, sondern ein Stück Musikgeschichte in Einzelbildern zu zeichnen bestrebt sei.

Endlich hatte ich nun auch meine früher angeführte, schon vor einigen Jahren entstandene „Erinnerung an den Zauberer von der Altenburg" in Druck gegeben und sie der Fürstin Wittgenstein nach Rom gesandt. Ihre Antwort lautete:

„Sie können nicht ahnen, liebe Frau, welche Freude Sie mir durch Mitteilung Ihres reizenden Aufsatzes bereitet haben, der eine Erinnerung, ein Bild aus vergangenen Zeiten so lebendig widerstrahlt! Als ich ihn empfing war

Alfred Meißner gerade gegenwärtig. So lasen wir ihn zusammen und sprachen von der Altenburg und ihrem Zauberer. Diese Ihre Bezeichnung erregte sein besonderes Wohlgefallen. Als echter Dichter bemerkte er sodann, wie recht das Schicksal hatte, das Ende dieser Periode so und nicht anders zu gestalten. ‚Die Altenburg', sagte er, ‚ist nicht gestorben, sie ist verschwunden, wie eine verzauberte Erscheinung. Sie ist nie alt und morsch geworden, ihre Elemente haben sich nie zersetzt nach dem Los alles Irdischen. Schön, lebendig, auf der Höhe ist sie immer geblieben, bis sie eines Tages nicht mehr da war!'

Ihr Frauengemüt, Ihre zarte Nachfühlungsgabe werden verstehen, mit welcher Rührung ich diese Gedanken aussprechen hörte, die mir nicht selber gekommen waren. Man kann so etwas nicht selbst sehen, ein anderer muß es aus der Ferne beurteilen mit liebevollem Herzen und Freundesaugen, wie Meißner sie hatte.

Es rührte mich sehr, die kleine Zeichnung zu sehen. Sie reproduziert das Vergangene! Tausend Dank für jede Zeile, die Sie so schön geschrieben haben!

Gewiß werden Sie Liszt in Weimar sehen und seine Beethoven-Kantate beim Musikfest am 25. Mai hören. Ich mache Sie auf einige im Text enthaltene Verse über Musik aufmerksam*). Man kann nichts Schöneres über sie sagen; wahrlich, sie wären Schillers würdig. Hätte er jetzt gelebt, er hätte so über sie gedichtet.

Empfangen Sie, liebe Frau, nochmals meinen Dank für Ihre liebenswürdige Erinnerung und die Versicherung meiner aufrichtigen Zuneigung.

Fürstin Carolyne Wittgenstein.

24. April 70, Rom.

Kann ich Ihnen in Italien irgendwie von Nutzen sein, so bitte ich über mich zu verfügen, und wünschen Sie ge-

*) Eine Gregoroviussche Einfügung in Adolf Sterns Gedicht.

nauere Angaben, als Liszt sie Ihnen zu geben vermag, so soll es mich freuen, sie Ihnen zu verschaffen."

* *

*

Mit dem von der Fürstin erwähnten Musikfest hatte es eine besondere Bewandnis. Es galt im Jahre 1870 den hundertjährigen Geburtstag unseres größten Tongenius' zu begehen, und so stempelte, allen anderen Städten und Kunstinstituten voranschreitend, das Direktorium des Allgemeinen deutschen Musikvereines, an dessen Spitze nach Brendels Tode Riedel getreten war, seine diesjährige Tonkünstlerversammlung, selbstverständlich unter Liszts Ägide, zum Beethovenfest, dieses vom Dezember in den Mai vorausverlegend.

Zum Geburtstag der Großherzogin Sophie am 16. April in der Hofgärtnerei wieder angelangt, kam Liszt, um die nötigen Vereinbarungen mit Riedel und Konzertmeister David zu treffen, am 30. April für einige Stunden nach Leipzig. Am Nachmittag war bei Riedel eine Probe mit Mary Krebs angesetzt, die des Meisters Es-dur-Konzert spielte. Als ich auf empfangene Einladung eintrat, fand ich außer den Genannten und Adolf Stern nur noch eine Dame vor, die mir als Madame Janina, eine Schülerin Liszts, vorgestellt wurde. Bleich, schmächtig, saß sie, in ein mit Schwan besetztes lila Samtkostüm gekleidet, mit gleichem Barett über dem kurzgeschnittenen Haar, stumm beobachtend in einer Ecke und schien nur von Liszt Notiz zu nehmen. Wir wechselten nur wenige Worte miteinander.

Das Fest begann am Himmelfahrtstag und zwar, nach einem einleitenden Vortrag Nohls über Beethovens geistige Entwicklung, mit einer Riedelschen Aufführung der „Missa solemnis" als echter Himmelfahrtsfeier. Beim Ausgang aus der Kirche traf ich Liszt, der seine Freundin Frau von

Mouchanoff am Arm geleitete. Zum ersten Male führte mich das Leben mit der ob ihres Geistes, ihres Genies und ihrer Schönheit an allen Höfen Europas gefeierten Frau zusammen, deren herrliche, ein charakteristisches Zeitbild widerspiegelnde Briefe an ihre Tochter mir nachmals von ihrer Enkelin, Gräfin Marietta Coudenhove, zur Herausgabe anvertraut wurden. Ihre königliche, wenn auch schon etwas geneigte Gestalt bedurfte bereits der Stütze eines Stockes, aber ihr Geist war geflügelt, ihr Klavierspiel voll hinreißender Poesie, ihre Rede zugleich funkensprühend und voll Grazie. Sie besaß wie wenige die Kunst zu bezaubern. Sie bezauberte auch mich.

Für den Abend hatte Liszt mich zu sich gebeten. Da traf ich Pauline Viardot-Garcia mit ihrem Mann und ihrem Dichterfreund Turgénieff — einem interessanten grauen Charakterkopf —, Ernst Dohm, den witzsprudelnden Redakteur des „Kladderadatsch", Liszts Vetter oder eigentlich Stiefonkel Hofrat Eduard von Liszt aus Wien, den für Wagner eintretenden französischen Schriftsteller Edouard Schuré — dessen von H. von Wolzogen übersetzte Schrift „Le Drame musical" auch in Deutschland viel gelesen wurde —, Franz Servais aus Brüssel, Ludwig Nohl, Graf Dumoulin, Stern, Richard Pohl, Frau Merian-Genast und viele andere.

Liszts Liebenswürdigkeit und Güte war dies ganze Fest hindurch, das ihm Herzenssache war, unerschöpflich. Seine Macht über die Gemüter, seine zarte Weise, alle Gegensätze auszugleichen, für jeden einzelnen und doch für alle da zu sein, hier einen Rat, dort ein Lob zu erteilen, war bewundernswürdig. „Nie", schreibt Frau von Mouchanoff, „ist mir der große Liszt größer und gütiger erschienen."

Wie vor drei Jahren in Leipzig, streifte das Gespräch die Beethovenfeier von 1845. „Als ich Ende Juli nach Bonn kam", erzählte Liszt, „war die Statue an Ort und Stelle, das Programm festgestellt, aber kein angemessener Konzertsaal vorhanden. Die dazu bestimmte Reitbahn faßte keine große Zuhörerschaft, wie sie hier zu erwarten stand. ‚Es

muß eine Festhalle gebaut werden!' rief ich. — ‚Bis zum 11. August? und woher das Geld nehmen?' warf man mir ein. ‚Das soll meine Sorge sein, jedes Defizit decke ich!' gab ich zur Antwort. Ich verhandelte mit Dombaumeister Zwirner, und binnen zehn Tagen stand eine neue Festhalle da. Auch für das Unterkommen der Hunderte von Musikern, die aus aller Herren Ländern herbeiströmten, sorgte ich nach Möglichkeit. Und es kam zu keinem Defizit, sondern zu einem Plus von 1700 Talern."

„Von Bartolini", fuhr Liszt fort, „dem ich die Ausführung der Statue zugedacht hatte, als ich mich bereit erklärte, die noch fehlende Summe zu zahlen, sah ich auf Wunsch des Komitees ab. In der dann ausgeschriebenen Konkurrenz siegte Hähnel. Er selber erklärt jetzt seine Statue für einen überwundenen Standpunkt. Aber Kopf und Basreliefs sind sehr schön."

Nach Verabschiedung Nohls wurde sein Vortrag sowie seine Beethovenbiographie von verschiedenen Seiten ziemlich abfällig besprochen. Selbst der wohlwollende Meister gab zu, seine Biographie sei mehr ein „Beethovenbrei" zu nennen. Als mir Liszt seinen Vetter vorstellte, sagte mir dieser viel Freundliches über meine „Studienköpfe" und besonders über die darin enthaltene Lisztskizze; ja er sprach mir den ernsten und im Verlauf dieser Tage mehrfach wiederholten Wunsch aus, daß ich eine große Lisztbiographie schreiben möchte. „Das ist eine Aufgabe, mit der man aufhört, nicht aber anfängt", erwiderte ich. „Dem fühle ich mich noch nicht gewachsen. Es kann ja auch unmöglich der Wunsch des Meisters sein." — „Doch, er wünscht es und mit ihm die Familie. Wir würden Ihnen die nötigen Materialien gern zur Verfügung stellen, auch wohl die Fürstin Wittgenstein. Sie plante früher, die Biographie selbst zu schreiben, hat sie auch angefangen, aber wieder aufgegeben."
— „O, das ist jammerschade," meinte ich. „So wie sie, kennt ihn ja keiner!" — „Ich glaube Ihnen ihre Unterstützung in Aussicht stellen zu können. Überlegen Sie sich's, bitte!"

Wir sprachen dann noch über Liszts Geistlichwerden und er bekannte, daß es ihm, der sehr intim zu seinem Vetter stand und auch diesem als bester seiner Freunde galt, ein großer Schmerz gewesen sei. Er habe ja kein priesterliches Gelübde abgelegt, könne sein Weltleben jederzeit wieder aufnehmen, sogar heiraten. Dennoch sei es ein Schritt, den er um Liszts Künstlertums willen tief beklage. Mit großer Wärme hob er des Meisters unbegrenzte Selbstlosigkeit hervor: „Er denkt nie an sich, alles verschenkt er. Hätte ich nicht darauf gedrungen, daß, ebenso wie er für seine Mutter und Töchter gesorgt hat, er auch für seine eigenen späteren Jahre wenigstens eine bescheidene Summe zurücklegte, die er mir in Verwahrung gab — es waren kaum 100000 Frks. — so wäre ihm von den Schätzen, die er in seiner Virtuosenzeit erworben hat, nichts verblieben.“ —

Der zweite Festtag (27. Mai) war neueren Tonkünstlern, und zwar am Morgen kammermusikalischen, am Abend orchestralen Werken, gewidmet. Hier kamen Raff, Goldmark, Svendsen, Kiel, Henschel und Jensen, dort Gustav Weber, Schulz-Beuthen, Damrosch, Saint-Saëns (mit einer Kantate „Die Hochzeit des Prometheus“), Draeseke zu Worte. Des letzteren „Lacrymosa“ für Chor, Soloquartett und Orchester schoß, als reifste und bedeutendste der neuen Darbietungen des Abends, den Vogel ab. Damit auch das virtuose Element nicht fehle, trat Mary Krebs mit Liszts Es-dur-Konzert, Friedrich Grützmacher mit Schumanns Cellokonzert in die Schranken. Eine Extragabe, die das Programm nicht verraten hatte, spendete Pauline Viardot mit vier von ihr auf deutsche Texte komponierten, doch mehr spanisch als deutsch empfundenen originellen Liedern. Trotz verblühter Stimme löste ihr Meistervortrag namentlich beim wirkungsvollsten der Gesänge: „Der Gärtner“ endlosen Jubel aus.

Der 28. Mai rief uns an stelle eines ausfallenden Vortrags in ein in der Stadtkirche improvisiertes Morgenkonzert. Orgelvorträge des Altenburger Hofkapellmeisters

Stade und seines ehemaligen Schülers Julius Kniese — des später um Bayreuth so verdient gewordenen ausgezeichneten Musikers — rahmten Cello- und Gesangsoli von Fitzenhagen und Henschel ein. Außerdem gab es Probe zur Beethoven-Kantate und zur neunten Symphonie. Dazu eine abendliche Beethoven-Kammermusik: die Quartette F-dur Op. 135 und Cis-moll Op. 131 in unvergleichlicher Wiedergabe von Hellmesberger, David, Kömpel und Grützmacher, die C-moll-Variationen von Saint-Saëns gespielt, der Zyklus „An die ferne Geliebte" von Wallenreiter gesungen.

Am folgenden Sonntagsmorgen in aller Frühe wurde Liszt vom Orchester ein Ständchen gebracht. Er hatte mich dazu eingeladen, und ich schritt an seinem Arme unter den ihn feiernden Klängen durch die in Maienlust prangende Fliederpracht des Gartens. —

Wenige Stunden später bildete er den Mittelpunkt einer im Salon von Frau Emilie Merian veranstalteten Matinee. Er spielte mit Hellmesberger Raffs vierte Sonate für Klavier und Geige. Frau Merian erfreute durch Lieder von ihrem Schwager Raff und Damrosch. Saint-Saëns gab Beethovensche Variationen und seinen Marsch aus den „Ruinen von Athen". Mit ihm gemeinsam krönte Liszt das Dargebotene durch seine „Festklänge". Unter den Anwesenden, einer illustren Gesellschaft, erblickte man Anton Rubinstein, Tausig, Turgénieff mit den Viardots, Frau von Mouchanoff; neben ihr zwei im Lisztkreise neue junge und schöne Frauengestalten: die eine, Gräfin Schleinitz, die Gattin des preußischen Hausministers und Schützerin von Bayreuth — Liszt nennt sie „die Patronin der neuen Musik in Berlin" —, die andere, Gräfin Dönhoff, nachmals Fürstin Bülow — laut Frau von Mouchanoffs Worten „ein kleines Wunder an Grazie, Güte, Natürlichkeit und Geist"; beide hervorragend musikalisch, diese Tausigs, jene Bülows Schülerin.

Der Abend vereinte uns zu dem letzten, „dem Andenken

Ludwig van Beethovens gewidmeten" Konzert im Hoftheater. Hofkapellmeister Lassen produzierte unter eigener Leitung eine neue Beethoven-Ouvertüre, die sich aus Motiven des Meisters aus „Fidelio", „Egmont" u. a. zusammensetzt. Ein Bodenstedtscher Prolog, von Frau Hettstädt gesprochen, ging Liszts Beethoven-Kantate voran, die eine Dichtung von Adolf Stern mit Gregoroviusschen Einfügungen vertont. Die große Instrumentaleinleitung bringt in farbenglänzender Orchestration den vollständigen Andantesatz aus Beethovens B-dur-Trio Op. 97, dessen Thema auch in den Chören, Soli, Zwischenspielen wie am Schlusse, rhythmisch und harmonisch verwandelt, wiederkehrt.

Von hundertstimmigen Rufen nach dem Komponisten hallte das Haus wieder. Sobald er sich zeigte, begrüßte ihn ein Tusch, Blumen und Lorbeeren regneten auf ihn herab. Dann spielte Tausig groß und machtvoll das Es-dur-Konzert, und Liszt dirigierte die neunte Symphonie. Das Soloquartett vertraten, gleicherweise vortrefflich wie in der Missa solemnis, die Damen Otto-Alvsleben und Krebs-Michalesi, die Herren Schild und von Milde. Bei den ersten Violinen wirkten sechs Konzertmeister mit. Alle waren elektrisiert. Ich empfand Liszts Ausdeutung des ungeheueren Werks wie eine neue Offenbarung. Wie dämonisch im ersten Satz der Kampf gegen die Schicksalsmächte entbrannte! Welch wilder Humor in den Pauken des phantastischen Scherzo! Welcher Himmelsgesang im Adagio! Und wie beredt dann nach dem verzweifelten Aufschrei die Bässe ihr Rezitativ deklamierten, wie sich das Finale zu gigantischem Jubel steigerte! So hatte ich die neunte Symphonie nie zuvor vernommen. Die neue unerhört beredte Sprache, die Beethoven den Instrumenten eingehaucht, war meinem Ohr nie so ausdrucksstief, nie so eindringlich erklungen. Ich hatte eine Idealwiedergabe des erhabensten Orchesterwerks der Welt erlebt, der ich keine andere zur Seite zu stellen vermag, so viele ich deren gehört im Leben. Ich hatte im stillen einen musikalischen Gottesdienst gefeiert.

Der künstlerische Teil des herrlichen Festes hatte damit sein Ende erreicht. In einer geselligen Vereinigung klang es noch am selben Abend harmonisch aus. Viele Beziehungen wurden noch in letzter Stunde geknüpft. Richard Pohl, mein treuer Kavalier während der Festtage, reiste noch in der Nacht nach Baden-Baden zurück, Dr. Eduard von Liszt nach Wien. Wir hatten uns täglich gesehen. Beim Lebewohl mahnte er mich nochmals, der bewußten Biographie zu gedenken und sagte mir gütig, wenn ich je eines Rates, eines Freundes bedürfe, solle ich mich an ihn wenden. Wir sind uns nie mehr begegnet. Als ich nach Jahren wieder nach Wien und auf Franz Lißts Wunsch in sein Haus kam, war er, der inzwischen Generalprokurator geworden, nicht mehr am Leben. Nur bei seinen Hinterbliebenen fand ich noch freundliche Aufnahme. —

Nun ich nach verrauschtem Fest in dem von Freunden und Schülern angefüllten Salon der Hofgärtnerei Abschied vom Meister nahm, sah ich auf dem Sofatisch zwei mir von gestern bekannte imposante Lorbeerkränze liegen, der eine mit einer großen Schleife in den ungarischen Landesfarben geschmückt. „Darf ich mir ein Blatt zur Erinnerung mitnehmen, Meister?" fragte ich. „Nein, kein Blatt, aber einen Kranz!" rief er, freigebig wie immer. „Und gleich aufsetzen müssen Sie ihn. Kommen Sie her!" Ich mußte gehorsam den Hut abnehmen, und mit leiser Hand drückte er mir den Kranz aufs Haar: „So ist's schön. Wie prächtig der Lorbeer La Mara kleidet! Wollen Sie auch die ungarische Schleife haben?" — „Nur ein kleines Stücklein davon, lieber Meister. Es werden noch genug andere Begehrliche nach mir kommen!" — „Nun denn, genügt Ihnen das?" und er schnitt mir ein ansehnliches Stück ab und fügte noch seine neueste rasch unterschriebene Photographie hinzu, die ein Amerikaner von ihm gemacht hatte. „Gott behüte Sie, mein Kind, auf baldiges Wiedersehen in Leipzig!"

Beglückt ging ich mit meiner Beute von dannen. Kranz

und Band prangen noch heute unter meinen musikalischen Reliquien.

Zum Nachspiel schenkte ich mir mit Similde einen Ausflug nach Eisenach, wo ich Bachs Geburtshaus — noch ohne seine jetzige historische Einrichtung — besuchte. Wir ritten zur romantischen Burg der heiligen Elisabeth und Luthers hinauf und machten mit Verwandten meiner Freundin eine heitere, nur durch eine kurze Wanderung durchs Annatal unterbrochene Fahrt zur „Hohen Sonne", nach Ruhla und Thal. Dort am Hörselberg sang Similde mit heller Stimme das Lied des Hirtenknaben aus „Tannhäuser". Ob Frau Holle es gehört hat?

* * *

Aus dem Weimarer Himmel kam ich nun auf die Leipziger Erde herab. Meine Mutter war verreist, unsere Köchin inzwischen erkrankt. „Um nicht zu verhungern", schreibt Mutter meinem Bruder Adelbert, „mußte sich Marie der Wirtschaft annehmen, und dabei hatte sie binnen wenigen Tagen einen Bericht (für die Illustrierte Zeitung) zu liefern. Da werden wohl manche Stoßseufzer nach der lieben Mutter dem beklommenen Herzen entschlüpft sein! Doch muß ich ihr zum Ruhme nachsagen, daß die Vize-Hausmutter ihre schweren Pflichten so gewissenhaft und treu verwaltet hat, daß sie die Zensur Eins mit Doppelstern verdient. Des geliebten Vaters Worte waren einst: „Wenn sie will, kann sie alles!"

Liszt hatte recht gehabt, als er ein baldiges Wiedersehen voraussagte. Eines Sonntags — es war am 3. Juli — hatten wir ihn wieder bei uns. Er brachte die Damen Adelheid von Schorn, deren Cousine Octavie von Stein und Olga Janina samt einem Schwarm von Schülern mit, um einer Riedelschen Aufführung der drei ersten Teile seiner

Missa choralis in der Nikolaikirche beizuwohnen. Dort fand ich ihn und meinen Platz an seiner Seite. Als Madame Janina ihn während der Fuge einer Bachschen Motette ironisch fragte: „Est-ce que c'est beau, maître?" entgegnete er ihr mit Nachdruck: „Certainement, Madame, c'est très, très, très beau!" Am Abend versammelten sich im Hotel de Prusse Riedels, Zopffs (Redakteur der „Neuen Zeitschrift für Musik"), Otto Reubke aus Halle — später als Universitätsmusikdirektor Nachfolger von Robert Franz, ein treuer Lisztianer — der Cellist Fitzenhagen und Stern neben seinen Weimaranern um ihn. Ich hatte ihm beim Kommen ein paar herrliche Rosen gereicht, die ihn erfreuten und die er lange in der Hand behielt. Bei Beginn der Tafel ließ er sein Glas mit Champagner füllen und wandte sich zu mir: „Sie gehören zu meinen Getreuesten. Ich weiß, Sie würden etwas für mich opfern. Ich trinke ein volles Glas auf Ihr Wohl."

Für den nächsten Tag hatten Riedels Zopffs, Zschocher und mich mit Liszt eingeladen. „Wir beide halten hübsch zusammen", meinte er. „Ich muß Sie immer und überall sehen." Auch meine Geschwister, bei denen er mich wohnen glaubte, versprach er am nächsten Nachmittag zu besuchen. Als er mich, da ich aufbrach, nach Hause begleitete und den Weg nach der Nikolaischule einschlagen wollte, erfuhr er erst, daß ich in Reichels Garten hauste. „Da wohnte eine alte gute Freundin von mir; Sie kannten sie ja, meine gute treue Riese", sagte er in warmem Gedenken. Dann sprach er von Adelheid von Schorn. Ihre verstorbene Mutter sei eine treue Freundin von der Fürstin und ihm gewesen. Das suche er der Tochter zu vergelten. Er erzählte von den Weimarer Wagnervorstellungen, von seiner Absicht, die nahe bevorstehenden Aufführungen von „Rheingold" und „Walküre" in München, sowie die Oberammergauer Passionsspiele zu besuchen. Er würde Frau von Mouchanoff begleiten, ob ich nicht mitkommen wolle? Auch nach allerlei Leipziger Angelegenheiten fragte er mich. „So, nun weiß ich doch, daß

Ihnen nichts mehr geschehen kann!" rief er, als mir auf sein energisches Glockenziehen die Tür aufgetan ward, und schied mit einem Handkuß und einem „Auf Wiedersehen morgen!"

Zur Mittagsstunde des nächsten Tages, wie verabredet, fand ich Liszt bei Zschocher. Man ließ ihn sein Ave Maria hören. „Ein altes Werk", sagte er; „ich habe es einmal in Leipzig aufgeführt." „Da war ich so glücklich, es zu hören. Es hat mir großen Eindruck gemacht." „Das könnten Sie heute wohl kaum behaupten!" lächelte er. Sein „König in Thule" kam an die Reihe. Er setzte sich selbst ans Klavier, und aus dem Lied wurde unter seinen Händen ein ganzes Drama. Die tüchtige und temperamentvolle Sängerin hob er weit über ihr sonstiges Vermögen hinaus. „Das war der Abwechslung halber für Sie." Mit diesen Worten nahm er wieder neben mir Platz. Er hatte heute ein besonders reiches Maß von Geduld von nöten; denn seine „Consolations" wurden „inconsolable" gespielt. Da Madame Janina sich mittlerweile eingestellt hatte, forderte er sie auf, uns sein Cantique d'amour zu Gehör zu geben. Sie war nicht in der Gebelaune; sie gefiel sich in Leipzig, wie jüngst in Weimar, in der Rolle des Geistes, der stets verneint. Den Schlußeffekt bildete der „Ungarische Sturmmarsch" für acht Hände. Der Komponist übernahm selbst den zweiten Baß und brachte die Hände der Dilettanten in Bewegung, ihre Gemüter in Feuer. Ich stand neben ihm und unterhielt mich köstlich dabei.

Am Ende wurde der Gefeierte gebeten, sich in das Album des Instituts einzuschreiben. Auch Madame Janina sollte sich darin verewigen. Sie kam nach vollbrachter Tat sehr belustigt aus dem Nebenzimmer heraus und flüsterte mir zu: „O, ich habe etwas Gutes geschrieben!" Ihr Lehrer schien jedoch nicht dieser Meinung zu sein. Er rief sie mit ernster Stimme an den Ort ihrer Missetat zurück, und erst nach geraumer Zeit kam sie, verweinten Angesichts, wieder zum Vorschein. Sie hatte ihrem Mißfallen darüber Ausdruck gegeben, daß man dem großen Meister zumute, so

geringwertige Leistungen anzuhören, hatte diese Auslassung aber auf Liszts Verlangen sofort wieder tilgen müssen. Und er zürnte ihr ernstlich. Noch als wir im Wagen saßen, der uns zum Mittagsmahl zu Riedel brachte, mußte sie seinen Tadel hören: „Sie kennen das schöne Wort Goethes nicht, Sie wissen nicht, was sich ziemt!“ Als sie französisch zu reden begann, fiel er ihr ins Wort: „Hier sprechen wir nicht französisch, das ist in Leipzig nicht Mode; hier redet man deutsch. Ich verstehe nicht, was Sie sagen“, erwiderte er ihr immer aufs neue, bis sie endlich deutsch sprach.

Es war eine der liebenswürdigen Gewohnheiten Liszts, seinen Nachbarinnen die Speisen vorzulegen, und — es erging wohl anderen ebenso wie mir — das von ihm Ausgewählte schmeckte stets noch einmal so gut. Diesmal saß er auf rosenumkränztem Stuhle und seine Stimmung war rosenfarben.

Nach Tisch fuhren wir mit ihm nach der Nikolaikirche, wo Reubke, der mit uns gespeist hatte, ihm die von ihm besonders geschätzte Orgelsonate seines verstorbenen Bruders Julius — eines einstmaligen Schülers des Meisters — und des letzteren BACH-Fuge vorspielte. Eine kurze Viertelstunde schenkte er dann meinen Geschwistern in der Nikolaischule, und weiter gings zu einer großen Assemblee bei Zopffs. Sie veranstalteten allmonatlich an zwei Sonntagen musikalische Nachmittage für einen ausgebreiteten Hörerkreis, bei denen viel Gutes, aber daneben auch Mittelmäßiges dargeboten wurde. Heute waren zahlreiche Neugierige erschienen, viele, die sich nicht zu Liszt bekannten, auch Holsteins unter ihnen. Der Flügel stand offen — aber er blieb unberührt. Dem Meister war der Hausherr wenig sympathisch. Er kam aus Höflichkeit, seines Bleibens aber waren nur wenige Minuten. Harrte unserer doch am Abend abermals Musik. Wir dankten sie dem aufopfernd tätigen Riedel, der, als Vorsitzender des Allgemeinen Deutschen Musikvereins, den Leipziger Zweigverein desselben alljährlich durch mehrere auserlesene Konzerte begünstigte.

Herr und Frau Jaëll spielten Raffs Chaconne, Frau Merian sang, von Lassen begleitet, Lieder von diesem, sodann unter Liszts Begleitung dessen „Mignon“ und „Die drei Zigeuner“ so poesievoll, wie sie zu singen pflegte. Madame Janinas geistreich virtuoser Vortrag vom „Mephistowalzer“ des Meisters wurde leider durch eine Ohnmacht der Spielenden unterbrochen. Schließlich schenkte uns Liszt mit Jaëll vereint seinen „Mazeppa“. Ein Zusammensein im Hotel de Prusse beendete die ereignisreichen Tage.

* * *

Zwei Wochen später erschallten Kriegsdrommeten durch das Land. Am 19. Juli erklärte Frankreich Deutschland den Krieg. Ein Internationaler Hilfsverein zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger, wie er schon 1866 tätig gewesen war, bildete sich unter Beitritt des von der damaligen Kronprinzessin Carola von Sachsen gegründeten „Albertvereins“ von neuem. Bereits am 21. Juli wurde eine Arbeitsstätte Lessingstraße 23 unter Similde Gerhards Leitung eröffnet. Ihre Mutter hatte patriotischen Sinnes ihr Haus dazu zur Verfügung gestellt; von dessen Dache herab wehte nun die weiße Flagge mit dem roten Kreuz. Die künstlerisch ausgeschmückten Räume, vor allem der von Öser gemalte, durch zwei Stockwerke geführte herrliche Festsaal, in dem ich später mein Schriftstellerheim aufschlug, der Garten mit Tempel und Lauben bevölkerten sich des Morgens von 9 bis 12, des Nachmittags von 3 bis 6 Uhr, und bald regten sich daselbst nahe an zweihundert Frauenhände, um Verbandzeug aller Art anzufertigen, oder von auswärts zugesandte Gegenstände auszubessern und umzuarbeiten. Mir fiel das Amt des Schrift- und Buchführers zu. Ich mußte unzählige Bitt- und später Dankbriefe schreiben, denn die Opferfreudigkeit war groß, groß wie die Begeiste-

rung, der Eifer, der nationalen Sache zu dienen. Unglaubliche Mengen Verbandzeug und Wäsche wurden bei uns gefertigt. Das bekundeten die Verzeichnisse der abgelieferten Gegenstände, die von mir zusammengestellt und durch die Depot-Deputation des Internationalen Hilfsvereins als Quittung im Leipziger Tageblatt veröffentlicht wurden.

Es war eine unbeschreiblich erregte Zeit. Jede Nachricht vom Kriegsschauplatz wurde heißhungrig verschlungen. Bei jedem Sieg prangte die ganze Stadt im Fahnenschmuck und Jubel über Jubel wurde laut, so sehr einem das Herz blutete im Gedanken an die Opfer, die er gekostet. Nie vergesse ich die Bewegung, die am Morgen des 3. September die Straßen durchwogte, als die Botschaft eingetroffen war, Mac Mahon habe sich ergeben, Kaiser Napoleon sei gefangen. Einer rief es dem andern freudebebend zu, Fremde drückten sich die Hand, umarmten einander, indes von allen Türmen der Stadt die eherne Stimme der Glocken den Jubel feierlich durchtönte und himmelan wies. Am Abend flutete ein Lichtmeer durch Plätze und Straßen. Kein Haus blieb dunkel, auch der Arme zündete dankbar sein Flämmchen an.

Im Oktober teilte sich meine Tätigkeit, gleich derjenigen Simildes, zwischen der fortgesetzten, nun aber auf zwei Tage der Woche beschränkten Arbeit in der Lessingstraße und der Verwaltung des Barackendepots auf dem Exerzierplatz. Dahin wanderten wir, die Rote-Kreuz-Binde am Arm, zweimal wöchentlich, früh acht Uhr, Wind und Wetter, Schnee und Kälte zum Trotz. Am 2. Januar 1871 sank das Thermometer auf 22 Grad Réaumur. Im Juni 1871 mußten wir einmal, der aus ihren Ufern getretenen Pleiße wegen, auf dem Kahn durchs Rosental heimfahren. Wir hatten unser Lazarettdepot in Ordnung zu halten, aus diesem die von den Ärzten verlangten Gegenstände zu verabreichen und die Aufsicht über das weibliche Dienstpersonal zu führen, mitunter auch Wäsche und Betten in den Baracken selbst zu revidieren, gleichviel ob diese mit Typhus-

oder Scharlachkranken belegt waren, wie dies bei einer mir obliegenden Revision der Fall war. Man verlor eben allmählich alle Ansteckungsscheu. Nach jedem Gefecht, jeder Schlacht kamen uns arme Opfer zu, darunter viele verwundete Franzosen, mit ihnen Turkos, Zuaven, Spahis. Den Dank manchen Franzmanns erwarben wir uns, indem wir in seinem Namen Briefe an seine Angehörigen schrieben. Neben Typhus und Scharlach grassierten plötzlich auch Pocken. Wir mußten uns eilig impfen lassen, nachdem eines Morgens, unserem Zimmer gegenüber, einer unserer Ärzte von der schlimmen Krankheit erfaßt, im Siechkorb fortgeschafft worden war.

Am 3. Oktober besuchte König Johann von Sachsen das Fechtboden-Depot. Wir hatten die Ehre, ihm vorgestellt zu werden. Und gleicherweise tags darauf der Kronprinzessin, der nachmaligen Königin Carola, als sie die Arbeitsstätte Similde's zu deren höchster Freude durch ihr Erscheinen auszeichnete. Vor Weihnachten verhalf ein Verkaufsbazar zu reicher Einnahme und wir bescherten unseren Verwundeten in den Baracken.

Die Kapitulation von Paris wurde am 29. Januar 1871 im Theater durch eine Festvorstellung gefeiert. Unter Illumination wurde zum Schluß vom Theaterbalkon herab „Die Wacht am Rhein" und „Nun danket alle Gott!" gesungen.

Den erfolgten Friedensschluß begingen wir in unsern Baracken am 5. März durch eine ergreifende gottesdienstliche Feier, die Pastor Pinkau abhielt. Abends vereinigten sich die Studenten zu einem Fackelzug. Tags darauf, am Sonntag, predigte Pastor Ahlfeld in seiner schlichten apostolischen Weise. Festlicher Gesang ertönte darnach auf dem Augustusplatz. Abends illuminierte Leipzig ein zweites Mal nach der Übergabe von Paris. Wenige Tage darauf, am 11. März erleuchtete man wiederum, dem vom Kriegsschauplatz wiederkehrenden sächsischen Kronprinzen zu Ehren, den Schwanenteich vor dem königlichen Palais und ließ ihn in bengalischem Feuer aufflammen.

Auch die gefangenen, auf dem Exerzierplatz internierten Franzosen ließen es an einer Friedensfeier auf ihre Art nicht fehlen. Mit echt französischer Leichtlebigkeit veranstalteten sie am 19. März im Alten Theater eine Aufführung dreier Lustspiele, wobei die Frauenrollen vortrefflich von Männern gespielt wurden. In den Zwischenakten sangen sie Kouplets. Als Ehrengäste waren wir eingeladen und unterhielten uns dabei aufs beste.

Erhebenden Eindrücken durften sich Similde und ich hingeben, als wir dem festlichen Einzug der sächsischen Truppen in Dresden am 11. Juli beiwohnten. Frau Marie Simon — „Mutter Simon" nannten sie die Soldaten — eine massive, äußerlich wenig sympathische Erscheinung, deren organisatorische Begabung in der Krankenpflege sich während und nach der Kriegszeit glänzend bewährte, wies uns selbst auf der ersten Reihe der auf dem Neumarkt errichteten Tribüne die besten Plätze an. Von halb zehn bis halb drei Uhr hielten wir auf unserem Sitz den sengenden Strahlen der Julisonne stand und ließen das historische Bild an uns vorüberziehen, indes brausende Willkommenrufe die Siegreichen grüßten und die stolze Elbestadt ihren blendendsten Farbenschmuck angelegt hatte.

Als der Juli seinem Ende nahte, war auch das Ende unsrer Tätigkeit gekommen. Eine ernste hohe Zeit hatten wir durchlebt und durcharbeitet, nun sollte diese Gemeinsamkeit, allen zur Erinnerung, auch im Bilde festgehalten werden. Wir zehn Depotdamen ließen uns photographieren und tauschten unser Konterfei mit dem der unser Depot leitenden Herren Stadtrat Gruner, Medizinalrat Sonnenkalb und Lazarettinspektor Meisel aus.

Unsere Arbeitsstätte hatte so viele beschäftigt, daß eine geteilte photographische Aufnahme erforderlich war, damit wenigstens die am regelmäßigsten Wiederkehrenden Raum im Bilde fanden. Nur Similde und ich sind als die beständig Anwesenden auf beiden Aufnahmen, die in Gerhards Garten stattfanden, wiedergegeben.

Alle diese Gedenkzeichen stehen vor mir, während ich diese Zeilen niederschreibe. Als weitere Zeichen dauernder Erinnerung sind mir, neben einem gedruckten Dankschreiben der Kronprinzessin, das sächsische Erinnerungskreuz für 1870 und 1871, die preußische Medaille für Pflichttreue im Kriege, sowie nachmals die zum hundertsten Geburtstag Kaiser Wilhelms I. gestiftete Medaille verblieben.

Modelle der Studienköpfe

1871—1875

Im Verlaufe dieser ein volles Jahr währenden Sorgen und Mühen war ich auch schriftstellerisch nicht müßig geblieben. Ich hatte im November 1870, als bescheidene Festgabe zur Beethoven-Jahrhundertfeier, eine kleine Biographie des Großen veröffentlicht, die den Keim zu meiner nachmals vertieften im vierten Band der „Studienköpfe" bildet. Die zur Zeit vorhandenen Quellen waren darin selbstverständlich benutzt, doch lag die Beethovenforschung damals noch im argen. Von Thayers grundlegender großer Biographie konnte ich mir nur den einzig erschienenen ersten Band (1866) zugute kommen lassen. Es war in erster Linie die von der Kritik betonte „glutvolle und doch klar bewußte Hingabe an den Gegenstand", die meinem anspruchslosen Schriftchen Freunde gewann. Als ich es der Fürstin Wittgenstein schickte, kam mir dies Echo von ihr zurück:

„Ich hoffe, liebe Frau, Sie zürnen mir nicht, wenn ich der Freude über den Empfang Ihres scharmanten Buchs nicht sogleich Ausdruck gab. Indessen habe ich mich wenigstens beeilt, Ihnen die gewünschte kleine Schrift über Cherubini sofort zukommen zu lassen. Danke ich es Ihnen doch

aufrichtig, daß Sie mir Gelegenheit gaben, Ihnen eine Gefälligkeit zu erweisen, und ist mir doch jede solche Gelegenheit willkommen, da ich mich Ihnen durch das Vergnügen, Sie zu lesen und Sie überhaupt schreiben zu sehen, verpflichtet fühle.

Ich spreche Ihnen kein besonderes Lob über Ihren Beethoven aus. Sie werden es von anderen schon genugsam gehört und gelesen haben. Doch erlauben Sie mir, all diesen so wohlverdienten Lobsprüchen hinzuzufügen, daß mich Ihre schriftstellerische Tätigkeit in meiner Eigenschaft als Frau mit Stolz erfüllt. Ohne den Frauen im geringsten das Gebiet reiner Phantasietätigkeit, auf dem sie eine so feine Empfindung und Beobachtung bekunden, entziehen zu wollen, entzückt es mich, sie durch Sie ermutigt zu sehen, sich auf Wegen zu versuchen, wo sie zum Vorteil der Geisteswelt gleicherweise durch ihre Feder die Nadel und Spindel ersetzen können, die durch die Maschinen getötet worden sind.

Wie oft führe ich Sie als Beispiel an; denn Sie zeigen, was viele unter uns mit ihrer Muße tun können und sollen. Mit Glück haben Sie sich ein Gebiet erwählt, wo, ohne in die wissenschaftliche Trockenheit überzugreifen, in der die Frau ihre besten Vorzüge verliert, ohne die des Manns zu gewinnen, sie den ihr von Natur verliehenen Gaben der Beobachtung und des Gefühlsausdrucks sehr wohl ein reelles, solides historisches Interesse vereinigen kann. Die Kunst ist tatsächlich ein Bereich, innerhalb dessen die Frauen sich nicht genug akklimatisieren können, damit es den Männern um so besser gelingt.

Ich vermag Ihnen nicht zu sagen, wie sehr mich der Tod von Frau Pohl ergriffen hat. Niemand hat die vorzüglichen Eigenschaften dieser tugendhaften und liebenswürdigen Frau mehr geschätzt als ich. Aufrichtig teile ich Ihren Schmerz und gedenke teilnehmend dessen, was ihr Mann an ihr verloren hat.

Nochmals herzlichsten Dank für Ihre interessante Gabe, die schon von mehreren Personen in Rom genossen worden

ist. Ich vereine diesem Dank all meine Wünsche für ein glückliches Jahr und den Ausdruck meiner besonderen Sympathie und ausgezeichneten Hochachtung.

Fürstin Carolyne Wittgenstein.

12. Januar 71, Rom."

Die Fürstin hatte die Güte, mir eine nicht durch unsern Buchhandel zu erlangende Broschüre über Cherubini, welcher Meister mich zur Zeit beschäftigte, zu verschaffen. Am 8. Februar 1871 schrieb sie mir wieder:

„Tausend herzlichen Dank, liebe verehrte Frau, für Ihren Brief, der mir so angenehm war. Es wird mir eine wahre Freude sein, Sie wiederzusehen und Ihnen persönlich all meinen Dank und alle meine Glückwünsche zu Ihrer weiteren literarischen Tätigkeit auszusprechen.

Hier ist die Photographie, die Sie wünschen — die einzige, die je von mir gemacht wurde auf einen hohen Wunsch wegen des, wie man sagt, gelungenen Kostüms zu den päpstlichen Audienzen. Der Ausdruck ist etwas trüb wegen Sonne und materiellen Schwierigkeiten. Vielleicht ist er auch in Wirklichkeit manchmal so gewesen. Die Seele aber ist heiter, hell, freudvoll, wenn sie besonders so vieles Schöne sieht, wie es sich in der Welt der Kunst, im Bereich des „irdischen Himmels" bewundern läßt.

Nehmen Sie, liebe Frau, meine aufrichtigsten freundschaftlichen Grüße.

Fürstin Carolyne Wittgenstein."

Oftmals staunte ich, daß in jener Zeit heftigster patriotischer Erregung das gesellige und künstlerische Treiben seinen stetigen Fortgang nahm, daß man, tags über im Lazarett, das Elend in hundertfältiger Gestalt vor Augen, fähig war, sich am Abend froher Unterhaltung mit Freunden oder Kunstgenüssen hinzugeben. Nach wie vor folgte ich vielen Einladungen, besuchte Vorlesungen, Konzerte,

auch die noch im traulichen Halbdunkel des alten Gewandhaussaals stattfindenden Proben, zu denen mir, dank meinem Gönner Generalkonsul Clauß, Frau von Arthabers Vater, der Zutritt regelmäßig offen stand. Seiner Gattin, meiner verehrten mütterlichen Freundin, deren zurückhaltende, melancholische Art so vielfach als Kälte mißverstanden ward, leistete ich, da sie leidend und halb blind war, mit Vorliebe Gesellschaft. Häufig saß ich ihr auch im Theater, im sogenannten „Erbbegräbnis" zur Seite, mit welch geschmackvollem Namen man die Mittelloge im linken Proszenium bedachte, darin sie, abwechselnd mit den früher erwähnten Fräulein Schumanns, ihre Plätze hatte.

Anfangs Juli gab es für die Leipziger Lisztfreunde zwei Freudentage. Die Aufführung zweier seiner Tonwerke: des „Ave Maria" und der „Seligkeiten", in der Nikolaikirche durch Riedel schenkte uns den geliebten Meister wieder. Ich traf ihn zufällig vor der Kirche und wurde auf seinen Wunsch „seine Nachbarin". Zur anderen Seite saß ihm eine Fürstin Gagarin, mit der er mich bekannt machte. Er hatte diesmal nicht in dem sich nun zur päpstlichen Unfehlbarkeit bekennenden Rom, sondern in Szegzard bei seinem Freund Baron Augusz und in Budapest überwintert und erschien mir sehr wohl und jünger aussehend. Sein erstes Wort galt meiner Beethovenbroschüre. Seine Nachsicht nannte sie eine feine reizende Arbeit, die er mit Freuden zweimal in Pest und in Wien gelesen habe. Besonders hob er die Behandlung der Liebesepisode hervor, die zu Schindlers „Hausknechtsart" in wohltuendem Gegensatz stehe.

Inmitten des Konzerts, noch rechtzeitig um die Lisztschen Stücke zu hören, um deren willen er kam, erschien Carl Tausig, seinen Meister begrüßend. Beim Abendessen mit diesem im Hotel de Prusse gesellte sich Tausig mir und wir waren bald in fesselnder Unterhaltung begriffen. Er gab sich außerordentlich liebenswürdig, obwohl er über fortwährendes Kopfweh und Angegriffensein klagte und keine Speise anrührte. Doch hoffte er von einem Kurauf-

enthalt in Ragaz in Gesellschaft seiner Freundinnen Frau von Mouchanoff und Gräfin Krockow erwünschte Wirkung. Lebendig sprach er sich über seinen mit Gräfin Schleinitz entworfenen Plan zur Verwirklichung des Bayreuther Gedankens aus. Die Idee, mittelst zu werbender Patrone die Summe von 300000 Talern zusammenzubringen, um den Bau des Festspielhauses und in diesem die Inszenierung und Aufführung des „Ringes des Nibelungen" durch eine ausgewählte Künstlerschar zu ermöglichen, war von ihm ersonnen. Er versprach, mich am anderen Tag zu besuchen, um mir noch Eingehenderes darüber mitzuteilen, und scheidend stießen wir auf das morgende Wiedersehen an. Doch sein Geschick wollte es anders. Zum letzten Male hatte er sich an diesem Abend heiterer Geselligkeit erfreut. Der nächste Morgen schon warf ihn auf das Krankenlager, von dem es kein Erheben für ihn gab. Der Typhus überwältigte die schon an sich zarte, durch jahrelange Überanspannung seiner Nerven geschwächte Natur des Dreißigjährigen.

Noch ahnte Liszt nichts von der seinem Liebling drohenden Gefahr, als er mich am Morgen des 3. Juli zu Zschocher führte. Wieder ließ er sich gütig herab, sich an der Ausführung seines Künstlerfestzugs, seines Kreuzrittermarschs und des Hexamerons, wie des Wagnerschen Kaisermarsches zur Aufmunterung der jungen Kunstbeflissenen zu beteiligen. Dem anwesenden Professor Lobe zu Ehren, spielte er darauf mit dem bei ihm in Weimar studierenden Herrn von Schlözer seine prachtvolle symphonische Bearbeitung des Rákóczymarschs, von der er mir sagte, er habe sie aus Rücksicht für Berlioz und dessen Aufnahme des Marschs in seine „Damnation de Faust" seit Jahren in seiner Mappe schlummern lassen.

Am Nachmittag hatte Riedel für ein weiteres musikalisches Miteinander gesorgt. Das Programm nannte: Suite von Goldmark für Violine und Klavier, von Robert Heckmann — dem Gründer des nachmaligen renommier-

ten Cölner Quartetts dieses Namens — und Marie Hertwig, seiner späteren Frau, gespielt; Lisztsche Lieder, von Marie Klauwell und Eugen Gura gesungen, L'Inferno aus Liszts Dante-Symphonie, vom Komponisten und Fräulein Dietrich aus Prag vorgetragen, das Benedictus aus der Krönungsmesse, vom Meister mit Heckmann und die BACH-Fuge von ihm allein gespielt.

In der Morgenfrühe des 17. Juli verschied Carl Tausig im Leipziger Krankenhaus. Die Freundinnen, die die Gefährtinnen seiner Schweizer Reise sein wollten, hielten Wacht bei ihm, als er seine letzte Reise ins ferne unbekannte Land antrat. Frau von Mouchanoff machte Liszt in Weimar Mitteilung über die letzten Stunden seines großen Schülers. Gräfin Krockow gab meiner Teilnahme Antwort auf meine Fragen nach diesem frühen Ende. Die Freunde des Verstorbenen ließen seine Reste nach Berlin übertragen, wo sie am 21. Juli im Friedhof der Jerusalemer Gemeinde der Erde übergeben wurden.

Erfüllt von der Erinnerung an mein letztes Zusammensein mit dem, den ich oft als ebenbürtigen Kunstgenossen Bülows und Rubinsteins bewundert hatte, drängte es mich, ihm einen Nachruf zu widmen, und, wie gewohnt, befragte ich Liszt um seine Meinung, zugleich einige Daten von ihm erbittend. Er erwiderte:

„Verehrter liebenswürdigster Biograph, Abermals eine vortreffliche Eingebung; folgen Sie ihr ohne Zögern und beschenken Sie uns bald mit einem anmutigen, kräftigen Charakterbild von Tausig. In welchem der fünfziger Jahre sein Vater ihn nach Weimar führte, ist mir nicht erinnerlich; wohl aber, wie sehr mich beim ersten Anhören sein außerordentliches Talent erstaunte. Die geistigen Klauen und Schwingen regten sich schon gewaltig bei dem kaum vierzehnjährigen, schwächlich aussehenden Jüngling. Ich hatte Bedenken, seinen weiteren Unterricht zu übernehmen, und beschied den Vater ablehnend, mit dem Bemerken, daß bei einer solch

riesigen Organisation die freie, selbständige Entwickelung, ohne Lehrer, die fruchtbarste sei. Indessen bestand Tausig darauf, bei mir zu verbleiben. Er studierte übermäßig, verhielt sich meist zurückgezogen in Weimar und hatte manchmal kleine Händel, zufolge seines scharf ironischen Humors. Man beschuldigte mich, ihn durch übertriebene Nachsicht zu gatieren. Ich konnte wohl nicht anders und liebte ihn von Herzen. Bei mehreren kleinen Reisen, wozu mich damals die Aufführungen meiner Werke veranlaßten, begleitete mich Tausig, unter andern nach Dresden, Prag und Wien. Später wohnte er ziemlich lange in Wien, veranstaltete da ein paar Konzerte zu dem Zwecke, einige symphonische Dichtungen aufzuführen, die er selbst dirigierte — vermochte aber nicht, sich gänzlich Bahn zu brechen. Er mußte weiter ringen und in mißlichen Verhältnissen ausharren, bevor es ihm gelang, die gebührenden Erfolge zu erreichen. Die Feststellung seines glänzenden Rufes datiert erst seit einigen Jahren in Berlin, Leipzig etc.

Im Frühjahr 61 traf ich Tausig in Paris (nach dem Tannhäuser-Skandal) und kehrte mit ihm nach Weimar zurück zur Tonkünstler-Versammlung. Bülow dirigierte auswendig die Faust-Symphonie (mit genauester Angabe der Lettern bei den Proben!) und Tausig spielte wundervoll das A-dur-Konzert. Seither sah ich ihn nur zweimal: vorigen Mai bei der Weimarer Tonkünstler-Versammlung (wo er Beethovens Es-dur-Konzert gespielt) und jetzt ...

Frau Gräfin Krockow gibt Ihnen getreueste Auskunft; auch unser Freund R. Pohl kann Ihrer Arbeit förderlich sein. Meines Wissens hat niemand das Genie Tausigs, sein dämonisch ideelles Wesen so scharfsichtig, fein und ich möchte sagen, mit so schöner weiblicher Divination erfaßt, als Frau von Mouchanoff (geborene Gräfin Nesselrode). Leider sind die zwei Briefe, worin sie mir von Tausig ausführlich schrieb, in Rom geblieben. Tausig widmete ihr seine letztens erschienenen zwei Etüden Op. 1, und sie war

ihm stets eine höchst verständnisvolle, milde Gönnerin. Gedenken Sie ihrer besonders in dem Charakterbild.

Von den Herausgaben Tausigs wären hauptsächlich mit vollstem Lob zu betonen seine meisterhaften Bearbeitungen der Beethovenschen Quartetten, der Toccata und Fuge von Bach (D-moll), des Marschs von Schubert; die drei Stücke aus ‚Tristan und Isolde‘, der Klavierauszug der ‚Meistersinger‘, des Kaisermarschs, die ‚Nouvelles Soirées de Vienne‘ und die letzten zwei Original-Etüden. Empfehlen Sie auch, zu gunsten der Pianisten und als dankbaren Verlagsartikel, das baldige Erscheinen seiner sehr zu rühmenden und maßvoll gehaltenen Bearbeitung des ersten Konzertes von Chopin (E-moll). Diese Einrichtung der Partitur und des Klaviersatzes ist vollständigst gelungen, gleichzeitig stil- und effektvoll.

Genehmigen Sie den Ausdruck meiner aufrichtigen Verehrung und dankbaren Ergebenheit.

Sonntag, 23. Juli 71. F. Liszt.

Schloß Wilhelmsthal.

Mitte dieser Woche komme ich nach Weimar zurück und verbleibe noch bis 5., 10. August.

Über das Bild von Tausig befragen Sie Frau Gräfin Krockow.“

* * *

Der Sommer stand auf der Höhe. Nach den reichlichen Anstrengungen und Erregungen dieses letzten Jahres bedurften ich und Similde der Erholung. Die Oberammergauer Passionsspiele waren das Ziel unsrer Wünsche. Doch auf Umwegen wollten wir sie erreichen. Unsere erste Station sollte Oberstdorf im Allgäu werden. Nahebei in Loretto hatten sich Holsteins angenistet. Da hausten sie zu dreien — die Schwester Franz von Holsteins, Helene, lebte mit ihnen — neben drei Votivkapellen, im kleinen, von Linden

umschatteten Meßnerhäuschen, darin seine drei Opern das Dasein empfingen. Selbst für einen Gast war in der Enge noch Raum, wenigstens für einen so intimen, als es die Tochter von Moritz und Susette Hauptmann war.

Das erste, was Herr von Holstein sich bei uns Ankömmlingen angelegen sein ließ, war unsere Toilette ins Ländliche umzugestalten. Bergschuhe, große Hüte, derbe buntfarbige Unterröcke, rote Sonnenschirme waren seiner Ansicht nach unentbehrlich für Oberstdorfer Bergwanderungen, und wir folgten seinen Anweisungen wie brave Kinder. Frau von Holstein hatte selbst eine praktische Art erfunden, bei Ausflügen den nötigen Mundvorrat samt Geschirr ohne Belästigung unterzubringen. Sie befestigte an ihrem Gürtel verschiedene Säcke, deren jeden sie mit Gebäck, Zucker, Tassen und allem Möglichen anfüllte. Beim Übersteigen oder Durchkriechen von Zäunen gab es freilich zuweilen Scherben im Sack. Aber das verschlug ihr wenig.

Wir erstiegen zusammen die grüne Waldnacht des einsamen Freibergsees; kochten am selbstgemachten Feuer bei der Schwandener Bäuerin mitgebrachten Kaffee, schmausten Kuchen aus einem der gehaltvollen Säcke und ließens uns, ins Gras gestreckt, wohl sein. Oder wir gaben uns in Wasach, oder bei den rasenden Wassern des „Höllentobels" ein Stelldichein, fuhren auch, den ragenden Spitzen des „wilden Manndli" und der „Mädeli-Gabel" entgegen, nach dem seinem Namen entsprechenden Einödsbach, durchwanderten mit dem Mannheimer Theaterintendanten Julius Werther das adlerreiche zerklüftete Oytal, schauten mit einem Wort von allen Seiten in die Hochgebirgsherrlichkeit hinein.

Das geliebte Blockhaus, das Holsteins sich später auf dem „Burgstall" bauten und das Frau von Holstein noch im letzten Sommer ihres Lebens bewohnte, existierte damals nur in der Phantasie. Als es Leben gewann, haben unsere Augen es nicht gesehen. Dafür waren wir im ‚Sachsenhaus', einer Herrn Gustav Mayer-Frege und den Seinen aus Leipzig gehörigen Villa, freundlich aufgenommen und

durften, als wir Oberstdorf verließen, dankbar nur guter Stunden gedenken.

Eine abwechslungsvolle dreitägige Fahrt im offenen Zweispänner brachte uns aus dem Tale der Iller in das des Lechs und der Loisach, über Reutte, Plansee, Füssen, Hohenschwangau, Lermos nach Garmisch. Noch war Neuschwanstein, die phantastische Burg König Ludwigs II., nicht zur Vollendung gediehen. Hände ohne Zahl förderten den zufolge seiner Lage doppelt schwierigen Bau, an dessen gewaltigen Verhältnissen gemessen, sein Gegenüber, das märchenhafte Hohenschwangau, fast zierlich erscheint.

Großartiger ohne Frage als der Talkessel Oberstdorfs ist jener von Garmisch und Partenkirchen. Doch fingen sich Glut und Gewitter in dem weiten Tal während unserer Anwesenheit so ohne Ende fest, daß sie mir, trotz manch schönen Ausflugs, den wir mit dem wiedergefundenen Freund Fichte unternahmen, den Aufenthalt verleideten. Nichts von Behaglichkeit wußte unsere Unterkunft in Garmisch; war doch jedes Haus weit und breit von Ammergaureisenden in Beschlag genommen. Und schon am ersten Sonntag begaben auch wir uns auf die Wallfahrt.

Ich will nicht wiederholen, was von zahlreichen Federn geschildert worden ist, will nach dreimaligem Miterleben dieses religiösen Volksschauspiels nur betonen, daß seine größten Wirkungen im malerisch-plastischen, seine weitaus geringsten im sprachlichen und musikalischen Teile liegen, dem eine gründliche Reform dringend zu wünschen wäre.

* * *

Meinen Aufsatz über Tausig hatte ich auf der Reise geschrieben und die „Gartenlaube" brachte ihn im September zum Abdruck. Ein Brief Liszts dankte mir dafür:

„Verehrte Gönnerin,

Ihrer anmutigen, treffend charakterisierten Skizze Tausigs wäre nur ein einziger Vorwurf zu machen: nämlich daß

Sie mir ein zu günstiges Lob zuerkennen. Verzeihen Sie, wenn ich darüber nicht rechten kann, und genehmigen Sie meinen herzlichen Dank für diese neue Gabe Ihrer edelmütigen Güte.

Vorigen Sonntag (22. Oktober) gewährte mir Bülow die große Freude seines Besuchs. Er verbleibt noch bis Neujahr in Florenz, unternimmt dann eine kategorische Konzertreise nach Wien, Pest, Prag, Berlin, Leipzig und begibt sich Ende April nach London.

Seine vollendete Meisterschaft als Virtuos — im schönsten Sinne des Wortes — steht im Zenith. Auf ihn paßt Dantes Ausdruck: ‚ein Meister derer, die wissen.‘

Nochmals herzlich dankend und die Vermehrung der sinn- und erfolgreichen Schriften La Maras wünschend, verbleibt Ihnen verehrungsvoll und treu ergebenst

25. Oktober 71. Rom.

F. Liszt.

In 14 Tagen reise ich nach Pest.“

Zur Weihnachtszeit lag der zweite Band meiner „Studienköpfe“ fertig vor, der ausländische Meister: Cherubini, Spontini, Rossini, Boieldieu, Berlioz umfaßt.

Für meine Arbeit über Cherubini waren mir, wie früher erwähnt, die mir durch Frau Jessie Laussot erschlossenen Beziehungen zu seiner Tochter, Signora Zenobia Rosellini, sehr wichtig, die als Witwe des berühmten Ägyptologen Ippolito Rosellini — Champollions Gefährten — bis zu ihrem 1887 erfolgten Tode in Pisa lebte. Sie nannte mir nicht nur die zuverlässigsten französischen und italienischen Quellen, sie teilte mir auch Selbsterlebtes, Äußerungen und Briefe ihres großen Vaters mit. Der deutschen Sprache nicht mächtig, trug sie für Übersetzung meiner Studie ins Italienische Sorge und brachte sie, als „das Beste, was über Cherubini geschrieben sei“, wie sie sagte, in der Florentinischen Zeitschrift „Rivista Europea“ zum Abdruck. Zu meiner Freude konnte ich mich ihr mehrere Jahre später

(1878) dadurch dankbar erweisen, daß ich den Verkauf des äußerst reichhaltigen musikalischen Nachlasses Cherubinis, auf dessen Existenz der Bachbiograph Professor Spitta durch meine Skizze aufmerksam geworden war, an die königliche Bibliothek zu Berlin vermittelte.

Einiges Neue gelang mir auch über Spontini beizubringen. Eine erstaunliche Konfusion herrschte bis dahin bezüglich seiner Geburts- und Sterbedaten. Jeder seiner Biographen nannte einen anderen Tag, ein anderes Jahr. Ich ließ mir durch den Pfarrer von Majolati, Spontinis Geburts- und Sterbeort, authentische Abschriften aus den Kirchenbüchern schicken und stellte somit zuerst die richtigen Daten fest. Ein paar charakteristische Details verdankte ich der mir durch Gerhards bekannt gewordenen lieben alten Frau Seidler-Wranitzky, die einst, gleich der Agathe im „Freischütz", mehrere Spontinische Partien unter Führung des Maestro in Berlin kreiert hatte.

Den meisten Beifall trug mir das Lebensbild von Berlioz ein. „Gewiß", schrieb der Beethovenforscher Kalischer, „hat noch niemand diese leidensdüstere, großartige Künstlererscheinung so lebenswahr, glühend vor Liebeseifer gezeichnet, wie die Verfasserin."

Die Fürstin Wittgenstein gab mir wieder ein gütiges Zeichen ihres Anteils:

„25. Januar 72, Rom.

Ich habe, liebe Frau, Ihr so interessantes und anziehendes Buch empfangen, und wenn ich Ihnen nicht schon früher dafür Dank sagte, so trägt der Jahreswechsel daran Schuld, der, zumal bei Personen von schwacher Gesundheit, viel Zeit in Anspruch nimmt. Sie werden erraten haben, daß wenn Ihnen das in Ancona erschienene Werkchen über Spontini nicht zuging, es absolut unmöglich war auch nur ein einziges Exemplar davon aufzutreiben. Umso mehr erfreut es mich zu hören, daß es Ihrer unermüdlichen Beharrlichkeit gelungen ist, andere Quellen zu entdecken, um als Erste einige historische Punkte unanfechtbar festzustellen.

Aufrichtig beglückwünsche ich Sie hierzu, denn dies sind Dienste, die Sie der Kunstgeschichte erweisen.

Beschreitet man einen so ernsten Weg wie Sie, so muß man naturgemäß mehr auf die Erkenntlichkeit einiger weniger Zeitgenossen, sowie auf die der Nachwelt, denn auf einen sofortigen lauten Erfolg bei den Mitlebenden rechnen. Es ist mir immer erschienen, als ob in der Welt der Wissenschaft und Kunst Ruhm wie Verdienst sich entweder nach der Breite oder nach der Höhe hin, in der Zeit oder im Raume entwickeln. Entweder erwirbt man einen raschen, sich weithin ausdehnenden, doch wenig dauernden Erfolg, oder man gewinnt ihn langsam, gleichsam im Dunkeln, aber dafür auf lange Zeit. Man muß zwischen beiden wählen, zumal wenn man ein mehr im Intellektuellen als im Erfinderischen gelegenes Gebiet bearbeitet. Was mich betrifft, so habe ich meine Wahl bei Zeiten getroffen. Als ich Liszts Tätigkeit so viel umstritten sah, faßte ich bald Beruhigung, indem ich mir sagte, daß es kommenden Geschlechtern vorbehalten sei, in seinen Werken die Früchte zu genießen, die das gegenwärtige Geschlecht zu kosten und zu verdauen außer stande ist.

Lassen Ihre historischen Arbeiten, liebe Frau, das sofortige Echo vermissen, das jeder Arbeitende zu vernehmen wünscht (sei es auch nur, um zu erfahren, ob die von ihm angestimmte Tonart die rechte sei), so sehen Sie in dieser Entbehrung eine Bürgschaft des ihnen innewohnenden Wertes. Leben Sie der Zuversicht, daß wenn Sie Ihren Lohn nicht alsbald ernten, er Ihnen — wie das Evangelium verheißt — nachmals zu Ihrer umso größeren Freude dargebracht werden wird von Geistern, die, obwohl Ihnen unbekannt, Sie segnen und preisen werden. Ihr eigenes Bewußtsein wird Ihnen dies schon hienieden sagen, und in einer besseren Welt werden Sie es in aller Klarheit erkennen.

Mit solcher Aussicht wäre freilich einem frivolen Schriftsteller nicht gedient. Doch für jemand, der ernste Gedanken mit solchem Ernst wie Sie behandelt, scheint sie mir von belebender Kraft. Darum schreiten Sie weiter auf dem er-

wählten Wege, ohne sich durch Ihre relative Einsamkeit abschrecken zu lassen. In dem Maße Ihres höheren Fortschreitens wird Ihr Publikum sich wandeln. Es wird eingeschränkter, aber kompetenter und, sich mit der Zeit ausbreitend und nach Vorbild des ersten entwickelnd, sich zur Autorität gestalten.

Mit den aufrichtigen Wünschen für Fortführung Ihres für die Kunstwissenschaft so ersprießlichen Wirkens wiederhole ich meinen Dank für Ihr Gedenken, das Sie auch weiter bewahren wollen Ihrer Ihre Verdienste schätzenden und Ihnen herzlich zugetanen

Fürstin Carolyna Wittgenstein."

Sollte mancher, dem diese Blätter zu Händen kommen, der Meinung sein, daß die unverkürzte Wiedergabe der mir aus hervorragender Feder allzu freigebig gespendeten Anerkennung sich nicht mit der mir geziemenden Bescheidenheit vertrage, so bekenne ich, daß ein solcher Einwurf meinem eigenen Fühlen entspricht, wie dies die Auslassungen bei meinen bisherigen Veröffentlichungen an mich gerichteter Briefe belegen. Nur mit Überwindung fügte ich mich der Ansicht Besserer und Klügerer als ich bin, die mir zu Gemüte führten, daß der Memoirenschreiber sich auf einen objektiveren Standpunkt zu stellen und dem Kardinalgebot der Wahrheit und buchstäblichen Treue unterzuordnen habe. Wolle ich meinen Lebenserinnerungen durch die Briefe bedeutender Männer und Frauen erhöhten Wert verleihen, so hätte ich nicht das Recht, die darin enthaltenen Urteile eigenmächtig zu schmälern und zu kürzen.

....

1872

Zu meinem nächsten Modell hatte ich Robert Franz ausersehen. Seine Lieder zogen mich längst in ihre Zauberkreise, und wie ich von je nur zur Feder griff, wenn der zu be-

handelnde Gegenstand mich innerlich erfüllte, so setzte ich mir vor, die Porträtgalerie meiner „Studienköpfe" mit dem Bild dieses edlen Künstlers zu schmücken. „Nichts leichter als das", meinte mein verehrter Freund Herr Emil Trefftz, als ich ihm meine Absicht äußerte, nachdem er Franzsche Lieder wieder einmal in seiner feinen Weise vorgetragen hatte. „Ich werde mit Dresel darüber reden". Herr Otto Dresel, einer der intimsten Freunde von Franz, ein vorzüglicher Musiker, der in Boston lebte, sich von seinem amerikanischen Wirken aber von Zeit zu Zeit einen Winter hindurch in Leipzig erholte, war gerade wieder mit seiner Familie hier gegenwärtig. Ich traf es also gut. Er besuchte mich alsbald und lud mich zu einer Besprechung zu sich. Unversehens sah ich mich — es war am 4. Januar 1872 — Robert Franz, dem damals Sechsundfünfzigjährigen, gegenüber. Sein Äußeres hatte mehr vom Gelehrten denn vom Künstler an sich. Gedankentiefe, doch nicht Genie lag seinen wohlgebildeten Zügen aufgeprägt. Seine Gestalt war hoch und hager. Man kennt seinen oftmals abgebildeten Kopf, den er nach Art der Schwerhörenden — denn er war ein Leidensgenosse Beethovens — meist etwas nach vorn oder seitwärts geneigt hielt. Das halblange, leicht angegraute Haar fiel schlicht herab: die Stirn war hoch und frei, die Augen blickten ruhig sinnend; blitzen und sprühen habe ich sie auch in der Erregung nicht gesehen. Seine Stimme klang gedämpft, selbst bei schroffem Meinungsausdruck, an dem es im näheren Verkehr mit ihm nicht fehlte.

Allein gelassen, waren wir bald inmitten eines fesselnden Gesprächs; denn trotz seines Gehörleidens war die Unterredung mit ihm damals nicht schwer. Das mit etwas erhobener Stimme in sein Ohr gesprochene Wort blieb ihm ohne Schwierigkeit vernehmbar. Leicht und flüssig quoll ihm die Rede von den Lippen, und ich fand mich rasch im Besitz der erwünschten Mitteilungen. Vom äußeren Leben ging er alsbald zum inneren über. Mit Vorliebe verweilte er bei seinem Verhältnis zu Schubert und Schumann, seinen

großen Vorgängern im Liede. Es lag ihm am Herzen, den fundamentalen Unterschied zwischen ihm und jenen hervorgehoben und betont zu sehen, daß er, als ein Eigner, von Haus aus seine besonderen Wege ging. Strebte er doch seinerseits, sich der dramatischen Auffassungsweise Schuberts, wie dem deklamatorischen Pathos Schumanns gleicherweise fernhaltend, durch das völlige Aufgehen des Komponisten im Dichter eine vollkommene Einheit von Wort und Ton an. Die Musik, sagte er, ist weiblich und muß durch die männliche Poesie befruchtet werden.

Anziehend genug war es, den Ausführungen des seltenen Mannes zu folgen, mit dessen künstlerischem Genie eine wissenschaftliche Bildung Hand in Hand ging und der gewohnt war, sich von seinem Denken und Tun allezeit strenge Rechenschaft abzulegen. Von Stund an saß er mir öfters Porträt, und seine Besuche bedeuteten Feiertage für mich. Seine anfänglich beobachtete Zurückhaltung wich bald der Offenheit, die ihn charakterisierte. Er war keine Natur, die sich Zwang aufzulegen liebte. Im Freundesverkehr zumal ließ er sich sehr ungeniert gehen und nannte Menschen und Dinge ohne Umschweif beim rechten, oft sehr derben Namen. Von überraschender Einseitigkeit waren seine Urteile über die bedeutendsten seiner schaffenden Zeitgenossen. Die Art seiner Begabung, die enge Abgeschlossenheit, in die er sich einspann, hielten seinen sonst so freien Blick in Schranken. Wie er sich für die Werke der letzten Beethovenschen Periode nicht erwärmen konnte, so stand er auch der aus ihr hervorgegangenen Kunst unsrer Zeit ablehnend gegenüber. Seiner nach innen gekehrten lyrischen Natur blieb mit dem lauten Glanz der Bühne der dramatische Genius Wagners fremd. „Mir gefällt", sagte er, „weder seine weibliche Musik, noch seine männliche Poesie". So sehr er seinen hilfreichen Förderer Liszt liebte und hochstellte — dessen Schöpfungen, ob er sich auch zurückhaltend über sie aussprach, sagten ihm wenig zu. Vollkommen antipathisch war ihm Brahms. „Er ist eiskalt, er kombiniert alles im Kopfe. Seine Sachen sind

präziös, nichts Einfaches, Wahres, Empfundenes — alles ist gemacht. Es ist keine reine hohe Kunst."

Hatte Franz mich verlassen, so säumte ich nicht, manch charakteristisches Wort über Musik aus seinen Gesprächen festzuhalten. Ich habe manches daraus in einem hier vielfach benutzten Aufsatz „Zur Erinnerung an Robert Franz" in Westermanns Monatsheften (1894) wiedergegeben. —

Mittlerweile war meine Skizze beendet und ausnahmsweise — denn in keinem anderen Falle kam es mir jemals bei — hatte ich das Verlangen, die Meinung ihres Originals über sie zu hören. Mir lohnte dafür die nachstehende, vom 9. Februar 1872 datierte Antwort:

Verehrtes Fräulein!

„Die Zusendung der von Ihnen verfaßten Charakteristik hat mir außerordentliche Freude bereitet. Sie haben das Ganze mit so sicherer Hand anzufassen, ihm einen so warmen, eindringlichen Ton zu geben gewußt, daß ich von der vortrefflichen Wirkung des Artikels schon im voraus überzeugt bin.

Obschon mit der Form und Tendenz desselben ganz einverstanden, benutze ich doch gern die gebotene Gelegenheit zu einigen Bemerkungen, die Sie nach Belieben verwerten oder ruhig abseits legen mögen. Dabei verfahre ich ganz aphoristisch.

Ich erblicke in der Kunst einen in sich abgeschlossenen Organismus, dessen Entwicklungsstadien mit innerer Notwendigkeit einander folgen. In der Poesie wie in der Musik ging der Prozeß von naiv-lyrischen Elementen aus, erhob sich später zu dramatischen und epischen Formen, um schließlich wieder zu den Anfängen, die jedoch nun von bewußteren Grundlagen getragen werden, zurückzukehren. Hiermit scheint mir der Kreislauf vollendet und das Kunstschaffen vor der Hand zu einem bestimmten Abschluß gekommen zu sein — es wird erst neuer, die bisherige Weltanschauung umgestaltender Ideen bedürfen, bevor die Künste wieder zu selbständigerem Leben erwachen.

Wer dieser Ansicht beipflichten kann, wird notwendig in der modernen Lyrik, namentlich im Liede, ein sehr ernstes Moment erblicken müssen. Sie spiegelt gewissermaßen die Vergangenheit im kleinen Rahmen noch einmal wieder: wie in schimmernder Abendröte scheidet die holde Kunst von der trauernden Erde und wirft noch einen letzten, schmerzlichen Blick auf sie zurück. — An meinen Liedern z. B. läßt sich diese Erscheinung ganz ungezwungen beobachten: die Anklänge an das uralte Volkslied und seine Naturlaute, die Beziehungen auf die große altitalienische Schule mit ihren tiefsinnigen Kirchentönen, die geheime Wahlverwandtschaft zu Bachs und Händels Musik, die lebhafte Hinneigung zu dem in Schubert und Schumann kulminierenden modernen Ausdruck — von alle diesem finden Sie deutliche Spuren in meiner Lyrik, die sich sowohl neben- als ineinander verfolgen lassen.

Wer in dem Menschen einen Mikrokosmus erblickt, wird sich über dergleichen vor Augen liegende Tatsachen, die übrigens in Heines Lyrik geradezu ihr entsprechendes Seitenstück finden, durchaus nicht wundern. Das moderne Lied auf diese Basis gestellt, gewinnt aber eine Bedeutung, von der man sich seither nur wenig träumen ließ. Sonst noch erklärt sich aus diesem ernsten Hintergrunde mancherlei, unter anderem auch das, was Sie über meine bisherige Unpopularität sagen. Wüßten die guten Leute, um was es sich eigentlich hier handelt, sie würden schwerlich so gleichgültig an diesen Bestrebungen vorübergehen. Gerade aber in Zeiten eintretender künstlerischer Impotenz stürzt man sich mit wahrer Verzweiflung in rein sinnliches Genießen und meidet ängstlich jede Einkehr in sich selbst. — Bei der Gelegenheit fällt mir eine Bemerkung ein, die vielleicht der Mühe lohnen dürfte, einmal öffentlich ausgesprochen zu werden. Zudem verbreitet sie ein helles Licht über manches seltsame Phänomen der Gegenwart.

Die Zeitgenossen Josquin de Près', Orlando Lassos, Palestrinas usw. wetteiferten förmlich, sowohl der Person

wie den Werken jener Meister hohe Ehren und reiche Anerkennung zu erweisen: Kaiser, Könige und Fürsten, Künstler und Gelehrte — alles beeilte sich, den gewaltigen Erscheinungen eine warme Stätte im Herzen zu bereiten. Wie die aufgehende Sonne von der ganzen Welt mit jubelnder Freude begrüßt wird, ebenso tief scheint die Menschheit von dem strahlenden Lichte einer neu eintretenden Kunstepoche berührt worden zu sein.

Sehen wir nun zu, ob sich dergleichen erfreuliche Züge wiederholen werden, wenn es mit der Entwicklung jener Epoche rasch bergab geht. In diesem Falle ist man teils viel zu sehr übersättigt, um noch unbefangene Freude am Genusse finden zu können, teils sucht ein jeder seine geringe Habe im bevorstehenden Schiffbruch zu retten oder sie doch wenigstens zu verteidigen — fast möchte es den Anschein gewinnen, als sei eine selbstlose uneigennützige Hingabe dann fast zur absoluten Unmöglichkeit geworden: dafür treten stumpfsinnige Blasiertheit, gelber Neid, hohle Aufgeblasenheit und wie die unsauberen Geister sonst noch heißen mögen, in die Schranken und fallen wie Mehltau über Nacht herab, die zarte Nachblüte mit giftigem Hauche zerstörend.

Daß man diese Beobachtungen übrigens nur mit gewissen Einschränkungen wird machen dürfen, liegt auf der Hand — es hat in jenen alten Zeiten Ausnahmen von der Regel gegeben, wie deren auch heutzutage anzutreffen sind: im großen und ganzen läßt sich aber manches für diese Ansicht geltend machen.

Weiter eine Glosse in betreff der Reserve, die in meinem Kunstausdrucke zu finden ist. Je durchgebildeter Geist und Herz des Menschen sind, um so feiner und mystischer werden sich die Kreuzungslinien der Empfindung gestalten: die Freude nimmt einen leisen Beigeschmack von Wehmut an, den Schmerz durchzieht ein sanfter Strahl der Hoffnung. Demnach treten die Stimmungen mehr und mehr gemischt auf und scheinen an erschütternder Gewalt zu verlieren, was sie an intensiver Eindringlichkeit gewinnen. Die Polyphonie,

mit ihrem heimlichen Weben und Schweben, ist aber ganz geeignet, dergleichen Seelenzustände zu zeichnen: jeder Ton strebt hier nach individueller Geltung, keiner ist überflüssig und kann niemals durch einen anderen ersetzt werden. Dieses zarte, sich verschlingende Geäder entspricht aber so vollkommen als nur immer möglich jenen inneren Prozessen, die ruhelos einander drängen, sich meiden und wiederfinden und nur in ihrer Gesamtheit ein abgeschlossenes Bild geben können. Nicht aus törichter Eitelkeit habe ich daher mit Vorliebe dergleichen strenge Formen kultiviert — sie sind nur aus dem Bedürfnisse hervorgegangen, den Geheimnissen der im tiefsten Grunde des Herzens schlummernden Empfindung den adäquaten Ausdruck zu geben. Daß derartige Zustände aber keinen unmittelbar zündenden Einfluß auf die dickköpfige Masse ausüben können, bedarf weiter keiner Erwähnung; hier muß mitarbeiten, wer genießen will. Leider protestiert die Trägheit der Menschen unausgesetzt wider eine solche Zumutung — man wirft den unbequemen Mahner lieber beiseite, als daß man sich mit ihm einläßt. Das führt mich denn von selbst auf einen nicht ganz unwichtigen Punkt, dem ich noch einige Worte widmen muß.

Meine Lieder haben vom Anbeginn einen sehr kleinen Kreis begeisterter Verehrer und einen sehr großen heftiger Widersacher gefunden. Wie ich diese wunderliche Erscheinung ansehe, wird man den Grund dafür ziemlich tief zu suchen haben. Stets bemühte ich mich, in aller Ehrlichkeit und mit vollem Freimute — vielleicht sogar zuweilen etwas rücksichtslos — dem, was ich als Wahrheit erkannte, zu dienen und ihm Ausdruck zu geben. Zunächst wollte ich mir wohl nur in meinen Werken selbst einen Spiegel vorhalten, in welchem ich die eigenen Züge unbefangen prüfen konnte. Diese Selbstschau erstreckt sich nun aber auf jeden, der sich mit dieser Ware zu schaffen machen will — sie wird ja aus naheliegenden Gründen zur unerläßlichen Notwendigkeit. Wer sich daher im Spiegelbilde wiederzufinden vermochte, schien einigen Grund zu haben, mit sich nicht ganz unzu-

frieden zu sein und war auch für das wohlgelungene Experiment dankbar; wen jedoch ein Zerrbild — und dieser Fall trat leider häufiger ein, als mir lieb sein konnte —, das sich nun und nimmermehr zu schönen Umrissen abrunden wollte, angrinste, der zerschlug im leidenschaftlichen Zorne die arme Scheibe in Stücken und machte sie verantwortlich für das böse Gesicht, das er soeben erblickte. Gern gebe ich zu, daß man sich über diesen seltsamen Hergang in beiden Fällen durchschnittlich wenig klar geworden sein mag und ihn abstreiten wird — demohngeachtet halte ich meine Behauptung ruhig aufrecht. Kann man doch ähnliche Beobachtungen noch weit eindringlicher wahrnehmen, wenn sichs um Seb. Bach, der ja stets mit gehobenem Finger dasteht, handelt: in Bachs Musik wie in der meinigen liegt ein ethischer Zug, der gar nicht übersehen werden darf, wenn man den letzten Erscheinungsgründen auf die Spur kommen will. Aus ihm erklären sich aber eine Menge Tatsachen, die außerdem ganz rätselhaft sein würden: er gibt den wahren Schlüssel für die herbe Strenge, die unnahbare Keuschheit, die maßvolle Haltung usw.

Hinsichtlich meiner reflektierenden Tätigkeit beim Komponieren erlaube ich mir ebenfalls einige Worte. Auf das bestimmteste bin ich mir bewußt, daß mein Verhalten im Moment des Produzierens ein völlig unmittelbares und naives ist; wer mich genauer kennt, wird dies auch ohne weitere Versicherung glauben. Freilich mögen die mit der Reflexion in engem Zusammenhange stehenden Eigenschaften: Geschmack, Freude an der schönen Form usw. auch auf die dunklen Ausgangspunkte des Schaffens einen bestimmenden Einfluß ausüben — eine feiner durchgebildete Empfindung läßt ja keine rohen Laute in sich aufkommen. Sobald jedoch die Konzeption stattgefunden hat, tritt sofort das Stadium einer bewußten Arbeit ein, die sich so lange fortsetzen wird, bis das innere Bedürfnis mit der äußeren Erscheinungsform in das rechte Gleichgewicht gekommen ist. Da nun den Menschen eine ins kleinste Detail durchgeführte

Arbeit leichter in die Augen springt als die scheinlosen ersten Gründe ihres Entstehens, so sind sie schnell bei der Hand mit Ausdrücken wie: Reflexion, Raffinement usw. Kommt noch dazu, daß ich häufig naseweise Fragen beantworten mußte und gezwungen war, mir Dinge, über die ich sonst niemals ein Wort verloren haben würde, zum deutlichen Bewußtsein zu bringen, so darf es gar nicht wunder nehmen, daß ich schließlich in den fatalen Geruch kam, nach bestimmten, vorher festgesetzten Absichten zu verfahren, ungefähr wie man nach der Schablone malt.

Diese Verdächtigungen fanden um so mehr Glauben, je weniger das liebe Publikum in der Lage war, meinen Liederkram auf den ersten Schlag hin zu verstehen und an ihm ein aufrichtiges Gefallen finden zu können.

Ganz besonderen Vorschub leistete aber das Verhalten der jüngsten Kunstgeneration diesem albernen Vorurteile. Das wahnwitzige Vertrauen auf die eigene Unfehlbarkeit, der unbedingte Glaube an die Berechtigung der sie heimsuchenden genialen Inspiration — obschon sie sich in den meisten Fällen als eine armselige Illusion erweisen, sind sie doch eine Signatur unserer Zeit und deren wahrer Fluch. Je trostloser aber die armen Schächer vom Genius der Kunst verlassen sind, um so mehr wähnen sie, von ihm gründlich besessen zu sein. Exempel mag ich hier gar nicht weiter anführen — sie wachsen aber heutzutage wie Brombeeren auf allen Büschen. Statt daß unsere Jugend an Bach und Händel Zucht lernen sollte, zieht sie es vor, gleich an den letzten Beethoven, an den späteren Schumann, an Wagner und Liszt anzuknüpfen. Da geht es denn verzweifelt rasch vorwärts, zumal man sich mehr auf die Schwächen jener Meister — die fallen gewöhnlich lebhafter in die Augen — als auf deren Vorzüge einläßt.

Wie nun meine Kunstrichtung derartigen Erscheinungen gegenüber bestehen soll, ist eine Frage, die so leicht aufzuwerfen als schwer zu beantworten sein möchte. Wohl zieht neben dem jetzt herrschenden rohen Materialismus, der auch

in der Kunst nur noch handgreiflich zu wirken weiß, eine ungemein feine und intensive Strömung daher, die das schnurgerade Gegenteil von jenem anstrebt und schließlich doch dem täppischen Gesellen eine Niederlage bereiten wird. Wann aber der Zeitpunkt des Sieges eintreten mag, und ob der Angreifende dabei nicht ebenfalls zu Grunde gerichtet wird, läßt sich aus leicht begreiflichen Gründen nicht sagen — wahrscheinlich schlummert das heutige Geschlecht dann schon längst im Grabe.

Die Kritik unserer Fachblätter verhielt sich im allgemeinen so passiv als möglich gegenüber meiner künstlerischen Tätigkeit, sie suchte die Lieder lieber tot zu schweigen, als daß sie in ein Wespennest stieß, das ihr vielleicht mit der Zeit unbequem werden konnte. Wenn sie aber den breiten Mund auftat, ließ sich mit voller Bestimmtheit darauf rechnen, daß eine dicke Dummheit zum Vorschein kam. Dem einen hatte ich zu wenig Melodie, dem anderen waren meine Begleitungen zu schwierig; der dritte nannte mich einen schwachen Nachtreter Schumanns, der vierte mokierte sich über Bachsche Wendungen usw. Wenn an irgend einem, so haben die Jammermänner an mir ausschließlich negative Kritik geübt — niemals bin ich durch sie in die angenehme Lage gekommen, auf ihr Gutachten hin eine wertvollere Korrektur an meinen Werken vollziehen zu können.

Sonst gibt es auch eine erkleckliche Anzahl von Kunstblättern, die meinen Namen in ihren Spalten noch niemals sichtbar werden ließen: sie werden wunderliche Gesichter machen, wenn sie die Verhältnisse zwingen sollten, nachträglich von mir Notiz nehmen zu müssen. Im großen und ganzen fand sich das Publikum in betreff meiner sich selbst überlassen — es suchte sich zu helfen, so gut es eben konnte. Die Kritik hatte ihm in der noch niemals nachgewiesenen Zusammenstellung ‚Schubert, Schumann und Franz' ein Schlagwort hingeworfen, das ihm als einziger Anhalt diente. Leider sollte ihm dieser Knochen auch wieder entrissen werden! So machte sich vor Jahren Ehren-Reißmann ein Pri-

vatvergnügen daraus, wider jenen Dreifuß Sturm zu laufen; ich Unglückseliger wurde bei der Gelegenheit gründlich an die Luft gesetzt, und nun muß Mendelssohn, er mag wollen oder nicht, Arm in Arm mit Schubert und Schumann umherspazieren. Emil Naumann schloß sich dem Vorgange Reißmanns vor kurzem nicht ohne Behagen an, und so stehe ich denn glücklich wieder auf demselben Flecke, wo man mich vor dreißig Jahren finden konnte. Die ‚Signale‘ schlossen mir ihre Spalten im guten wie im bösen; die ‚Allgemeine musikalische Zeitung‘ schimpft, wenn sie meinen Namen überhaupt in den Mund nimmt; die ‚Berliner Musikzeitung‘ erklärte in ihrer letzten Äußerung meine Lieder für Mittelgut, das man sich beileibe nicht zum Vorbilde nehmen dürfe usw.

Erst neuerdings scheint mein ‚Offener Brief‘*) eine kleine Bresche in diese kritischen Lehmmauern geschossen zu haben: es wird wenigstens bei Besprechung desselben auch meiner Leistungen als Liederkomponist beiläufig Erwähnung getan.

Was die größeren Aufsätze von Liszt und anderen betrifft, kamen sie viel zu früh, als daß sie eine durchgreifende Wirkung hätten ausüben können. Überdies waren die Leute damals zu sehr mit ‚Zukunftsmusik‘ beschäftigt, um meiner kleinen Ware Aufmerksamkeit zu schenken: sie wurde von den hochgehenden Wogen, welche das Treiben der Parteien aufwarfen, gänzlich beiseite gedrängt und fristete scheu und wie im Verborgenen ihr kümmerliches Dasein. Das schwere Geschick, welches mich heimsuchte, mußte sich erst vollziehen, um das größere Publikum auf meine Bestrebungen hinzuweisen. Welche Ironie!!!

Bei Gelegenheit der Besprechung meiner Bearbeitungen könnten Sie vielleicht noch die Bemerkung beifügen, daß es hier der Natur des Gegenstandes gemäß nur eine zweifache Möglichkeit des Verhaltens geben kann: entweder man läßt

*) An Eduard Hanslick, über Bearbeitung älterer Tonwerke. Leipzig 1871.

die alten Werke völlig in der überlieferten Gestalt und sucht, so gut es eben gehen will, durch eine freie Improvisation nachzuhelfen, oder man liefert eine Arbeit, die allen Ansprüchen, welche hier an Stil und Tonsatz zu stellen sind, vollkommen genügt: tertium non datur! Mit Pfuschereien läßt sich den alten Meistern nicht beikommen.

Sollten Sie über diesen oder jenen Punkt noch spezielleren Aufschluß wünschen, so stelle ich mich Ihnen mit Freuden zur Verfügung. Nächstens werde ich nach Leipzig reisen und erlaube mir dann, Ihnen meine Aufwartung zu machen.

Mit der Versicherung der größten Hochachtung und Verehrung Ihr ergebenster

Rob. Franz."

Die Veröffentlichung meines Aufsatzes ließ übrigens noch einige Monate auf sich warten. Erst in der Oktobernummer der Westermannschen Monatshefte des Jahrgangs 1872 erfolgte sie. Inzwischen beschäftigte mich eine größere Arbeit, eine Sammlung von Aussprüchen berühmter Tonsetzer über ihre Kunst, die ich im folgenden Jahre unter dem Titel „Musikalische Gedanken-Polyphonie" herausgab und die später als „Gedanken berühmter Musiker" neu aufgelegt wurde. Ich hatte Franz von meinem Plane geschrieben und ihm zugleich mitgeteilt, daß ich aus seinen Gesprächen mit mir mancherlei aufgezeichnet habe, was sich zur Aufnahme in mein Buch wohl eignen dürfte. Darauf erwiderte er mir am 1. August:

„Ihr Plan einer Zusammenstellung von Aussprüchen der Tonkünstler über Musik ist ebenso interessant, als er lehrreich zu werden verspricht. . . . In betreff der Rubrik ‚Mündliches' möchte ich Sie nur bitten, mir vor der Veröffentlichung meiner flüchtig hingeworfenen Bemerkungen einen Einblick in dieselben zu gestatten. Im Gespräch pflege ich mit den Worten nicht eben wählerisch zu verfahren und

erlaube mir zuweilen etwas scharf zugespitzte Behauptungen. Kann ich auch deren Kernpunkt in den meisten Fällen so leidlich vertreten, so stehe ich doch für die Hülle, in welche ich sie kleide, nicht ein. Vielleicht wünschen Sie nun über dies und jenes noch nähere Auskunft; sollte das der Fall sein, so bin ich gern zu eingehenderen Mitteilungen in Leipzig bereit — es wird mir das größte Vergnügen gewähren, über Kunstfragen mit Ihnen spezieller zu verhandeln. Nach Ihrer Rückkehr brauchen Sie mir nur zu schreiben und ich werde mich sofort zu weiteren Besprechungen einstellen. Obschon Freund Dresel von meinem kunstästhetischen Standpunkte nicht viel wissen will, habe ich dieser Neigung doch eine ziemlich feste Position zur Sache zu verdanken und kann nur lebhaft wünschen, daß manche jener Anschauungen mit meinem Abtreten vom Schauplatz nicht völlig verschwinden möge."

Als der Künstler mir einige Monate später das ihm kurz zuvor zur Ansicht vorgelegte Manuskript des Buches zurückgab, tat er es mit dem Bedeuten, daß er daran nichts anders und besser zu machen wisse, indem er gleichzeitig seine Zustimmung zur Einreihung einiger seiner musikalischen Gedanken bereitwilligst erteilte.

Verwunderlich muß es scheinen, daß sich einem so ernsten, philosophisch geschulten Denker, wie Franz es war, die Erkenntnis der eigentlichen Herkunft seines Kunstausdruckes ziemlich spät erschloß. Am 2. Oktober 1872 teilte er mir brieflich mit:

„Neuerdings bin ich infolge einer Korrespondenz mit Osterwald, die eingehendere Untersuchungen literarischer Angelegenheiten betraf, auf Gesichtspunkte geraten, die über meinen Liederkram ein ganz neues Licht verbreiten dürften. Meine musikalische Entwickelung hängt nämlich auf das innigste mit einer Neigung zusammen, die sich schon von frühester Kindheit an geltend machte und wie ein roter

Faden durch mein ganzes Leben läuft. Weder Bach und Händel, noch Schubert und Schumann sind als die Ausgangspunkte zu bezeichnen, auf denen ich fuße: der protestantische Choral und das altdeutsche Volkslied, aus dem er entsprang, haben einzig und allein meinen Kunstausdruck hervorgerufen. Wie ich über diese gar nicht zu bezweifelnde Tatsache erst jetzt ins reine kommen konnte, ist mir geradezu unbegreiflich, weil ich doch selbst am besten wissen mußte, von wannen ich eigentlich kam. Das ist der wahre Schlüssel zum Verständnis meiner Lyrik und zur Beurteilung meiner Bearbeitungen. Nun wird alles vollständig klar! In formaler Hinsicht: die Konstruktion der Kantilene, die Behandlung der Tonarten und deren Harmonie, der Strophenbau, die Vor- und Zwischenspiele, die Tonschlüsse, die polyphone Stimmführung usw. — in idealer Hinsicht: das Transzendentale, von der Welt Abgewandte der Empfindung einerseits und das Kernig-Volkstümliche andererseits. Die oben angeführten vier Meister haben meine Richtung wohl erweitert und befruchtet, jedoch sind sie nicht das Fundament derselben.

Es tut mir außerordentlich leid, Ihnen diesen Aufschluß erst heute geben zu können. Ich bin aber selbst wie ein blinder Hesse bis dato umhergelaufen und kann höchstens noch dafür Sorge tragen, daß diese Angelegenheit, die sogar in kulturhistorischer Beziehung von Wichtigkeit sein dürfte, da die Dinge in der Poesie einen ähnlichen Verlauf genommen haben, später zum vernünftigen Austrag gebracht wird."

Dieser „Austrag" erfolgte tatsächlich durch die 1875 erschienene Schrift August Sarans, eines Schülers des Meisters: „Robert Franz und das deutsche Volks- und Kirchenlied." Dagegen ließ Franz in seiner unerbittlichen Wahrheitsliebe später seine hier gegen mich ausgesprochene Meinung nicht ohne Einschränkung — wie sichs im Grunde von selber verstand — gelten. „Was haben," schreibt er am 22. Juni

1886, „wohl die ‚Schilflieder‘, mein Op. 3 usw. mit dem protestantischen Choral zu schaffen? Osterwalds Bemerkungen frappierten mich seinerzeit lebhaft, und ich habe sie Ihnen gegenüber noch weiter ausgedehnt, als sichs gehört.“

In die Zeit, da seine Beziehungen zum Choral sich Franz als etwas Neues enthüllten, fällt ein Gespräch mit mir, das sich in meinem Tagebuch vom 10. Oktober 1872 aufgemerkt findet. „Wir können“ — warf er in kurzen Zügen hin — „in unserer Kunst eine von der Natur ausgehende und eine von der Natur abgewandte, mehr weltliche Richtung verfolgen. Jene erreichte in Händel und Bach, die von dem zum Choral gewordenen Volkslied ihren Ausgang nahmen, diese in Mozart und Beethoven ihren Höhepunkt. Neuerdings griffen Schubert und Schumann auf das Volkslied, Mendelssohn auf den Choral zurück; doch ist bei ihnen nur akzidentiell, was sich bei mir — den Zug zum Volkslied mit dem zum Choral vereinend — als fundamental darstellt.“

Um jene selbe Zeit faßte der Leipziger Musikverleger Constantin Sander, bei dem eine Anzahl Franzscher Gesänge, sowie Bearbeitungen älterer Vokalwerke erschienen waren, die Idee, die ersteren in einem Band gesammelt herauszugeben und ihnen ein einführendes Wort voranzustellen, das er mich zu schreiben bat. Kaum aber hatte ich die Arbeit getan, da traf — es war am 27. November 1872 — der folgende Brief des Künstlers ein:

„Je mehr ich über Sanders Absicht, eine Sammlung meiner Lieder mit einem empfehlenden Vorwort zu versehen, nachdenke, um so weniger kann ich mich mit derselben befreunden. Es will mir absolut nicht in den Kopf — andere, die ich in der Sache sprach, sind auch meiner Ansicht —, daß man angesichts seiner eigenen Leistung, die doch nur selbst für sich einzustehen hat, gepriesen werden soll. Jedenfalls würde diese Ausgabe als ein Unikum dastehen, denn unter den lebenden Komponisten ist schwerlich einer zu fin-

den, auf dessen Vorgang man sich zur Not berufen könnte. Da ich nun aber sehr fürchte, daß eine derartige Neuerung leicht zu Mißdeutungen Anlaß gibt, so habe ich Sander dringend gebeten, seinen Plan fallen zu lassen und die Lieder in die Welt zu schicken, wie sie nun einmal sind. ...

Sie dürfen mir nun aber nicht böse sein, verehrtes Fräulein, wenn ich jetzt gegen Sanders Plan protestiere, nachdem Sie im Bereich desselben tätig gewesen sind. Glücklicherweise gibt Ihnen das Vorwort ein wertvolles Material für die spätere Umarbeitung des Artikels in der Westermannschen Monatsschrift und geht deshalb nicht verloren. Diese Betrachtung beruhigt mich denn einigermaßen und läßt mich hoffen, die freundlichen Gesinnungen, welche Sie mir bisher widmeten, auch für alle Zukunft erhalten zu sehen Ihrem ganz ergebensten

Rob. Franz."

Wie hätte ich dem Künstler zürnen sollen? Auch um meine kleine Arbeit war mir nicht bang: sie fand in der „Gartenlaube" eine geeignete Unterkunft. Im Verkehr mit Franz aber trat nun eine Pause ein.

* * *

Unterdessen hatte ich, einen neuen Studienkopf vorbereitend, mich an Rubinstein gewandt, der in der Saison 1871—72 die Konzerte der „Gesellschaft der Musikfreunde" in Wien leitete. Lakonisch erwiderte er:

„Wien, 6. April 1872.

Sehr geehrte Frau,

Das Verzeichnis meiner Kompositionen nach Opuszahl ist bei Senff in Leipzig erschienen, auch wird er Ihnen die nach dem Erscheinen dieses Verzeichnisses hinzugekommenen Kompositionen angeben können. Geboren bin ich im Russi-

schen Bessarabien im Dorfe Wechwotynetz im Jahre 1830 am 18./30. November. — Das Konservatorium in St. Petersburg habe ich im Vereine mit einigen Dilettanten und mit Beihilfe der Frau Großfürstin Helene von Rußland gegründet und habe daselbst neun Jahre als Direktor fungiert.

Mein Leben unterscheidet sich in nichts von dem eines jeden Musikers. Ich habe gespielt, spiele und werde mein Lebenlang Klavier spielen, ich habe komponiert, komponiere und werde komponieren Zeitlebens, ich habe gelebt und (die Menschheit) geliebt, ob ich das weiter tun werde, weiß ich nicht!? —

Genehmigen Sie die Versicherung der hohen Achtung, mit der ich zu verbleiben die Ehre habe Ihr ganz ergebener

Ant. Rubinstein."

Wenige Wochen darnach, an einem Maiensonntag, traf ich Rubinstein bei einer Lisztschen Matinee in der Hofgärtnerei. Er kam vom Niederrheinischen Musikfest, wo er seinen „Turm zu Babel" aufgeführt hatte. Prachtvoll spielte er mit seinen breit ausladenden Löwenklauen, die dem Instrument doch auch so samtige Töne abzuschmeicheln verstanden, vereint mit Kömpel, Walbrüll und Demunck sein großzügiges Klavierquartett, begleitete Milde seine Lieder „Es blinkt der Tau", „Waldhexe" und „Tragödie" und spendete noch zuletzt Schumanns „symphonische Etüden", wie ich sie nie schöner gehört habe. Es war ein heißer Tag, und er geriet derart in Transpiration, daß es von seiner Stirn auf die Tasten herab regnete. Solch vehementen Naturausbruch gewahrte ich noch bei keinem Künstler. Dabei warf er den Kopf, der halb Beethoven, halb einer Sphinx anzugehören schien, zurück, schüttelte seine dichte dunkle Mähne und kniff die ohnehin halbbedeckten, melancholisch umschleierten Augen, die den Blick in sein Inneres standhaft verwehrten, noch mehr denn sonst zusammen.

Liszt begnügte sich damit, in seiner unnachahmlichen Weise zu präludieren und uns seine wunderbare Über-

tragung von Lassens Lied „Löse Himmel meine Seele" vorzuzaubern. Wie entmaterialisiert, wie geisterhaft das erklang! Es war das Spiel eines Musikgottes neben dem eines von der Weihe der Stunde erhobenen genialen Menschen, des größten Klavierbeherrschers, den die Welt nach Liszt besaß.

Mir eignete nie die Gabe, mich bemerkbar zu machen. Lieber warte ich, bis man mich bemerkt. Und Rubinstein hatte die Liebenswürdigkeit, es zu tun. „Sie spielen gewiß gut Klavier", sagte er, sich mir zuwendend; „ das habe ich an dem Interesse gesehen, mit dem Sie folgen." „Ach nein, leider stümpe ich nur", gab ich zur Antwort. „Nun heutzutage spielt man in Deutschland überall gut. Es ist nun einmal das musikalischste Land der Welt." Er kam dann auf mein Vorhaben über ihn zu reden und ich konnte ihm berichten, daß meine kleine Arbeit in Paul Lindaus „Gegenwart" Aufnahme gefunden habe. „Über mein Leben", meinte er, „läßt sich wenig sagen. Was bedeutet denn überhaupt das äußere Leben des Künstlers? Nur was er daraus macht, bedeutet alles."

Liszt hatte mich mit Rubinstein zum Mittagessen im „Erbprinzen" eingeladen. Dort saßen wir — ich zwischen beiden — in einem separaten Zimmer und Lassen und Dohm gesellten sich uns. Vom Meister nach der Aufnahme seiner Oper „Feramors" in Wien befragt, machte Rubinstein seiner Entrüstung über die Wiener Kritik und zumal Hanslick Luft, die ihn um den Erfolg gebracht hätten, den er beim Publikum gehabt habe. Seine Wiener Dirigententätigkeit hatte er denn auch bereits aufgegeben. Brahms wurde sein Nachfolger. Von Opernstoffen, die ihn besonders anzogen, hob er „Die Weihe der Kraft" von Zacharias Werner, sowie Otto Ludwigs „Makkabäer" hervor. Aus letzteren erstand ihm bekanntlich seine, wie mich dünkt, gehaltvollste Oper.

Vor diesem wundervollen Sonntagsmorgen hatte ich Liszt bei seiner diesjährigen Wiederkehr aus Rom bereits

in Leipzig begrüßt, wohin ihn eine Großtat Riedels: die Aufführung von Berlioz' grandiosem Requiem, in das ich mich schon in den Proben einzuleben versuchte, gelockt hatte. Diesmal war nur Fräulein von Schorn mit ihm gekommen, und unser gewohntes Zusammensein am Abend wurde durch seine noch in der Nacht erfolgende Abfahrt abgekürzt. Inzwischen hatte ich mich für einige Wochen in Jena bei meinem Bruder Adelbert, der jetzt an der dortigen Universität lehrte, einquartiert. Da genoß ich mit den Meinen und ihrem stets anregenden Umgangskreise — in dem ich auch meine Freunde Bursians wiederfand und die noch in die Goethezeit hineinragende liebenswürdige Familie Frommann kennen lernte — frohgemut die reizvolle Umgebung und die Nähe Weimars.

Zweimal noch fand ich mich zu Matineen ein und, da Liszts Güte stets wiederholte, ich solle mitbringen, wen ich wolle, erlaubte ich mir, ihm einmal Similde Gerhard, das andre Mal meine Schwägerin aus Jena zuzuführen. Sie wurden beide mit Lisztscher Liebenswürdigkeit, in der sich die anderer Sterblicher verhundertfachte, willkommen geheißen. Bei der ersten Matinee mischte sich die hohe, aristokratisch schlanke Gestalt des Großherzogs Carl Alexander und mit ihm sein minder elegant gebauter Sohn, der Erbgroßherzog, unter die wie immer zahlreich erschienenen Gäste. Natürlich wechselten diese; doch sah man, außer den einheimischen und fremden Künstlern, fast immer die Gesandten verschiedener Höfe, die sehr musikalische Baronin Meyendorff geb. Fürstin Gortschakoff, den großherzoglichen Adjutanten Prinz Otto Wittgenstein und Gattin, Graf und Gräfin Styrum und viele andere distinguierte Persönlichkeiten. Ich hatte die Ehre, Serenissimus vom Meister vorgestellt zu werden und wurde seitdem, so oft ich in seinen Gesichtskreis kam, durch eine huldvolle Ansprache, häufig durch ein längeres Gespräch ausgezeichnet.

Das dem Großherzog vorgesetzte musikalische Menu bestand aus einem Manuskript-Trio Hans von Bronsarts,

von Liszt, Kömpel und Demunck gespielt, drei von Frau von Milde gesungenen Franzschen Liedern, Klaviersoli von Martha Remmert und vom Meister ein E. E. Taubertscher Walzer und eine wundervolle Improvisation über Lassens Lied „Ich weil' in tiefer Einsamkeit". Vierzehn Tage später hörten wir: Scherzo und Ungarisch vom selben E. E. Taubert, von Liszt und Kömpel vorgetragen, Lisztsche Soirées de Vienne, von Marie Breidenstein gespielt, drei Rittersche Manuskriptlieder von Frau von Milde, zwei italienische Lieder vom Opernsänger Ferenczy gesungen, und Schuberts C-dur-Phantasie, von Liszt in seiner eigenen symphonischen Bearbeitung dargeboten. Ich wandte ihm auf seinen Wink zum ersten Male die Blätter um, anfangs nicht ohne Zagen, doch schien er ihrer überhaupt nicht zu bedürfen. Er spielte den „Wanderer-Dithyrambus", wie er selbst ihn nennt, monumental. Mysteriös leitete er in den Übergangstakten des ersten Satzes den melancholischen Wanderergesang des Adagios ein. In den Variationen war es, als ob Geisterfittige über die Tasten schwebten, die Töne schienen zu Duft und Hauch geworden, aller Körperlichkeit entkleidet, und doch blieb jeder einzelne vernehmbar. Mit unnennbarer Grazie ließ er im Sprühfeuer des Prestosatzes die sich sanft wiegenden Ländlerthemen als holden Gegensatz erstehen, um dann mit der Fuge in mächtiger Steigerung abzuschließen. Meines Erinnerns kommt in Wiedergabe der Variationen unter Liszts Schülern, so weit ich sie, Bülow, d'Albert, Siloti eingeschlossen, hörte, Rosenthal seinem Meister am nächsten.

In der Saalestadt behagte es mir außerordentlich. Das Leben nach innen und außen war die Gemütlichkeit selbst. Das ungebundene studentische Treiben auf Markt und Straßen machte mir Spaß. Prächtige Spaziergänge stehen uns hier nach allen Seiten offen. Wiederholt fuhren wir mit Freunden nach dem malerischen, hoch über der Saale gelegenen Schloß Dornburg, Goethes und Carl Alexanders Lieblingsaufenthalt, hinauf, wo uns ein Roseneden um-

blüht, inmitten dessen ich zwei Berühmtheiten: den Philosophen Kuno Fischer und den Orientalisten Otto Böhtlingk, kennen lernte. Mit Adelbert allein galt es, wie früher in Wien und Kiel, oft flotten Wanderungen. Die Hand voll Blumen, den Kopf voll guter Gedanken kehrte ich stets zurück; denn Adelbert verstand, einem solche einzuflößen. Fern von jeder lehrhaften Manier, wußte er doch immer unwillkürlich zu belehren und andere zu bereichern.

Am 18. Juni werden auf den Höhen rings um Jena Johannisfeuer angezündet, die bei der bescheidenen Höhe der Berge trefflich wirken. Man sieht Fackelträger hinaufsteigen; Feuerwerk prasselt, Raketen fliegen empor und, um die künstlichen Lichteffekte zu erhöhen, schenkte uns Natur noch den zauberischsten Mondschein und ließ Tausende glühender Leuchtkäfer die laue Sommerluft durchschwirren. Die Jenenser halten auf ihre Bergfeuer. Einst drohte ihnen von seiten der Behörde, wegen allerlei kindischen Unfugs, die Gefahr der Aufhebung. Doch kein Geringerer als Goethe nahm sich der poetischen Sitte schützend an und zierte die ihm vorgelegten Akten mit dem Vers:

Johannisfeuer anerkannt,
Die Freude unverloren;
Stets werden Besen abgebrannt
Und Jungen neu geboren.

Mit einem Feste nahm ich für diesmal Abschied von Jena. Festgeber waren der berühmte Kollege meines Bruders, der Kirchenhistoriker Geheimrat Carl von Hase und seine Gattin. Sie versammelten in ihrem Berghaus mit der griechischen Säulenfassade und dem großen Garten oberhalb des Philosophenwegs gern frohe Menschen um sich. Er, der das weiße Haupt, aus dem zwei lebensprühende und doch sehr gütige Augen herausblickten, etwas gebeugt trug, war nicht nur ein großer Gelehrter, sondern auch ein Lebenskünstler bis ins hohe Alter und ein Mann von herz-

gewinnender Liebenswürdigkeit. Man befand sich wohl in seiner Nähe.

* *
*

Aus dieser Zeit liegt mir ein freundlicher Brief Dr. Philipp Spittas aus Sondershausen, Sohn des Dichters der geistlichen Lieder „Psalter und Harfe", vor. Er, dem ich bald nachdem ihn mein Bruder an die Nikolaischule nach Leipzig berufen hatte, häufig begegnete, bereitete damals seine große Bachbiographie vor, und Riedel hatte mich an ihn gewiesen, als ich ihm sagte, ich spürte vergebens einem Ausspruch Bachs über Musik nach, den ich in meiner „Gedanken-Polyphonie" anführen könne. Spitta schrieb:

„Sehr geehrtes Fräulein!

Es würde mir ein großes Vergnügen machen, Ihrem Wunsche willfahren zu können, allein bis jetzt bin ich außerstande dazu, obwohl ich alles durchsucht habe, wo ich glauben konnte, etwas für Ihre Zwecke zu finden. Ich kenne gar keine Aussprüche Seb. Bachs über die Musik, d. h. über das Wesen der Musik, worauf es Ihnen allein ankommen kann. Diese alten Meister reflektierten noch sehr wenig über ihre Kunst, die auszuüben ihnen ein tägliches Bedürfnis war. In ihren Werken liegen die Ansichten beschlossen, welche sie in betreff der Musik hegten. Deshalb würde man auch einen wirklichen dahin zielenden Ausspruch nur mit großer Vorsicht beurteilen und jedenfalls sich den Gedanken fern halten müssen, als sei damit notwendigerweise etwas recht tiefes und originelles gesagt. Und gerade bei Bach bezweifle ich, daß sich etwas merkenswertes finden lassen wird, weil er eine so sehr innerliche, wortkarge Natur war. Sie könnten es vielmehr als charakteristisch hinstellen, daß von ihm eben alle derartigen Aussprüche fehlen. — Sollte mir jedoch mit der Zeit noch etwas aufstoßen, was für Sie

Interesse haben könnte, so werde ich nicht verfehlen, es Ihnen sofort mitzuteilen.

Mit vorzüglicher Hochachtung Ihr ergebenster

Dr. Spitta.

Sondershausen 13./8. 72."

* *
*

Die Losung unserer diesjährigen Sommerreise lautete: „zwischen Bayern und Tyrol". Similde hatte bei der Vorüberfahrt nach Innsbruck auf den Malerort Brannenburg ihr Auge geworfen. Die beiden anderen Blätter des Reisekleeblatts, ihre Mutter und ich, wandten dagegen nichts ein — und wir brauchten es in frohen, dort verbrachten Wochen nicht zu bereuen.

Mehr und mehr erweiterte sich mit den Jahren mein Freundeskreis. Ihm ward besondere Bereicherung zuteil durch Frau Jenny Fuß-Sellier, eine geborene Französin, mit ihrer verwitweten Tochter, Frau Hedwig Arlès-Dufour, die viel Welt bei sich sahen — ich lernte den jetzigen Großherzog von Hessen bei ihnen kennen —; durch Professor Carl Werner, den berühmten Aquarellmaler, und seine liebe Frau, deren Einladungen zur Bilderschau zu den bevorzugtesten Genüssen Leipzigs gehörten; durch Frau Ottilie de Liagre und ihre Schwester Frau Meurer, die wir häufig in ihrer schönen Villa Mariaburg in Grimma aufsuchten. Nicht minder durch die lebensfrohe Familie des Geheimen Rates Adolf Schmidt — er war neben Deutschlands gefeiertstem Juristen Bernhard Windscheid Pandektist an unserer Universität —, sowie namentlich durch das einer vornehmen Geselligkeit geöffnete Fiedlersche Haus.

Dr. jur. Philipp Fiedler hatte, noch unverheiratet, 1869 die traulich-poetische Parterrewohnung in Gerhards Hause bezogen. Dort begegneten wir uns oft und es begründete sich zwischen ihm und uns — das heißt Similde und mir

— eine lebenslange Freundschaft. Gleicherweise dichterisch wie musikalisch begabt, ein hochstrebender, etwas unruhvoller Geist, machte er, an keinen bestimmten Beruf gebunden, von Jugend an den Kultus des Schönen, dem er auf Reisen wie in der Heimat nachging, zum Inhalte seines Lebens. Sein jüngerer Bruder Dr. Konrad Fiedler, eine ausgeglichenere, überaus harmonische Natur, widmete sich kunstphilosophischen Studien, als deren Ergebnisse er eine Reihe tiefer und anerkannt bedeutender Schriften der Öffentlichkeit übergab. Ein Träger hoher Kultur, stand er, bei feinem und vielseitigen literarischen Geschmack im unmittelbarsten Verhältnis zur bildenden Kunst und erwarb sich als Förderer Feuerbachs, Böcklins, Thomas, vor allem aber als großherziger Beschützer Adolf Hildebrands und Hans von Marées' nicht genug zu preisende Verdienste. Marées entdeckte er Ende der sechziger Jahre in Rom, wo er als unbekannter Maler lebte, und Fiedlers Freundschaft enthob ihn nicht nur des äußeren Kampfes ums Dasein, sie stärkte ihn auch im Ringen mit seinem Genius, dem die geträumte höchste Vollendung versagt blieb. Nach des Künstlers frühem Tode sammelte sein Beschützer, soweit möglich, dessen Werke, um sie, indem er sie nach Schleißheim stiftete, der Öffentlichkeit zugänglich zu machen, und setzte durch Herausgabe der Marées-Mappe und einer Monographie dem Freunde ein unvergängliches Denkmal, bevor ein tragisches Ende — ein Sturz aus dem Fenster, wohl infolge plötzlichen Schwindels — sein eignes, so wertvolles Leben in München, wo er sich angesiedelt hatte, vorzeitig abkürzte. Seine Schriften über Kunst wurden von Hans Marbach und Hermann Konnerth herausgegeben. Dr. Philipp Fiedler hatte unter dem Namen Kurt Falkenau 1883 geistvolle Dichtungen veröffentlicht. Die edle Mutter beider Brüder, Frau Marie Fiedler, unsere verehrte Gönnerin, vereinigte in ihrem Hause, sei es in der Stadt oder in Rittergut Crostewitz bei Leipzig, ihrem herrlichen Besitztum, alles, was von Rang und Bedeutung nach Leipzig kam. Säch-

sische und auswärtige Prinzen, hohe Militärs und Staatsbeamte, Künstler und Schriftsteller, Gelehrte und Handelsherren folgten mit Freuden ihrem Rufe und ließen sichs bei ihr wohl gefallen. In breitester Weise pflegte sie die Geselligkeit, die ihr Lebensbedürfnis war — eine Eigenschaft, die sie ihrem Sohn Philipp, dem gegenwärtigen Herrn von Crostewitz, vererbte. Auch bei ihm empfindet man, daß es ihm Freude ist, Gäste bei sich zu empfangen. Seit je liebte er es, vor allem künstlerische Elemente um sich zu sehen. Zu der Zeit, von der ich rede, hatte er ein Neger-Terzett, die Brüder Jimenez aus Cuba, nach Crostewitz geladen. Es war ein apartes Vergnügen für mich, mit den schwarzen Herren zwei Trios sowie das als Trio bearbeitete Septett von Beethoven zu spielen. Später fand ich dort Sofie Menter, Marie Seebach, Amanda Lindner, Albertine Zehme-Satran, Max Grube, Georg Ebers, Rudolf von Gottschall, Reinecke, Nikisch, Pembaur und andere künstlerische Zelebritäten. Des Hausherrn musikalische wie literarische Neigungen waren mehr rück- als vorwärts gewandt. Über Schumann — dem er ein Denkmal in der Promenade errichten ließ — und Heyse hinaus gingen sie nicht. Seine Hausgötter waren Reinecke und Gottschall. Den einen feierte er in sinnvollen Festen, den anderen ehrte er, indem er seine Marmorbüste für das Neue Theater anfertigen ließ, das viele der Stücke Gottschalls bei seinen Lebzeiten auf dem Repertoire erhielt, wie dieser auch als Schauspielreferent jahrzehntelang im Tageblatt und der Leipziger Zeitung eine führende Rolle spielte. Dem jungen literarischen Nachwuchs behagte diese Vormachtstellung Gottschalls freilich wenig, und so mußte der Achtziger eines Tages auf einer Postkarte die Frage O. E. Hartlebens lesen: „Leben Sie denn immer noch?"

Mit Annette Essipoff und Pauline Fichtner wurde ich im selben Winter bei Zopffs bekannt. Erika Lie, die norwegische Pianistin, die, wie früher ihre nordische Rivalin Agathe Baker, im Gewandhaus spielte, wurde mir durch

Freund Wenzel im Konservatorium vorgestellt. Im Theater machte Pollinis italienische Oper, ein vorzügliches Ensemble mit Desirée Artôt und Padilla als ersten Sternen, viel von sich reden. Nichts Reizenderes an liebenswürdiger Komik, als der „Barbier", von feinen welschen Lippen gesungen und mit südlichem Temperament dargestellt! Man kennt ihn erst recht, wenn man ihn von Rossinis Landsleuten hört. Dazu ward unser freundschaftliches Interesse am Debut von Holsteins „Erbe von Morley" wachgerufen und seltene Bühnenerscheinungen, wie „Vampyr" „Euryanthe" und die taurische „Iphigenie" sorgten für weitere Freuden.

Ein ganz besonderes Ereignis aber stand noch für Dezember bevor: Richard Wagner kam mit seiner Gattin Frau Cosima nach Leipzig. Er beabsichtigte, wie Professor Riedel mir schrieb, einen Vortrag für den Leipziger Wagnerverein zu halten, zu welchem Zweck dieser, dem ich natürlich angehörte, den Meister am Abend des 13. Dezember im Hotel de Prusse in einem Festbankett zu feiern gedachte. Als Freunde oder Bekannte, denen ich mich dabei anschließen könne, nannte mir Riedel zu meiner Verwunderung Holsteins, Herzogenbergs und Volklands. Herr Heinrich von Herzogenberg, der erst vor kurzem nach Leipzig übergesiedelte, war, ebenso wie seine geist- und anmutvolle Frau, eine geborene Freiin von Stockhausen, durch und durch Brahmsianer. Als Komponist charakterisierte ihn Hanslick mit den Worten, seine Muse sei gewiß eine sehr gelehrte, aber eine recht trockene Dame. In ihren Briefen an Brahms haben sich beide als ausgesprochene Gegner Wagners und Liszts bezeugt. Schrieb sie doch am 4. Oktober 1878: „Alle Philister jauchzen hier über Siegfried und Götterdämmerung; von allen Meßspektakeln macht dieser das größte Aufsehen." Alfred Volkland war Kapellmeister der „Euterpe", nachmals Dirigent des Bachvereins, bis er nach Basel berufen wurde, wo er bis zu seinem Ableben wirkte. Sein Standpunkt war etwas weniger exklusiv. Als Wagnerverehrer konnte man jedenfalls keines der drei Paare mit

gutem Gewissen ansprechen. Nur ihre gesellschaftliche Stellung hatte ihnen offenbar zu dieser Einladung verholfen, und mir war es ein wenig genierlich, neben diesen Gegenpropheten in Wagners nächster Nähe zu sitzen, wenn ich auch nicht wagte, mich dem Großen direkt zu nähern.

Zu einem eigentlichen Vortrag des Meisters kam es nicht. Doch hörten wir ihn nach Riedels feurigem Begrüßungshoch sich in einer längeren, ungemein interessanten Rede über seine Ziele und sein Verhältnis zu seiner Geburtsstadt verbreiten, deren jüngste von den drei Generationen, die er kennen gelernt habe, ihm als die hoffnungsvollste erscheine. Ich meine, sein eigentümlich weiches, mildes Organ noch heute zu hören, wie er die Worte sprach: „Wenn Schiller sagt; ‚Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst', so muß ich bekennen, daß ich das Leben immer heiter, die Kunst dagegen sehr, sehr ernst genommen habe." Er erwiderte dann noch auf zwei der zahlreichen Ansprachen und schloß mit einem Hoch auf den Genius der deutschen Kunst. Es war ein denkwürdiger Abend.

1873

Allmählich war meine schon mit Robert Franz besprochene Sammlung von Aussprücheu der Tonkünstler über Musik so weit gereift, daß ich Liszt von dem Plan Mitteilung machte und um Erlaubnis bat, ihm das Buch zueignen zu dürfen. Zugleich kündigte ich ihm eine bevorstehende zweite Auflage des ersten Bandes der „Studienköpfe" an und legte ihm zu deren Besten einige Fragen vor. Bald hielt ich seine Entgegnung, vom 18. Februar 1873 aus Rom datiert, in der Hand:

Verehrte Gönnerin,

„Gewiß haben Sie wieder einen glänzenden Treffer gemacht mit Ihrer musikalischen Gedanken-Polyphonie. Mich

daran in so liebenswürdiger Weise zu beteiligen mittelst Dedikation, ist ein neuer Beweis Ihrer gütigen Wohlgeneigtheit, für welchen ich Ihnen herzlich danke.

Titel und Inhaltsverzeichnis des Werkes sind anlockend, letzteres scheint mir auch meisterhaft angeordnet und rubriziert; Leuckart kann sich auf mehrere Auflagen gefaßt machen, und ich freue mich, von dieser ‚Polyphonie' baldig Nutzen und Frommen zu erlangen.

Bezüglich der bevorstehenden zweiten Auflage Ihrer ‚Studienköpfe' bemerke ich, daß mein geringer Kopf in der ersten Auflage äußerst mild beleuchtet und eingewiegt, sanft und friedsam dort ausruht. Folglich bitte ich nicht zu verändern und nur etwa die beigefügten Antworten auf Ihre letzten Fragen als Anhängsel aufnehmen zu wollen.

Mit vorzüglicher Hochachtung verbleibt Ihnen stets dankbar ergebenst F. Liszt.

Fortan zwischen Pest und Weimar halbiert, werde ich bald nach Ostern in Weimar wieder eintreffen."

Ich lasse zugleich einige Antworten des Meisters auf meine Fragen folgen, soweit sie Charakteristisches besagen:

„Anfangs November 1871 verließ ich Rom, nachdem ich schon seit April 70 bis September 71 in Weimar und Ungarn verweilte, und dann September 71 2 Monate in Rom zubrachte. —"

„Während des französischen Krieges lebte ich ganz zurückgezogen bei meinem alten Freund Baron Augusz in Szegzard (Ungarn). Im Dezember 70 dirigierte ich in Pest die Beethoven-Säkularfeier und verblieb hier bis April, wo ich nach Weimar zurückkehrte. —"

„Eine offizielle Stellung bekleide ich nicht und werde sie auch nicht bekleiden; aber seit Juni 71 ist mir der Titel ‚Königlich ungarischer Rat' verliehen und durch dieselbe Gnade Seiner Majestät des Königs ein Ehrensold von 4000 Gulden jährlich bestimmt. —"

„Von meinen letzt herausgegebenen Werken wäre zu erwähnen das Oratorium Christus und nebenbei vielleicht die Instrumentierung von Schubertschen Märschen und Liedern; obendrein die symphonische Bearbeitung des Rákóczy-Marschs (Partitur und verschiedene Klavierarrangements derselben zwei- und vierhändig), welche ich mir einbilde, selbst nach der bekannten glänzenden Orchestrierung von Berlioz ohne Nachteil zeigen zu dürfen. Meine Bearbeitung ist eigentlich mehrere Jahre älter als die von Berlioz: da er mir aber seine Partitur gewidmet hatte, unterließ ich die Herausgabe der meinigen so lange er lebte."

„Nächstes Jahr hoffe ich mit dem polnischen Oratorium ‚Der heilige Stanislaus' fertig zu sein. Die Komposition des ‚Stephan'-Oratoriums habe ich aufgegeben, weil einer meiner besten und liebsten hiesigen Freunde, der selige Mossonyi, ungefähr denselben Stoff als heroische Oper komponierte und die Aufführung dieses Werkes hier stattfinden soll.

F. L.

Pest, 18. Februar 73."

Das Jahr 1873 war ein an musikalischen Extragenüssen besonders reiches. Im Gewandhaus erschien Brahms' tiefsinniges Schicksalslied am 23. Januar zum ersten Male. Dann führte Hans von Bülow am 6. Februar das Klavierkonzert seines Freundes Hans von Bronsart zuerst in die Öffentlichkeit ein, mit dem großen Erfolg, dessen seine virtuosen Leistungen stets sicher waren. Als er weiter aber als Komponist zweier Charakterbilder für Orchester: Notturno und Funerale, zum Publikum sprach, mußte er eine Ablehnung hinnehmen. Keine Hand rührte sich im Saale. Das war gewiß nicht liebenswürdig, auch wenn das Gehörte mehr Verstandes- als Inspirationsprodukt war. Er bemühte sich auch nicht, seine Verstimmung darüber zu verbergen und kehrte, als er sein Solo: Brahms' Händel-Variationen, spielte, dem in seiner Nähe sitzenden Konzert-

meister David sein Angesicht, dem Publikum dagegen konsequent den Rücken zu. Das eminent kunstvolle Brahms-sche Werk war damals noch wenig bekannt, und da seine Länge nicht zu enden schien, bemächtigte sich vieler der Eindruck, der beleidigte Künstler wolle den Zuhörern ein musikalisches Strafpensum senza fine diktieren.

Brahms trat jetzt überhaupt mehr in den Vordergrund. In rascher Aufeinanderfolge wurde uns das „Triumphlied" im Gewandhaus, vom Riedelverein das deutsche Requiem beschert, das auch im Gewandhaus im November wiederkehrte. Von Anbeginn habe ich mich ungleich mehr für den Trauer- als für den Jubelgesang begeistert, der Brahms' eigenster schwerblütiger Art viel minder entspricht und weniger von ihm als von Händel an sich hat. An einem der von Riedel eingeführten Musikvereins-Nachmittage erwarb sich auch Brahms' Klavierquintett Op. 34 zahlreiche Freunde.

Bald nach Bülow spielte Sofie Menter hier. Leider konnte ich nicht dem ganzen Konzert beiwohnen. Was ich hörte: Scarlattische Stücke, Schuberts „Gretchen am Spinnrad" in Lisztscher, die „Aufforderung zum Tanz" in Tausigscher Bearbeitung, entzückte mich. In mein Tagebuch schrieb ich: „Mir die liebste Pianistin, die ich kenne. Reizende Erscheinung. Tausigsches Spiel im Anschlag und in vollendeter Klarheit." Heute sage ich: sie erinnert mich, wie kein anderer Klavierspieler an Liszt.

Im März kehrte das herrliche Florentiner Quartett in unsrer Stadt ein. Ich hatte die Freude, den Herren und vornehmlich ihrem echt süddeutsch-liebenswürdigen Führer Jean Becker bei seiner Landsmännin Frau Geheimrat Schmidt persönlich näher zu treten.

Dann gab es wieder eins der Franz-Konzerte, wie sie zu dieser Zeit, dank den Bemühungen Baron Senfft von Pilsachs, Exzellenz von Keudells, des deutschen Botschafters in Rom, Franz Liszts und Otto Dresels (in Amerika), allerorten veranstaltet wurden, um durch Widmung eines Ehrenfonds den nun völlig taub gewordenen Liedermeister vor

Sorge zu schützen. Liszt selbst gab in Pest ein Konzert für ihn, wiewohl er sein Klavierspiel längst der Öffentlichkeit entzogen hatte. Im alten Leipziger Gewandhaussaal wetteiferten Frau Joachim, Frau Julienne Flinsch und Eugen Gura miteinander, eine Fülle der köstlichen Lieder des Künstlers in ihrer keuschen Schönheit vor uns lebendig werden zu lassen.

Neben den öffentlichen Kunstdarbietungen blieben auch private nicht aus. Frau Dr. Seeburg machte für Herzogenberg Propaganda und verhalf seinem altdeutschen Liederspiel unter Leitung des Vertoners zu einer Aufführung vor geladenem Kreise. Schon zuvor hatte sie in den an Kunstschätzen reichen Räumen des nun auch zerstörten schönen Salomonschen Hauses, das sie mit ihrer Mutter bewohnte, fast die gesamte vornehme Gesellschaft Leipzigs zu einem prächtigen Maskenfest zu sich gerufen. Man sah bunte phantastische Bilder: einen griechischen und einen orientalischen Aufzug, in des letztern Mitte Frau von Herzogenberg als liebreizende Lalla Rook. Die Hausfrau empfing ihre Gäste unmaskiert als Germania, im Kostüm des Veitschen Bildes im Leipziger Museum. Der graziöse Herr von Holstein erschien bald als Neapolitaner, Tarantella tanzend, bald als Pierrot, die Pritsche schwingend. Similde und ich personifizierten in Farbendreiklängen Dur und Moll; goldene Diademe bezeichneten uns als Maggiore und Minore. Im Arm trug jede eine goldene Lyra, mit Sträußchen umwunden, die wir verteilten und deren jedem ein Liedermotto in Dur oder Moll angefügt war. Mir machte es viel Spaß, drei Masken: einen schönen mittelalterlichen Patrizier in schwarzer Samttracht, einen Tempelherren und besonders einen Kapuziner zu mystifizieren, welch letzteren ich immer wieder mit Erfolg zum Tanzen aufforderte. Die ersten beiden entpuppten sich als Professor Czermak, der berühmte Erfinder des Kehlkopfspiegels, und als Dr. Adolar Gerhard. Der Mönch nur verbarg sich standhaft hinter seiner Maske und erst nach langen übermütigen Neckereien,

nachdem sich alle schon demaskiert hatten, kam, aus Kapuze und Kutte Herr Dr. Petschke, Mitglied der Gewandhauskonzertdirektion und Komponist feiner Lieder und Chorgesänge, ein im übrigen sehr ernster Herr, zum Vorschein. Wir haben uns darnach noch oft in Heiterkeit unseres verkappten Spiels erinnert.

* * *

Mit beginnendem Frühjahr hielt der „Allgemeine deutsche Musikverein" einen „Musikertag" — eine Vereinigung im kleineren Stile als die Tonkünstlerversammlungen — in Leipzig ab. Er verlief einigermaßen flau; trockene Verhandlungen überwogen. In einer Matinee ließ sich die Lisztschülerin Martha Remmert hören, das Dresdner Streichquartett spielte Volkmann und Raff. Der gewohnte leuchtende Mittelpunkt fehlte. Liszt, durch Aufführung seiner Graner Messe in Preßburg zurückgehalten, stellte sich erst am Schlusse der Tagung zu einer abendlichen geselligen Zusammenkunft ein. Er schickte Gille mit der Botschaft zu mir, daß er mich im Hotel de Prusse zu sehen hoffe. Gütig wie immer, zog er mich, obwohl sich alles zur Begrüßung des spät Angekommenen an ihn herandrängte, gleich an seine Seite und ließ mich bis zum Aufbruch nicht von sich. Erfreulich war mir die Bekanntschaft mit Cornelius, dessen Persönlichkeit sich mir nicht minder liebenswert darstellte, als seine Doppelkunst als Dichter-Musiker.

Am nächsten Morgen zeichnete der Meister noch ein aus Kompositionen Metzdorffs bestehendes Konzert durch seine Anwesenheit aus. Dann mußten wir, seine ihn zur Bahn geleitenden Getreuen, ihn schon wieder scheiden sehen.

Richard Wagners sechzigsten Geburtstag am 22. Mai feierte eine kleine Anzahl seiner Verehrer durch Enthüllung einer an seinem Geburtshause im Brühl gestifteten marmornen Gedenktafel. Eine kurze Ansprache wurde gehalten.

Ich erinnere mich nur, Fritzsch — den Verleger der „Gesammelten Schriften" Wagners und des tapfer für ihn eintretenden „Musikalischen Wochenblattes" —, Riedel und Friedrich von Wickede, einen komponierenden und schriftstellernden Oberpostrat, dabei gesehen zu haben. Das schlichte Giebelhaus, das den stolzen Namen „Der rote Löwe" trug, hat in unserem neuerungssüchtigen Leipzig längst einem stattlicheren Gebäude weichen müssen. Die Erinnerungstafel aber ist ihm in dieses gefolgt.

Und nun nahte für die Freunde Liszts ein großer Tag: am 29. Mai sollte sein „Christus" in der Weimarer Stadtkirche die erste vollständige Aufführung erleben und der Meister selber, der erst kurz zuvor die Proben übernommen hatte, wollte sie leiten. Die Soli waren durch das Ehepaar von Milde, Fräulein Dotter und Borchers vertreten, die Weimarer Chöre durch Jenenser und Erfurter, die großherzogliche Hofkapelle durch die Sondershäuser verstärkt. An der Mittagstafel im „Erbprinzen" fand ich außer den Leipzigern, die zum Teil mit mir gekommen waren, viele fremde Gäste, an ihrer Spitze die damals schon sichtlich leidende Frau von Mouchanoff, Liszts ungarische Landsleute Graf Albert Apponyi, Baron Vegh, Edmund von Mihalovich, Kornel Abrányi, die Jenaer Gille und Naumann, den Dresdner Adolf Stern; dazu die Herren von der Kritik: Otto Leßmann aus Berlin, Nohl, Zopff und viele andere. Ich hatte mich bei Liszt diesmal nicht angemeldet und mein Besuch am Nachmittag überraschte und erfreute ihn, wie er sagte. Nur ein paar Schüler, unter ihnen Georg Leitert, den er sehr gern hatte, waren bei ihm. In der Kirche fand ich mich Richard Wagner und seiner Gattin mit Gräfin Schleinitz gegenüber. Um 6 Uhr begann die Aufführung. Sie war nicht makellos. Dennoch war die Wirkung des gewaltigen, in seiner formellen Anlage, namentlich der Einfügung großer Orchestersätze, wie in der gesamten Auffassung so unvergleichlich neuen, urkatholischen Werks eine tiefe, mächtige. Es zu hören ist ein Erlebnis. Nur wird

uns dies Erlebnis leider selten zuteil, denn schwerer noch als zu anderen Werken des Meisters scheint die Welt den Weg zu diesem, seinem erhabensten und größten, zu finden.

Einer in den Räumen der Vereinsgesellschaft stattfindenden Nachfeier schenkten auch Wagner und seine Gattin ihre Gegenwart. Liszt, mit ihnen ankommend, gewahrte mich kaum, als er mich aufforderte: „Sie müssen zu uns kommen!" „Sie kennen doch meine Tochter?" fragte er, und noch hatte ich kaum erwidert: „Ich habe nicht die Ehre, von Frau Wagner gekannt zu sein," als er, mich an die Spitze der Tafel führend, wo Wagners Platz genommen hatten, mich ihnen vorstellte. Wagner begrüßte mich sehr freundlich. Er war prächtig aufgelegt und scherzte bald mit Lassen über Operntexte, bald mit Fräulein Hofmeister aus Berlin über alte Erinnerungen. Frau Wagner empfing mich mit den Worten: „Wir haben uns ja unlängst schon in Leipzig gesehen." Trotz einer gewissen Zurückhaltung, die ich ihr gegenüber empfand, währte es keine Viertelstunde, so hatte mich diese wunderbare Frau in Bann genommen und hält mich noch heute, volle vierzig Jahre darin fest. Vom Zauber Lisztschen Geistes und Wesens erbte sie viel. Ihr Auge, ihr Lächeln, ihre Rede ruft mir den geliebtesten väterlichen Freund meines Lebens zurück.

Die Minuten flogen. Meine Leipziger Begleiter mußten mich an die mitternächtige Abfahrtsstunde mahnen. Dennoch kamen wir zu spät. Vor unsern Augen fuhr der Zug davon. Ich quartierte mich im „Russischen Hofe" ein und hielt mich am Morgen durch Besuch der Probe von Berlioz' geistsprühender Oper „Beatrice und Benedikt" schadlos. Mich entzückte das reizende Werk, wenn ich auch nichts von dem erwarteten modernen Wesen in ihm fand. Denn nicht mit kühner Hand, wie in seinen Instrumentalschöpfungen, greift Berlioz hier in die Gestaltung der Oper ein. Wies sein Jugendwerk „Cellini" keck in die Zukunft, so zeigen ihn „Trojaner" und „Beatrice" vielmehr der Vergangenheit wieder zugewandt, so daß man hier von einer

Zurückentwicklung reden kann. Daß gleichwohl eine neuerlich vorgeführte Bearbeitung von Stransky und Kleefeld dem graziösen Werke zum Vorteil gereiche, habe ich nicht empfunden. Insbesondere büßt die Perle des Ganzen: das Notturno für zwei Frauenstimmen, durch Versetzung an den Anfang viel von seiner Wirkung ein. Warum eine an sich meisterliche Schöpfung nicht in ihrer vom Autor gegebenen Fassung belassen, da man sie doch zu keiner modernen umstülpen kann? —

Bei der Abfahrt aus der Ilmstadt sagten mir Stern, Abrányi und Nohl am Bahnhof ein heiteres Lebewohl. Der Beethoven-Biograph neckte mich gern mit meinem Pseudonym, das ich nach seiner Meinung mit Unrecht trage. Als der Zug sich in Bewegung setzte, warf er mir einen großen Veilchenstrauß, den er versteckt gehalten hatte, mit dem schönen Verse in mein Abteil nach:

In dieser Welt voll Bitternis
Das Einz'ge, was nich bitter is.

Am 6. Juli lockte Riedel den Meister durch Aufführung seiner Missa choralis wieder nach Leipzig. Doch war es nur eine Eintagsfreude. Bei Zschocher gab es wieder die übliche Matinee. Der Gefeierte spielte seinen „Deutschen Siegesmarsch" und begleitete Fräulein Klauwell auswendig seinen „Fischerknaben". Nach dem ihn sehr zufriedenstellenden Konzert in der Nikolaikirche folgte — ein seltenes Ereignis bei Liszt, denn er war kein Spaziergänger — eine Promenade ins Rosental, wobei er mir allerlei biographische Fragen beantwortete und mir von der ihn eben beschäftigenden Musik zu Scheffels Festspiel zur Vermählung des Erbgroßherzogs erzählte. Dann trafen wir mit dem zahlreichen Weimarer Gefolge im Garten des Thüringer Bahnhofs zum Abendessen zusammen. An meine „Studienköpfe" anknüpfend, teilte der Meister viel Interessantes über Cherubini und Boieldieu und über ihre vorweltlichen Beethoven-Urteile mit. Wie schon zu verschiedenen Malen, rühmte er

die Verdienste Habenecks, dessen Begeisterung und Energie Beethoven in Paris durchgesetzt habe. Da ich der bevorstehenden Pester Feier seines goldenen Künstlerjubiläums gedachte und meine Verwunderung darüber aussprach, daß man dieses von seinem zweiten Wiener Auftreten im Redoutensaal, statt vom ersten im landständischen Saal datiere, ließ er sich über seine beiden Wiener Erstlingskonzerte und über den ihn beglückenden Weihekuß Beethovens aus, den ihn Schindler, obgleich er ihn Beethoven erst zugeführt habe, später hatte abspenstig machen wollen*). „L'ami de Beethoven wollte mich um meinen Kuß bringen; aber ich lasse ihn mir nicht nehmen."

Er verlangte sodann von meinen weiteren Arbeitsplänen zu hören, war überhaupt in einer mich befeuernden Weise aufgeschlossen, und ich schrieb in mein Tagebuch: „Zum erstenmal im Leben habe ich vernünftig, ohne alle Zaghaftigkeit zu ihm geredet."

Noch ehe der Juli zu Ende ging, wurde das Musikleben Leipzigs von einem empfindlichen Verlust betroffen. Ferdinand David, der berühmte vieljährige Konzertmeister des Gewandhausorchesters, fand am 18. Juli, während eines Kuraufenthaltes in Klosters in der Schweiz, ein rasches Ende. Auf einem Ausfluge nach der Klubhütte am Silvretta, 8000 Fuß hoch, ereilte ihn plötzlich der Tod. „Da hinauf möchte ich nicht und wenn die zehnte Symphonie von Beethoven im Manuskript oben läge", hatte er, auf den Silvrettagletscher deutend, wenige Minuten zuvor gesagt, seiner jüngsten Tochter aber, trotz der Anstrengung beim Steigen, versichert: „Du glaubst gar nicht, wie wohl mir heute ist". Einige Augenblicke später sank er neben ihr zusammen und hauchte in ihren Armen seinen letzten Seufzer aus. Im Neuen Johannesfriedhof zu Leipzig ward er am 24. Juli neben Moscheles zur Ruhe gebettet. Mit ihm schied

---

*) Genaueres darüber vgl. meinen Aufsatz „Beethovens Weihekuß". Allg. Musikzeitung 25. April 1913.

der letzte der großen Namen, an die sich Leipzigs glorreichste Musikepoche knüpfte, mit ihm, dem Freunde Mendelssohns, dem Gefährten Schumanns, Hauptmanns, Moscheles', ward diese selbst nun für immer zu Grabe getragen.

* * *

Am Achensee, unserer nun bevorzugten Sommerfrische, waren wir im August kaum eingetroffen, als Paul Heyse als flüchtiger Gast nach der Pertisau kam. Der mit seiner Frau gerade gegenwärtige Dr. Adolar Gerhard, Syndikus der Genossenschaft dramatischer Autoren, kannte den bestechend liebenswürdigen, damals noch auffallend schönen Dichter und ließ uns von seiner Bekanntschaft Vorteil ziehen. Als Heyse dann am Spätnachmittag aufbrechen wollte, um mit seiner Familie in Jenbach zusammenzutreffen, sahen wir uns vergebens nach einem Boote um, das ihn über den See bringen sollte; auch kein Schiffer war vorhanden. Nur ein einziges Boot, das „Totenschiff", wie man es seit dem Transport eines Verunglückten nannte, lag in der Schiffhütte. Wir selber hatten es unlängst befahren; doch es war leck, umso weniger empfehlenswert, als ein Gewitter herannahte. Doch Heyse behauptete, daß er fort müsse; das unsichere Fahrzeug schreckte ihn nicht. Einen Schiffer aufzutreiben gelang uns Ortskundigen schließlich, und von aller Verantwortung sprach uns sein Fahrgast im voraus frei. Gleichwohl sahen wir ihn nicht ohne Herzklopfen vom Ufer abstoßen und mit Bangen folgten ihm unsere Blicke, bis wir ihn glücklich gelandet wußten.

Mit einem anderen Poeten brachte die Pertisau uns in vielfältige Berührung: Adolf Pichler, der bekannte Innsbrucker Naturforscher und Schriftsteller, gehörte daselbst zu den stehenden Figuren. Er war der denkbarste Gegensatz zu Heyse, ein Zyniker, der der Welt schon durch seine äußere Erscheinung zu erkennen gab, daß er sie und ihre Sitten

verachte. Mit gekrümmtem Rücken, zottigem Haar und Bart, im grauen Leinenkittel und Beinkleid, mit verdrücktem Filzhut und einem großen Stock, dem ein geologischer Hammer als Griff diente, einherschreitend, glich er einem Stromer und ward, für einen solchen angesehen, mehrmals zu seiner Belustigung eingesteckt, bis er sich als Innsbrucker Universitätsprofessor auswies. Sein Kopf mit den ebenmäßigen und ausdrucksvollen, scharf geprägten Zügen kennzeichnete den bedeutenden Mann; nur verzog sein Mund sich gern zum Satirlächeln und schien nur darauf zu warten, von spöttischen Bemerkungen überzufließen. Nicht genügende Anerkennung und häusliches Leid hatten ihn verbittert. Fand man ihn nicht in der Spottlaune, so war der Umgang mit ihm stets interessant und gewinnbringend; denn sein Gespräch ging in die Tiefe. Seine dichterischen Götter, Homer und Dante, in deren Bewunderung er sich nie genug tun konnte, trug er in der Tasche mit sich herum, wenn er sich in irgend einen Bergwinkel verstieg, oder sein Boot ziellos treiben ließ. Uns brachte er seine Lebenserinnerungen, seine Novellen, auch Gedichte zur Lektüre. Die ihm liebsten seiner Verse, die schwungreichen „Hymnen" — ein schmächtiges Heftchen — schenkte er mir zum Andenken. Doch verhielt ich mich ihm gegenüber zurückhaltend. Similde mußte ihre zutraulichere Art dadurch büßen, daß er sie und ihre Nichte in einer unbedeutenden Erzählung ziemlich nichtssagend abkonterfeite.

Das geschah noch in den alten stillen Zeiten der Pertisau. Vom Fürstenhaus, das sich seitdem nach beiden Seiten hin mächtig ausgewachsen hat, stand nur der Mittelbau und das schmale „Neugebäu", das wenig Fremdengelaß bot. Man speiste in einem größeren ebenerdigen Zimmer. Wer drin nicht unterkam, mußte im kleinen Nachbarraum Platz suchen, wo Schiffer, Schornsteinfeger, Krachsenträger ihren Hunger und Durst stillten und das Hausfaktotum Matthes, die Pfeife im Munde, allerlei häuslichen Arbeiten oblag. Das Regiment im Hause führte eigenherrisch die Schaff-

nerin Veronika. In ihrer Hand ruhte das Schicksal jedes Ankommenden. Wer ihr beim ersten Anblick nicht zusagte, oder sich der Hausordnung einmal nicht gefügt hatte, für den war kein Raum vorhanden. Ihre Küche war berühmt. Mit Rechnungsführung beschwerte sie sich nicht. Was er tagsüber genossen hatte, berichtete jeder Gast der Kellnerin. Diese kassierte den Betrag dafür ein und schüttete den Inhalt ihrer Geldtasche in einen großen Tischkasten im meist unbewohnten „Prälatenzimmer" aus. Mit dem sich darin findenden Geld wurden die nötigen Einkäufe gedeckt. Was übrig blieb, nahm der alte Prälat Pirmin, nämlich der Abt der Benediktinerabtei zu Fiecht, deren Eigentum der See ist, an sich, wenn er von Zeit zu Zeit vom Inntal heraufkam. Betrug ließ sich hier niemand zu schulden kommen. Die Dienerinnen des Hauses waren gottesfürchtige Leute, die dem Kloster mit Händen und Herzen dienten und Sommer um Sommer hierher zurückkehren.

Die Bravheit der Leute im Fürstenhaus ist noch heute dieselbe geblieben, ebenso die patriarchalische Einfachheit der Einrichtung. Im übrigen führte, nach dem Tode des alten Prälaten, sein weltkundigerer Nachfolger Abt Albert Wildauer, dem das durch einen großen Brand verarmte Fiecht seinen gegenwärtigen hohen Wohlstand dankt, neben baulichen Erweiterungen manche ersprießliche Neuerung ein. Ein gut Teil Poesie ging freilich verloren, seit Zahnradbahn und Dampfschiff uns zur Pertisau tragen. Doch wo müßte die Romantik nicht zurückweichen vor den praktischen Errungenschaften einer nüchterneren Zeit?

Abt Albert wurde übrigens im Laufe der Jahre unser verehrter Freund. Öfters besuchten wir ihn im Stift Fiecht; auch manches Briefblatt seiner Hand besitze ich. Tief betrauert ist der hochwürdige Herr im April 1915 heimberufen worden.

Unhold gestimmt waren die Wettergeister in dem Sommer, von dem ich rede, an unserem See. Da trieb uns Pichlers Rat gen Süden, ins „Paradies von Tyrol." Bald hatten wir im gemütlichen Hotel Badl in Gries Posto ge-

faßt, wo eine lebendige und interessante Baronin Bourgoing aus Pau, eine geborene von Lotzbeck aus München und Mutter eines in Wien lebenden französischen Diplomaten, unseren Kreis aufs willkommenste vervollständigte. Wir unternahmen gemeinsame Ausflüge, waren heute in Meran, morgen in Trient, bald im Sarn-, bald im Eggental, bald im Frucht- und Blütenеden Eppan, bald im halbzerfallenen Schloß Runkelstein mit den vielhundertjährigen Tristan und Isolde-Fresken. Das Schönste deuchte mich immer der Blick auf die Fabelgestalten der Dolomiten im Abendglühen, und ich schloß den Rosengarten in mein Herz.

* * *

Am 3. Oktober ward meinem Bruder Adelbert in Jena nach zehnjähriger Ehe ein Sohn geboren. Wir alle feierten dessen Aufnahme ins Christentum, von dem er sich später zu unserem Schmerze lossagte. Er blieb der einzige Nachwuchs unsrer Familie.

Zu Liszts Geburtstag am 22. Oktober konnte ich ihm den in zweiter Auflage erschienenen ersten Band der „Studienköpfe", zu seinem Künstlerjubiläum im November die ihm gewidmete „Musikalische Gedanken-Polyphonie" schikken. Riedel ehrte unsern Meister durch Aufführung seiner „Heiligen Elisabeth." Bei der geringen Beliebtheit der Lisztschen Werke in Leipzig bedeutete jede solche Aufführung für den gesinnungsvollen Dirigenten ein Wagnis; denn, war sie nicht gut besucht, so sahen Riedel und seine Frau sich, wie sie mir sagten, genötigt, das entstandene Defizit durch Unterrichterteilen zu decken. Er erbat darum zur Unterbringung von Eintrittskarten in derlei Fällen stets meine, meiner Schwägerin und Similðes Hilfe, die allerdings auch uns nicht leicht gemacht wurde.

In derselben Saison kam ein Künstler aus der Zeit der Lisztschen Hofkapellmeisterschaft, der ausgezeichnete ehema-

lige Weimarer Solovioloncellist Bernhard Coßmann, in Vertretung des bisherigen, anderweit berufenen ersten Gewandhauscellisten, nach Leipzig. Er hatte die Freundlichkeit, bei meinen Geschwistern, bei einer Abendgesellschaft, die mich zum ersten Male mit Anton Springer, dem feingeistigen Kunsthistoriker und dessen Familie zusammenführte, Beethovens A-dur-Sonate und einige kleinere Stücke mit mir zu spielen, auch Similde ein paar Cello-Lieder zu begleiten. Das genoß ich sehr, nicht weniger die Weimarer Erinnerungen, die wir miteinander aufleben ließen.

Im Dezember kehrte Clara Schumann, die dem Gewandhaus allzeit Getreue, wieder daselbst ein. Sie brachte das D-moll-Konzert von Brahms, das bei des Komponisten Wiedergabe 1859 abfällig beurteilt worden, nach seinen eigenen Worten sogar „glänzend durchgefallen" war, zu großer Wirkung. Aus einer ursprünglich geplanten Symphonie herausgewachsen, ist es in seiner düsteren Größe und leidenschaftlichen Kampfstimmung kein Werk für Frauenhände, nur die stärksten Spieler, wie Bülow, d'Albert, bewältigen es restlos. Dennoch erfocht Clara Schumann ihrem Liebling Johannes einen Sieg. Ich zähle das geniale Werk seit dem ersten Hören zu den mir liebsten seiner Gattung und ziehe es seinem jüngeren Geschwister in B weit vor.

Um dieselbe Zeit ließ sich mir bei einem der Zopffschen Musiknachmittage Professor Oskar Paul vorstellen, ein früherer Schüler Moritz Hauptmanns, der aus einem Ultrakonservativen ein feuriger Wagner-Bekenner geworden war und bis zu seinem frühen Tode die erste Violine unter Leipzigs Musikkritikern spielte. Er bezeigte mir und meinen Arbeiten viel Interesse und Wohlwollen, wofür ich ihm noch im Grabe danke. Allmählich, sehr allmählich nur bereitete sich ja unter den jüngeren Vertretern der musikalischen Presse, die den Pulsschlag ihrer Zeit nicht völlig überhören wollten, eine leise Schwenkung nach links vor.

Louis Köhler, allerdings einer der von vornherein Auf-

geklärten, schrieb mir am 24. November 1873, nachdem ich ihm meine weibliche Autorschaft verraten hatte, in seiner originellen Weise:

„Als ich Ihre hübschen Bücher las, hatte ich zuweilen eine schwache Ahnung, daß der Verfasser eine Dame sein könnte; denn die Erzählungsweise hatte in ihrer freundlichen Sprache so viel unmittelbar Natürliches, wogegen die Männer, wenn sie ‚freundlich‘ schreiben, einen heimlichen Willen dazu durchfühlen lassen. Weil Sie aber auch zugleich eigene Beobachtungen machen und diese so bestimmt aussprechen, kam ich von meiner Vermutung zuweilen auch wieder ab und blieb schwankend. Ihre neue umgearbeitete Ausgabe, die Sie mir in so reizender, dem Werke mit Recht gebührender Ausstattung schenken, wird höchstwahrscheinlich eine derartige Umarbeitung erfahren haben, daß man dabei weder an einen Herrn noch an eine Dame denkt... Das Buch steht bereits in meinem ‚Führer‘, 4. Auflage. Ich wünsche Sie möchten stets bei gleicher Frische der Auffassung bleiben.“

Der „Gedanken-Polyphonie“ widmete er in der „Königsberger Zeitung“ die freundlichen Worte:

„Die Sammlung gewährt nicht nur vielen Genuß und viele Belehrung, sondern regt auch zum Selbstdenken an und wird jeden innerlich bereichern, der das Büchelchen besitzt. La Mara hat hier mit sinnigem Fleiße aus schriftlichen und mündlichen Äußerungen der großen Tonmeister dreier Jahrhunderte bis auf die neueste Zeit die Gedankenperlen hervorgesucht, sie nach ihrem Inhalte gruppiert und so allen Musikfreunden eine zugleich gediegene und unterhaltende Gabe geboten.“

Auch der auf anderem Boden stehende Hanslick rühmt gleich anderen die „mit Geschmack und Belesenheit getroffene

Auswahl, die sehr viel des Guten und Interessanten vereinigt und sich zahlreiche Freunde machen dürfte." Seine freundliche Prophezeihung aber verwirklichte sich nicht. Das Publikum stand dem Buche spröder gegenüber als die Kritik.

Das Jahr ging nicht zu Ende, ohne mich mit einem schriftlichen Gruß der Fürstin Wittgenstein zu erfreuen. Hier ist er:

„Herzlich dankbar bin ich Ihnen, liebe Frau, für Ihr erneutes Gedenken und Ihre liebenswürdige Sendung. Immer mehr bewundere ich Ihre Beharrlichkeit, die die Mühen neuer Auflagen nicht scheut, und kann Sie dazu nur beglückwünschen.

Immer aufs neue schulde ich Ihnen Dank für das anhaltende Interesse, das Sie für Liszt bekunden. Der Augenblick scheint endlich zu kommen, wo man beginnt, ihm den ihm gebührenden Platz in der Kunstgeschichte zuzuerkennen. Pest, das sich der Krönung Petrarcas erinnerte, beschloß, auch seinen berühmten Sohn zu krönen — und ich bin überzeugt, daß Ihnen dieses Künstlerjubiläum zur wahren Genugtuung gereicht hat. Lebhaft erinnerte ich mich, als ich die Rede der Deputation des Allgemeinen Deutschen Musikvereins las, des Tages, wo dieser in Leipzig gegründet wurde. Noch weitere zwanzig Jahre, noch eine Generation — und Leipzig wird mit gerechtem Stolz diese Erinnerung begehen.

Seien Sie, liebe Frau, der aufrichtigen Bewunderung und Sympathie versichert, mit der Ihrer literarischen Tätigkeit folgt

Ihre Ihnen herzlich zugeneigte

Fürstin Carolyne Wittgenstein.

29. November 73, Rom."

1874

Im Januar 1874 veranstaltete der durch seine Patti-Tourneen zu Ruf gelangte Impresario Ullmann in Leipzig eins seiner beliebten Konzerte, in denen er eine Reihe von Elitekräften in bunter Folge vorführte. Als Hauptgestirn glänzte diesmal Zelia Trebelli, die berühmte, namentlich auf ausländischen Bühnen gefeierte Altistin. Ihre Kehlfertigkeit wie ihr Tonvolumen deuchten mich bewundernswert. Doch habe ich mich nie für Stimmen begeistern können, bei denen man in der Höhe eine Frau, in der Tiefe einen Mann zu hören glaubt. Auch im Publikum zündete mehr als dies Koloraturgepränge der feine Vortrag deutscher Lieder durch Anna Regan — Schülerin und Nichte der genialen Caroline Unger-Sabatier — die als Frau Schimon in späteren Jahren in Leipzig lebte und lehrte und mir herzlich befreundet ward.

Am selben Abend riß Sofie Menter durch die Don Juan-Phantasie Liszts die Hörer zu Beifallsstürmen hin. Die junge schöne Künstlerin war von ihrem frühesten Auftreten an eine tapfere Kämpferin für unseren Weimarer Meister. Seiner Unpopularität zum Trotz, setzte sie seine Werke kühn auf ihre Programme und spielte sie wie keine andere sie ihr nachspielt; denn in ihren Händen ruht etwas vom Lisztschen Zauber.

Zu dieser Zeit spielte ich selber einmal den Impresario. Dr. Adolar Gerhard wollte einen ausgebreiteten Freundeskreis bei sich sehen und ihm eine aparte Unterhaltung bieten. Lebende Bilder sollten unter Mithilfe unseres Freundes, des Aquarellisten Carl Werner, gestellt werden. Die sie verbindenden Verse hatte der Gastgeber selber gedichtet. Die Sorge für die dazu geeignete Musik — und zwar die Auswahl der Stücke und der sie vortragenden Sänger und Sängerinnen, sowie das Einstudieren und Begleiten — ward mir anheimgegeben.

Das Ganze gelang, uns allen zur Freude. Besonderen Spaß machte mir's, als am Ende die anwesenden Musiker,

Herr von Holstein, Professor Zopff und andere mich interessiert nach dem alten schönen Hymnus fragten, der beim Bild der heiligen Elisabeth gesungen worden war. Ich hatte, da ich sonst nichts Passendes im Lisztschen Oratorium fand, zu dem Trio des Kreuzrittermarschs gegriffen und dieses für drei Frauenstimmen ausgesetzt und auf die Worte singen lassen: „Sancta Elisabeth, ora pro nobis." Als ich es Liszt später beichtete, sagte er: „Das haben Sie mit gutem Instinkt und Glück gemacht; denn ich entnahm das Trio einem alten Pilgerlied aus der Zeit der Kreuzzüge."

Jener Gerhardsche Abend führte die erste Begegnung zwischen mir und Rudolf von Gottschall herbei, der bekanntlich von 1864 bis an sein 1909 erfolgendes Ende Leipzig angehörte. Der geistreiche, äußerst angeregte Dichter wurde mein Polonaisen-, ja trotz der ihm eigenen Schwerbeweglichkeit, auch mein Galopptänzer und widmete sich mir, viel Interesse an meiner Tätigkeit bekundend, fast den ganzen Abend. Unsere Straßen haben sich nachmals häufig, doch nie wieder so ausgedehnt und sympathisch gekreuzt wie jenes erste Mal.

Die Zeit vom Februar bis tief in den Mai hinein stand — obgleich auch an klassischen Gaben, wie Bachs H-moll-Messe und Schütz' Passion, reich — für mich unter dem Zeichen Brahms. Ihn hatte ich zu meinem nächsten Porträt erkoren. Jetzt kam er nach Leipzig. Am 1. Februar spielte er in einem Kammermusikabend des Gewandhauses sein G-moll-Quartett und seine Händel-Variationen. Sein Spiel war plastisch, nicht virtuos, sehr innerlich, dabei äußerst nüancenreich.

Der „Rinaldo", den Brahms im Paulinerkonzert am 3. Februar zu Gehör brachte, bedeutete für mich eine Enttäuschung. Armidenzauber und -Dämon wurden mir darin nicht offenbar; vergebens suchte ich den romantischen Dichtergeist. Auch bei wiederholtem Hören bin ich dem Werke nicht näher gekommen und halte es für keine der glücklichen Eingebungen seines Schöpfers.

Umso herrlicher verlief zwei Tage darauf das Gewandhauskonzert: Die Haydn-Variationen, die von Amalie Joachim wundervoll gesungene Rhapsodie, von der ich sofort den Eindruck empfing, daß sie an künstlerischem Wert und Stimmungsgehalt in nächster Nachbarschaft von Requiem und „Schicksalslied" stehe; dann als Gegensatz die „Liebeslieder-Walzer", vom Vertoner und Reinecke vierhändig begleitet, wobei die Frauen Peschka und Joachim mitwirkten.

Anderen Tags ward Brahms von einem kleinem Kreise seiner Verehrer zu einem Abendessen geladen. Von Riedel und Fritzsch aufgefordert, fand ich mich ein, ward dem gefeierten Gast vorgestellt und ihm gegenüber zwischen Riedel und Volkland plaziert. Brahms' erste Frage war, ob ich zur Familie der ägyptischen Lepsius gehöre. „Uns trennt ein Vokal", erwiderte ich. „Die Ägypter halten's mit dem e, wir Leipziger mit dem i." Es ging lustig zu am Tisch. Brahms war viel heiterer als ich ihn mir vorgestellt hatte, und fand Spaß an Scherzen, die mich nicht sonderlich spaßig dünkten. Seine Figur ist klein und voll, sein Kopf, ohne künstlerisch oder ideal zu sein, fesselnd, seine Augen sind voll tiefen Ausdruckes. Unbärtig war mir sein Antlitz anziehender als später mit dem großen Barte. Wie bei echten Musikanten, drehte sich das Gespräch der Herren viel um Wein, Weib und Gesang. Anekdoten wurden erzählt und belacht; auch ohne karikierende Nachahmungen einiger bekannter Tonkünstler ging es nicht ab. Es war alles so ganz anders und so viel derber als im Lisztschen Kreise. Riedel toastete auf den Gast, der freundlich erwiderte und seiner Freude über die ihm in Leipzig zuteil gewordene Aufnahme Worte gab. Auf meine Frage: „Sind Sie also mit uns Leipzigern zufrieden?" meinte er: „Ich habe nicht mit Ihnen zufrieden zu sein, sondern nur zu fragen, ob die Leipziger mit mir zufrieden gewesen sind."

Es war spät geworden, da faßte ich mir endlich ein Herz, schlich mich, um keine Zuhörer zu haben, hinter Brahms' Stuhl, bekannte ihm meine Malerabsichten und bat, sie ge-

legentlich durch ein paar biographische Angaben zu unterstützen. „Aber ich weiß ja nichts über mich zu sagen und habe darum nie jemandem eine Zeile über mich gegeben", war seine Antwort. „Es ist ja auch so gleichgültig für die Mitwelt, wie und wo ich lebe. Ein Tagebuch habe ich nie geführt, mir nie etwas derartiges aufgeschrieben. Ich bin überhaupt sehr schreibfaul."

„So bin ich also glänzend abgefallen mit meiner Bitte", sagte ich, mich zurückziehend. „Nicht im geringsten", fiel er mir ins Wort: „Ich will mir's auch gern überlegen und wenn ich was finde, es Ihnen schicken, nur versprechen kann ich nichts. Ich möchte Ihnen gern dienen und einen Gefallen erweisen." Damit reichte er mir die Hand: „Nun also auf Wiedersehen! Ich freue mich, Sie bald einmal hier wiederzusehen!" Damit schieden wir.

Für einen Nachklang der Brahms-Woche sorgte Riedel, indem er in einem der durch ihn ins Leben gerufenen Musikvereinsnachmittage die E-moll-Violoncellosonate spielen und vierstimmige Volkslieder singen ließ. Bald darnach entzückte Stockhausen in einem eigenen Konzert durch seinen vornehmen Vortrag von „Magelonen"-Liedern neben Beethovens „Liederkreis."

Bei dem abendlichen Zusammensein mit Brahms hatte er mit einer mit bekannten Dame, Frau Pastor Oppermann (nachmals Frau Hofrat Schreiber), über alte Hamburger Erinnerungen gescherzt und mir zugerufen, sie wisse in seinem Leben besser Bescheid als er selber. Sie riet mir nun, mich an Brahms' Freund Avé-Lallement in Hamburg zu wenden. Doch sowohl dieser als ein anderer Freund des Tonkünstlers, Dr. Schubring in Dessau, glaubten, auf Brahms' eigentümliche Scheu, über sein persönliches Leben etwas in der Öffentlichkeit verlauten zu lassen, Rücksicht nehmen zu müssen, so wenig sie diese Scheu gut heißen wollten. Indes war mir Avé ein guter Wegweiser, insofern er mich an Eduard Marxsen, den Lehrer von Brahms, und an des letzteren Bruder Fritz adressierte. Beide gingen bereitwilligst

auf meine Bitte ein, und als Ergebnis ihrer vereinten Aufzeichnungen sandte mir Marxsen ein „Altona, 6. März 1874" datiertes Schreiben, dessen Inhalt ich, soweit es sich auf den Studiengang und die ersten Konzerte und Reisen seines Schülers bezieht, in meiner Brahmsskizze veröffentlicht habe. Irrtümlich ist hierbei jedoch Marxsens Angabe: „Während seines mehrwöchentlichen Aufenthaltes alldort [Weimar] wohnte er bei Liszt in dem Palais der Fürstin Wittgenstein." Ein Nebengebäude der hier gemeinten Altenburg beherbergte allerdings häufig Künstler, namentlich Schüler Liszts, wie Bülow, Cornelius, Tausig und andere. Doch erinnert sich die Tochter der Fürstin Wittgenstein, jetzige Fürstin Marie Hohenlohe, wohl eines kurzen Besuchs von Brahms auf der Altenburg, aber keines Aufenthaltes als Gast, womit überdies die Aussagen der damals anwesenden Lisztschüler Mason und Klindworth übereinstimmen.

Zu dem von mir in meiner Skizze Mitgeteilten bleibt mir hier nur noch als charakteristisch — wiewohl zu Brahms' Brief an mich in Widerspruch stehend — nachzutragen, was Lehrer und Bruder über die Familie aussagen, der Brahms entwuchs:

„Der Vater war ein gewöhnlicher Musiker, der mehrere Streich- und Blasinstrumente spielte, behufs Tanz- und Unterhaltungsmusik. Im Anfang der 50 war er mehrere Jahre dritter Kontrabassist im Stadttheaterorchester. Im übrigen war er ein höchst rechtschaffener Charakter, beschränkten Geistes und von großer Gutmütigkeit. Die Mutter war ebenfalls ein rechtlicher Charakter, zwar ohne jegliche Bildung, aber, wie man zu sagen pflegt, von mehr natürlichem Verstand wie ihr Mann.

Außer obgenanntem Sohn lebt noch ein Sohn: Fritz, geb. 26. Mai 1835 und eine Schwester, die sich vor einigen Jahren verheiratet hat an einen Handwerker, eine recht unglückliche mésalliance, worüber am geratensten ist zu schweigen, schon aus Rücksicht auf Johannes.

Nach dem Tode der Mutter dieser Kinder verheiratete der Vater sich wieder mit einer Witwe, die annoch lebt; ebenfalls ohne jegliche Bildung, aber eine treue Pflegerin ihres Mannes gewesen ist und deshalb von den beiden Söhnen Johannes und Fritz geachtet und geehrt, wie sich's gebührt. Die Tochter haßt aber leider die Stiefmutter in hohem Grade und war deshalb mit ihrem Vater gänzlich zerfallen.

Über Fritz, den Bruder, will ich hier nun gleich noch die Notiz folgen lassen, daß derselbe ebenfalls ein tüchtiger Künstler ist, der sich unter meiner Leitung als ausgezeichneter Pianist in eigenen und anderen Konzerten allhier bewährt hat, vertraut mit der klassischen Richtung und der modernen Virtuosität. Im Anfang der 60 ward er überredet, nach Caracas zu gehen, kehrte von dort aber 1870 wieder zurück und lebt jetzt in Hamburg als geschätzter und sehr gesuchter Lehrer."

Im Mai war meine Skizze, für die auch der liebenswürdige Herr Rieter-Biedermann in Winterthur, einer der Brahmsschen Hauptverleger, der mich besuchte, mir mancherlei Stoff zugetragen hatte, beendet. Sie kam zuerst im Novemberheft von Westermanns Monatsschrift in Druck. Und am 22. November schrieb mir der hilfreiche Marxsen:

„Verehrte Frau!

Für die gütige Übersendung des Ill. Deutsch. Monatsheftes mit dem Aufsatz über Brahms sage ich gar schönen Dank. Wenn ich auch vollauf berechtigt war, von Ihrer geistreichen Feder Bedeutendes zu erwarten, so muß ich Ihnen doch aufrichtig gestehen, daß ich beim Durchlesen überrascht gewesen bin, denn jede Zeile zeugt von seltener Gewissenhaftigkeit und Ehrlichkeit — die leider heutzutage immer seltener wird — und von künstlerischer Begeisterung, dem seltenen Künstler allgemeinere Würdigung und Anerkennung zu schaffen. Gleich die Einleitung ist meisterhaft ge-

staltet und das folgende Biographische nebst den verschiedenen Kunsturteilen anziehend, fesselnd zusammengestellt.

Ja, verehrte Frau, Sie haben sich dadurch ein großes Verdienst um Brahms erworben, das in seinem Herzen sicherlich dankbare Anerkennung finden wird, und wenn es sich etwa nicht laut äußern sollte, so ist's auf seine in dieser Beziehung sehr schweigsame Natur zu schieben. Daß er aber Ihre Tat — denn so möchte ich den Aufsatz nennen — zu würdigen weiß, davon bin ich fest überzeugt. Die Freude, die Sie aber auch damit dem treuen sorgsamen Lehrer gemacht haben, ist eine dem Herzen wohltuende Genugtuung, wofür auch ich Ihnen dankbar die Hand drücke.

Mit Hochachtung Ihr ergebener

Ed. Marxsen."

Und nun ließ auch Brahms selbst Folgendes verlauten:

„Nov. 74.

Sehr geehrtes Fräulein,

Für so viel und schließlich so deutliche und umfängliche Beweise herzlicher Teilnahme mag ich nicht unempfindlich erscheinen und sage hiermit meinen besten Dank für das Übersandte.

Leider bin ich wenig im stande es zu genießen. Über meine Musik lese ich was Sie wollen und mit so viel Interesse als Stoff und Behandlung mir abgewinnen. Aber Weiteres möchte ich lieber unbesehen und unbeschrieben. Unleidlich wäre mir z. B. eine briefliche Zeile von mir gedruckt zu sehen. Wie es mich etwa geniert mein eignes Porträt anzusehen — mag es nun getroffen sein oder nicht, das Gesicht mir gefallen oder nicht.

Da nun Ihr Aufsatz wiederholt gedruckt wird, so würden Sie mich verbinden, wenn Sie von Folgendem stillschweigend Notiz nehmen möchten.

Ich bin den 7. Mai, mein Bruder den 26. März geboren.

Mein Vater war ein vortrefflicher Musiker, auf allen Orchesterinstrumenten geübt, auf manchen ausgezeichnet. Beschäftigt war er in Konzerten, Theater usw., wie eben andere gute Musiker. Er und meine Mutter, Christiane Nissen, waren ausgezeichnete brave Menschen von schönster Herzensbildung. Wie wenig alsdann im allgemeinen — und mit allem möglichen Vorbehalt — weiterer „Segen wirklicher Bildung" bedeutet, braucht wohl keine Erwähnung und keine Erörterung.

Ich habe keine Volksschule besucht, sondern nacheinander mehrere sehr gute Bürgerschulen.

Nebenbei bin ich wohl öfter am Rhein spaziert, doch niemals von Göttingen nach Düsseldorf. Ziemlich selbstverständlich war ich Schumann durch Briefe genügend bekannt, brauchte keine Empfehlung und hatte keinen frostigen Empfang*).

Nun aber empfinde ich wirklich herzliche Dankbarkeit, denke ich Ihrer und so mancher innigen und fördernden Teilnahme. Möchten Sie dies annehmen und die Scheu nicht mißdeuten, die ich in gewissen Sachen der Öffentlichkeit gegenüber nicht ablegen kann.

In ausgezeichneter Hochachtung

sehr ergeben

J. Brahms."

Noch zweimal kam der Künstler brieflich auf meinen Aufsatz, der nun mit einigen Abänderungen im dritten Band meiner „Studienköpfe" seine bleibende Stelle finden sollte, zurück. Wie allen meinen biographischen Skizzen von nun an, wollte ich ihm ein Werkverzeichnis — das erste, das überhaupt von Brahms erschien — beigeben, mußte mich zu diesem Zweck aber zuvor bezüglich einer Opuszahl, die der Komponist gegen seine ursprüngliche Absicht ge-

*) Die Brahmsschen Korrekturen beziehen sich sämtlich auf die von mir benutzten Angaben von Marxsen und Fritz Brahms.

ändert hatte, bei ihm befragen. Auf meine Bitte übernahm Fritzsch dies freundlich für mich und empfing die Antwort:

„Juni 75.

Geehrtester Herr!

Leider kann ich Ihnen keine besonderen Neuigkeiten für Frl. L. mitteilen. Ich vergesse und überschlage bisweilen eine Zahl und danke es Ihnen, daß ich Op. 60 noch nachträglich bei meinen Liebesliedern, die im Stich sind, anbringen kann.

Für das Birminghamer Fest komponiere ich nichts. Ich habe überhaupt keine Schwärmerei für englische Musikmacherei. Das würden Sie gern begreifen (wenn nicht ohnedies), sähen Sie das Programm solches Festes!

Frl. Lipsius hat hoffentlich s. Z. meinen Brief bekommen, freundlich Notiz von einigem und im übrigen seine Inhaltlosigkeit nicht übel genommen?

Dafür höre ich von allen Seiten schwärmen für La Mara; Klaus Groth z. B. hat ihr ausführlich sein Entzücken schreiben wollen.

Mit besten Grüßen Ihr sehr ergebener

J. Brahms."

Und auch mir schrieb der Tondichter noch in der Sache im Juni 1875:

„Sehr geehrtes Fräulein,

Leider habe ich s. Z. vergessen oder versäumt Herrn Simrock den Auftrag zu geben jene Zahl zu ändern. Ich fürchte, jetzt käme er ihm wenig recht und würde wohl noch mehr Konfusion verursachen. Lassen wir es doch dabei und wollen Sie Op. 60 ausfüllen, so melden Sie gütigst ein Quartett C-moll für Pianoforte, Violine, Viola und Violoncello. Ich werde nicht vergessen, daß ich es Ihnen und Ihrem freundlichen Buche schuldig bin.

Ich bin Ihnen sehr dankbar, daß Sie von meinen Bemerkungen Notiz genommen — überhaupt für alles Mögliche sehr dankbar!

In ausgezeichneter Hochachtung
sehr ergeben
J. Brahms."

* *
*

Mit feurigen Lettern steht der 14. Juni 1874 in meinem Lebensbuche eingezeichnet. Er beschenkte mich mit einem der allertiefsten und gewaltigsten Eindrücke meines Lebens. „Tristan und Isolde" wurden zum ersten Male außerhalb Münchens, mit dem Sängerpaar Vogl in den Titelrollen, in Weimar aufgeführt. Den Tag, der auch Richard Pohl, Adolf Stern, Wesendonks und andere angelockt hatte, mußte ich miterleben und fuhr, nachdem der freundlich entgegenkommende Intendant Baron Loën mir gute Balkonplätze gesichert hatte, mit Similde Gerhard, meiner Schwägerin Laura und den Schwestern Rosi und Thekla Wigand, in die bevorzugte, diesmal leider Lisztlose Musenstadt. Ich weiß mich keines erschütternderen und dabei beglückenderen Kunsterlebnisses zu erinnern. Unter unaufhaltsam strömenden Tränen gab ich mich den heißen Tonfluten dieses hohen Liedes der Liebe hin. Viele Tage und Nächte darnach habe ich nichts gedacht und geträumt, nichts gehört und gefühlt als „Tristan". Vom Morgen bis zum Abend spielte ich ihn, schrieb ihn mir in zwei Aufsätzen, die ich in ein Leipziger und ein Dresdner Blatt gab, von der Seele und machte mir Auszüge der Leitmotive, wie jene, die später durch Hans von Wolzogen als „thematischer Leitfaden" veröffentlicht wurden. —

Darauf ging ich wieder an meine Porträtierarbeit. Ich bat Liszt, bei dem ein Besuch des damals keinen festen Wohnsitz habenden Hans von Bülow in Aussicht stand, diesem

ein paar Zeilen von mir zu übergeben, darin ich ihn um die erforderlichen biographischen Grundlagen ersuchte und ihm zugleich einige diesbezügliche Fragen unterbreitete. Liszt erwiderte:

„Verehrte Gönnerin,

Ihre Zeilen an meinen allervortrefflichsten Freund Freiherrn Hans von Bülow habe ich ihm hier persönlich vorige Woche übergeben. Er scheint wenig disponiert zu sein, sich auf biographische Mitteilungen schriftlich einzulassen. Indessen da er jetzt ein paar Monate in Salzungen verweilt, möchte ich La Mara, zugunsten des nächsten Bandes der „Musikalischen Studienköpfe“, anraten, Bülow geradezu dort aufzusuchen und mit ihm das Nähere und Weitere zu besprechen. Vorerst aber möge La Mara die Berichtigung eines Lapsus calami gütig entschuldigen. Derselbe schreibt: „Es liegt mir daran, unter den hervorragendsten jungen Musikern: Rubinstein, Brahms, Tausig, auch Bülow nicht fehlen zu lassen usw.“ Auch ist hier nicht am Platze. Seit 20 Jahren hat Bülow im Vergleich mit seinen Kunstgenossen vieles und wesentliches voraus. Dies nicht einfach anerkennen und ihn nur beigesellen, wäre eine übertriebene Unparteilichkeit — umsomehr als er wie kein anderer in stetigem Kampfe gegen allen Plunder und Schlendrian heldenmütig ausharrt.

Mit besonderem Vergnügen fand ich bei mehreren Bekannten in Rom unsere „Musikalische Gedanken-Polyphonie“, zu deren 10. Auflage im voraus aufrichtig gratuliert
verehrungsvoll und dankbar ergebenst

F. Liszt.

24. Juni 74.
Villa d'Este (wo ich bis Januar bleiben werde).“

Liszts Vorliebe für Bülow macht ihn im gegenwärtigen Falle ungerecht. Ich schrieb keine Geschichte der Wagner-Lisztbewegung, in der die Verdienste Bülows die aller an-

deren überstrahlten. Ich schrieb vielmehr Biographien von Tonsetzern, unter denen Brahms und Rubinstein gewiß nicht hinter Bülow zurückstanden, deren jeder einzelne aber aus sich selber heraus beurteilt zu werden verlangte.

Fast gleichzeitig hielt ich einen Brief Bülows in der Hand und las:

„Salzungen, den 28. Juni 1874*).

Verehrteste Frau,

Erst heute ist es mir möglich Ihnen den Empfang Ihres geehrten Schreibens vom 23. Mai, das mir durch Herrn Abbé Liszt vor vierzehn Tagen in Tivoli übermittelt wurde, anzuzeigen. Aufrichtig gesagt — mein Dank für Ihre freundliche Absicht betreffs meiner Person wird Ihnen eigentlich nur deshalb abgestattet, um mich nicht in den Ruf eines unhöflichen Menschen zu bringen, denn die Ehre, welche Sie mir zu erweisen vorhaben, setzt mich in große Verlegenheit, sofern Sie auf meine Unterstützung hierbei rechnen. Wenn „Selbstunzufriedenheit" das wesentlichste Merkmal des Genies wäre, so würde ich zu großen Ansprüchen berechtigt sein. Ich betrachte — im allgemeinen — mein bisheriges Leben als ein ziemlich verpfuschtes, hoffe aber, mich mit der Zeit noch so weit hinaufarbeiten zu können, um dereinst nicht unter die „problematischen" Künstlerindividualitäten gerechnet zu werden.

Die Bedeutung meiner Bestrebungen bzw. Leistungen als reproduzierender Künstler (Pianist und Dirigent) ist bei wohlwollendster Beurteilung eben doch nicht hervorragend genug, um gegenwärtig schon Illustrationen aus La Mara-scher Feder zu verdienen. Deshalb wage ich die ergebenste Bitte, Ihr für mich so ehrenvolles Vorhaben wenigstens — vertagen zu wollen. Bei bestem Willen und gründlichstem Eingehen würden Sie doch nur imstande sein, Fragmentarisches für Ihre Leser aufzusetzen; der Stoff, der Gegen-

*) Gedruckt in Hans von Bülows Briefen Bd. V.

stand selbst ist es ja zur Zeit. Außerdem ist mein Widerwillen gegen alles Zurückschauen in meinem Leben schon deshalb so unüberwindlich, weil der Eindruck der aus solchen revues rétrospectives resultierenden Nichtbefriedigung mich überaus mutlos für die Zukunft stimmt.

Augenblicklich bin ich in jeder Beziehung Patient, d. h. in einem Zustande körperlicher und geistiger Lähmung befindlich, dem nur durch mehrmonatliche absolute Ruhe abgeholfen werden kann. Zweiundeinhalb Jahr angestrengtester Vagabundiererei — absolute Heimatlosigkeit usw., verbunden mit den kompliziertesten Beziehungen, deren Unzahl mein Gedächtnis verwirrt und mir niemals auch nur die Aufzeichnung sogenannter wichtigerer Erlebnisse gestattet hat — alles dies macht mich unfähig, Ihren Wünschen zu entsprechen.

Nur um Ihnen meinen guten Willen zu zeigen, beantworte ich die mir gestellten positiven Fragen auf dem beigefügten Blatte — nicht um Ihnen Material für eine Arbeit zu liefern, um deren gütige Hinausschiebung ich mir erlaube, Sie nochmals auf das inständigste zu ersuchen. Falls Sie geneigt wären, verehrteste Frau, diese Bitte zu erfüllen, so verspreche ich Ihnen, jede Gelegenheit zu benutzen, um die so vielfach zerstreuten Notizen — es ist nicht leicht, deren habhaft zu werden, da ich selbst meine wichtigsten persönlichen Papiere an verschiedenen Orten zurückgelassen oder zur Aufbewahrung übergeben habe — zu sammeln, zu sortieren und das irgendwie Brauchbare zu beliebiger Verwendung an Ihre Adresse zu senden.

Wie mir übrigens Herr Ullmann schreibt, dem ich — wenn auch noch nicht definitiv bindend — mich auf eine amerikanische Konzerttournee 75—76 zugesagt (hiermit würde der Abschluß meiner Virtuosenkarriere erfolgen), hat derselbe Ihren Herrn Schwager Dr. Pohl mit Abfassung eines auf transatlantische Bedürfnisse eingerichteten Büchleins betraut, zu welchem Unternehmen ich, wie Sie begreiflich finden werden, jede direkte Einmischung abgelehnt habe. Ich erwähne

dies lediglich, um den etwaigen Argwohn zu unterdrücken, als entzöge ich Ihnen eine anderwärts zugestandene indirekte Kollaboration. Mit der Bitte um nachsichtsvolle Aufnahme dieser sehr privaten, dabei sehr unzureichenden Erwiderung eines überaus abgespannten Individuums verbinde ich diejenige um Genehmigung des Ausdrucks vorzüglicher Hochachtung, mit welchem ich die Ehre habe, gnädige Frau, mich zu unterzeichnen als Ihren ergebensten Diener

Hans von Bülow."

Dem überaus freundlichen Schreiben lag eine Photographie bei mit der Widmung: „Der bewundernswerten Musikerporträtmalerin La Mara ein zur Zeit noch unfertiger Studienkopf. H. v. Bülow."

Was blieb mir übrig, als dem Wunsch des edlen Künstlers zu willfahren? So beschloß ich denn, ihm das Buch, in dem ich so gern sein Bild gesehen hätte, wenigstens zuzueignen. Dies geschah im nächstfolgenden Jahre und trug mir die Dankeszeilen Bülows ein.

„München, 24. Mai 1875.

Gnädige Frau,

Ihr liebenswürdiges Schreiben vom 4. d. M. habe ich erst gestern bei meiner Durchreise durch München in Empfang nehmen können. Die Auszeichnung, welche Sie mir gütigst durch Widmung einer Ihrer Gemäldegalerien zudenken, gehört zu denjenigen, welche man nur mit einer tiefen Verbeugung erwidern kann, wenn man sich außerstande fühlt, einen geziemenden Dank auszusprechen. Der sehr defekte Zustand, dessen ich mich gegenwärtig erfreue und dessen Ausbesserung umsomehr drängt, als meine so oft vertagte Fahrt nach Amerika nun unwiderruflich auf nächsten Herbst fixiert ist, erheischt daß ich alle mir wohlwollenden Personen um die so leicht zu gewährende Gunst

ersuchen muß, mich zur Zeit als ‚verschollen' betrachten zu wollen. Vielleicht fühle ich mich — retour d'Amérique — dann etwas weniger unwert, Ihren schmeichelhaften Intentionen auf mich als Studienkopf zu entsprechen.

Mit der Versicherung vorzüglichster Hochachtung habe ich die Ehre, mich zu unterzeichnen, gnädige Frau, als

Ihren ergebensten Diener

Hans von Bülow."

* * *

Im Sommer trafen wir diesmal mit meinen Leipziger Geschwistern am Achensee zusammen. Wir kletterten viel herum und unternahmen am Ende einen Ausflug ins Ampezzotal. Unser Ziel schien anfangs verfehlt. Wie hinter Schleiern nur zeigten sich uns auf der Hinfahrt die phantastischen Bergformen; kaum daß wir in Cortina vom Monte Crepa aus ein ungefähres Bild der uns umgebenden Landschaft erhaschten. In der Nacht floß der Regen in Strömen hernieder. Resigniert ergaben wir uns drein, von Ampezzo zu scheiden, ohne seine Herrlichkeit geschaut zu haben. Aber als wir am Morgen zu frühester Stunde hinaustreten, des Wagens harrend, da wölbt sich ein wolkenloser Himmel über uns. Im bleichen Gelb der Dämmerung erhebt sich ein Heer violetter, fast schwärzlicher Riesenhäupter, Gestalten, von denen wir noch gestern keine Ahnung gehabt, Formen, wie sie die abenteuerlichste Phantasie nicht kühner erdenkt. Wer schildert sie alle, die unendlichen Zacken und Zinnen, die Nadeln, Kämme und Spitzen, deren jede eine andere, fabelhaftere Bildung aufweist? Noch liegt eine feierliche Stille auf dem morgendlichen Land. Erst die erwachende Sonne bringt Leben und farbigen Glanz. Wie sie allmählich aufsteigt, die ganze Bergreihe ein blendendes Lichtmeer umfließt, so daß die leibhaftige Welt vor uns in ein gol-

denes Traumland verwandelt scheint: das erleben wir wie ein holdes Wunder.

Unter strahlender Himmelsbläue genießen wir nun, was uns während der Hinfahrt nur verkümmert beschieden war. Jetzt erst wird uns der unvergleichliche Bilderreichtum dieses Weges offenbar im märchenhaften Farbenspiel von Purpur und Orange, Blau und Silber, Grau und Weiß. Kann ein Menschenauge dieses wundersame Tal in verklärterem Glanze schauen, als es uns vergönnt war? Höchstes in seiner Art hatten wir gesehen — und wie zu Mose im feurigen Busch, so hatte der Herr im Morgenfeuer der Berge zu uns geredet!

* *
*

Von Vorkommnissen des folgenden Winters gedenke ich insbesondere der geist- und formvollen Bach-Vorlesungen Philipp Spittas — der nun sein Amt an der Nikolaischule angetreten hatte —, sowie der Wiederaufnahme der Nibelungen-Rhapsodien Wilhelm Jordans. Ich erfreute mich einer erneuten Begegnung mit dem interessanten Rhapsoden gelegentlich eines „Professoriums“, zu dem ihn meine Geschwister gleich Spittas geladen hatten und bei dem er mit mir nach angeregtester Tafelunterhaltung die Polonaise tanzte. Dem Neujahrskonzert gab das Ehepaar Joachim und der Thomanerchor mit Volkmanns ebenso schönem als schwierigen „Weihnachtslied“ die Weihe. Riedel, rastlos wie immer, veranstaltete für den frühverstorbenen Dichterkomponisten Peter Cornelius eine erhebende Trauerfeier und ließ uns in einer seiner auserlesenen Kammermusiken neben der Krone aller Quartette: Beethovens Cis-moll, als Rarität Cherubinis Es-dur mit dem wundervollen Scherzo, später zum Bußtag Kiels etwas konventionellen „Christus“ hören. Dazu trat der auf Spittas Anregung neubegründete Bachverein mit seinen ersten Konzerten hervor. Sie ge-

reichten Riedel zuvörderst wenig zur Freude. Er hatte den im Schlummer liegenden Sinn für kirchliche Tonkunst in Leipzig zuerst geweckt und mit schweren Mühen und Opfern gepflegt und entwickelt. Nun kam ein anderer Verein, die Früchte zu pflücken, die Riedel gezeitigt. Freilich rekrutierten sich beide aus verschiedenen Kreisen, denn der neue lud die vornehmeren Elemente in seine Reihen. Frau von Holstein machte sein Gedeihen zu einer Freundschafts-, einer Herzensangelegenheit. Sie warb mit Feuereifer singende und zahlende Mitglieder und stand selbst unter diesen wie jenen an erster Stelle. Ihre Schwester Seeburg öffnete einen der Säle ihres Hauses zum Übungslokal. In der Thomaskirche zog nun neben dem Riedel- auch der Bachverein konzertierend ein, der seinen älteren Rivalen sogar später an den ihm seit langen Jahren vorbehaltenen Bußtagen aus dieser Stätte verdrängte und das dem Riedelverein bisher zugestandene Gewandhaus-, das heißt Stadtorchester für sich in Anspruch nahm. Bedauerlich! Konnten sie nicht beide, jeder in seiner Weise friedlich nebeneinander wirken? Der Bachverein setzte in erster Linie Sebastians Kirchenkantaten und zwar nach der Originalpartitur auf sein Programm, und mit Ergänzungen durch Brahms, Herzogenberg und Volkland ward der Anfang gemacht. Diese, sich auf das Notwendigste beschränkend, begegneten dem Widerspruch derjenigen, die, wie Wilhelm Rust und Robert Franz, die ersten lebenden Bachautoritäten, für ein ausgeführtes Akkompagnement eintraten, wie Franz selbst bekanntlich solche für Orchester von einer Anzahl Bachscher und Händelscher Werke herausgegeben hatte. Die Frage ward in Zeitungen und Broschüren lebhaft erörtert. Man focht die Franzsche Aussetzung des Generalbasses als zu weitgehend an. Heute stimmt man im Sinne der neuen „Renaissancebewegung" vorwiegend für Beibehaltung des historischen Kolorits und demnach für die Cembalo(Flügel)begleitung.

1875

Sensationell wirkte nach langem Fernbleiben das Auftreten Rubinsteins im Februar 1875 in Leipzig. Er brachte zwei neue große Tonschöpfungen mit: die „dramatische Symphonie" und ein fünftes Klavierkonzert in Es. In der Symphonie pulsiert tatsächlich dramatisches Leben. Die Instrumente scheinen persönlich selbständig in Rede und Ausdruck. Wir vernehmen Monologe, Dialoge und dergleichen mehr. Ein großer fortreißender Zug, wie ich ihn seit der Ozean-Symphonie nicht bei Rubinstein wahrgenommen habe, geht durch das ganze, unter seiner Leitung überaus wirkungsvolle Stück. Auch durch das Konzert, das er in seiner gewaltigen, dabei wunderbar gesangvollen, großtönigen Weise spielte. Nach der Probe begrüßte er mich. Außerordentlich befriedigt sprach er sich über das Gewandhausorchester aus, das man sich nicht besser wünschen könne. Man merke da deutlich den Unterschied zwischen Musikern und Musikanten. Hier habe man es ausschließlich mit ersteren zu tun, auch in Dresden; im übrigen nur etwa in Wien und Petersburg.

Im abendlichen Konzert — zumal bei dem Klavierkonzert und den Solostücken — schwelgte das Publikum in Entzücken und ich mit ihm. Nie habe ich — Liszts Virtuosentriumphe nicht erlebend — in meiner Vaterstadt ähnliche Jubelausbrüche mit angesehen. Man drängte dem Bewunderten nach dem umfänglichen Programm noch ein paar Zugaben: Schubert-Liszts „Auf dem Wasser zu singen" und Chopins G-dur-Nocturne Op. 37, ab. Er gab Kolossales. „'s ist ein Teufel!" rief Wenzel neben mir, „so Dämonisches hat nur Liszt an sich." Wirklich erinnerte er mich öfters an den Meister der Meister: nur verlor dieser nie die Herrschaft über seinen Dämon, indes Rubinstein ihm untertan war. „Er ist doch ungleich genialer als Bülow", schrieb ich in mein Tagebuch. Als ich eine solche Meinung meinem Schwager Pohl gegenüber verlauten ließ, erwiderte er freilich

schnöde: „Ja, wenn Du lieber falsch, als richtig spielen hörst, so läßt sich nichts sagen“; doch habe ich dieser ungebändigten Steppennatur nach wie vor ein paar danebenfallende Töne nie sonderlich hoch angerechnet und mir den Genuß durch sie nicht trüben lassen. Unvergleichlich mißtönender klangen meinem Ohre nachmals seine Urteile über Liszt und Wagner.

Seinem Orchesterkonzert ließ Meister Anton am 19. Februar einen Klavierabend folgen, dessen Programm Bach bis Chopin umfaßte und als besondere Kleinodien die chromatische Phantasie, die Cis-moll-Sonate, die symphonischen Etuden und Chopins B-moll-Sonate mit dem Trauermarsch darbot. Letztere, von derem mystischen Schlußsatz er selber sagt, daß man darin den Nachtwind über Gräbern rauschen höre, zähle ich zu den Eindrücken, die unverwischbar in mir zurückblieben.

Noch war ich mit dem genialen Künstler und seinen Werken, von denen mir Senff eine imposante Ladung zugesandt hatte, beschäftigt, als eine jähe Unterbrechung meiner Arbeit eintrat. In der Nacht des 22. Februar, gegen 4 Uhr früh schreckte mich der Ruf meiner Mutter aus dem Schlaf empor: „Marie, stehe auf, im Hause brennt's!“ Schon war der freie Platz vor uns vom Widerschein der Flammen erhellt. Ich machte mich schleunigst zum Aufbruch fertig, packte meine wichtigsten Habseligkeiten, auch meine Manuskripte und die von Senff geliehenen Notenberge zusammen und ließ sie bei Nachbarn, die sich, obwohl uns fast unbekannt, freundlich zu jeder Art Beistand erboten, in Sicherheit bringen. Fremde Herren trugen ihre Hilfe an. Bald erschien die Feuerwehr. Sie legte Schläuche durch unsere Zimmer, und von oben und unten troff es um uns herum vor Nässe. Mit Gummischuhen und Gummimantel angetan, stand ich mitten drin. Meine Mutter verlor keinen Augenblick ihr goldenes Gleichgewicht. Sie ließ Kaffee kochen für die brave Feuerwehr und ließ ihn — mir unbegreiflich! — sich selbst mit Constantin in aller Gemütsruhe schmecken,

während das Haus über uns in Flammen stand. Gegen 7 Uhr früh war Gottlob alles vorüber; doch waren drei Menschenleben dem Brande, oder vielmehr ihrem eigenen Frevel, zum Opfer gefallen. Sie hatten, durch die Aussicht auf eine unverhältnismäßig hohe Versicherungssumme verlockt, selber das Feuer gelegt, sodann, die Ausgangstür durch die Flammen versperrt findend, sich vergeblich durch Einschlagen einer Mauer zu retten versucht, und wurden erstickt aufgefunden.

Kaum hatten wir die notdürftigste Ordnung in unsere grausam verwüsteten Zimmer gebracht, als Similde sich, als Erste einer langen Freundes- und Verwandtenreihe einstellte und mich aufforderte, zu ihr zu ziehen, was umso dankbarer angenommen wurde, als damit mein unzerstört gebliebenes Schlafzimmer für meine Mutter frei ward. An ein Verbleiben in den unbewohnbar gewordenen Räumen war nicht zu denken. Ich begab mich denn auch alsbald auf die Suche und entdeckte eine durch Zufall leerstehende sehr schöne Parterrewohnung in der Weststraße die den Beifall der Meinen fand und von der wir rasch Besitz ergriffen. Die nach Norden liegenden Zimmer ergaben ein passendes Atelier für meinen Bruder. Wir wohnten nach dem Garten heraus, zu dem man von der großen Veranda herabstieg. Jenseits des den Garten begrenzenden Flusses — der sogenannten Alten Elster — blickten Wiesen mit Gruppen prächtiger alter Bäume, darin Nachtigallen nisteten, zu uns herüber. Es war, als sei dies weite grüne Reich unser eigen. Einige Jahre später, als sich Schrebergärten inmitten des Smaragds der Wiesen anbauten, erlitt es freilich Einbuße an seinem vornehmen und zugleich poetischen Reiz. Die Nachtigallen, die mir zur Wonne, während meiner Arbeiten konzertiert hatten, verstummten und suchten ihren Liebesängen ein einsameres Heim. Doch waren uns gute Tage in der neuen Behausung, die nachmals an meine Geschwister überging, beschieden.

Selbst in der Zeit unserer Wohnungsunruhen waren mir

Kunstgenüsse nicht fern geblieben. Einen tiefen musikalischen, wenn auch nicht dramatischen Eindruck empfing ich von Schumanns „Genoveva“, die seit ihrem ersten kurzen Erscheinen auf der Leipziger und der Weimarer Bühne verschwunden, nach Jahrzehnten wieder auftauchte. Bühnenblut freilich durchtränkt sie nicht. Dem ganz nach innen lauschenden, aus subjektivstem Empfinden heraus singenden Lyriker gebrach die Gabe, dramatische Charaktere objektiv zu schauen, mit breitem Pinsel starke Schlaglichter und Kontraste zu gestalten, ob er auch meinte, daß „kein Takt in seiner Genoveva nicht durch und durch dramatisch wäre“.

Und nun traten, als Vorbereitung auf das kommende große Nibelungenjahr, allgemach Konzertaufführungen mit Einzelteilen der Tetralogie ans Licht. Der Impresario und nachmalige Cölner Theaterdirektor Hofmann ließ uns am 7. März 1875 mit der Münchner Sängerin Scheffzky — der ersten Bayreuther Sieglinde — und den Leipziger Kräften Groß und Hertsch den ersten Akt der „Walküre“ hören. Nur vom Klavier begleitet, sangen die Drei; kein Orchester, kein Spiel, keine Bühne trug ihren Gesang — und dennoch, wie der heiße Odem dieser Musik mich berauschte! Meine Schwägerin, Pohls Schwester, war dabei meine treue Gesinnungsgenossin, wogegen Similde, im Aufblick zu zahmeren Idealen aufgewachsen, trotz meiner Aneiferung nur zögernd den Weg zum späteren Wagner fand. Gleich der Mehrzahl derer, die sich wesentlich nur mit Gesang, nicht eigentlich mit dem weiteren Gebiet der Tonkunst beschäftigen, gewährte ihr, der der Himmel eine bis ins zweigestrichene h hinaufreichende reizvolle Sopranstimme in die Kehle gelegt hatte, die Musik zwar viel Freude, tiefere Herzenssache aber war sie ihr nicht. Sie spielte weder viel noch gern Klavier und ihrem Anschlag war eine Härte eigen, von der ihr Wesen im übrigen so gar nichts wußte. Unser Vierhändigspiel gedieh daher wenig. Um so ausgiebiger pflegten wir den Gesang. Alle neuen Lieder brachte ich ihr ins Haus. Sie sang geläufig vom

Blatt, und allmählich hatten wir — sie singend, ich begleitend — uns ein Repertoire von etwa siebzig Liedern — Beethoven, Schubert, Schumann, Franz, Rubinstein, Lassen, Brahms, Liszt, Wagner, auch einiges Italienische — zum auswendigen Vortrag angeeignet. Zu Duetten fand sich öfters der pastose, seelenvolle Alt unserer Freundin Rosi Wigand — gleich ihrer Schwester Emilie, eine bevorzugte Schülerin von Professor Franz Götze — hinzu. Auch mit Terzetten konnten wir gelegentlich aufwarten, denn an sangesfreudigen Stimmen und Seelen mangelte es nicht in unserem Kreise.

Ein neues musikreiches Haus tat sich uns auf, als der uns befreundete Dr. Philipp Fiedler, der schon in seinem Junggesellenheim manch sinniges und heiteres Fest zu veranstalten wußte, sich eine Gattin wählte, die uns als Nichte seiner Mutter schon seit Jahren liebgeworden war. Zählten wir doch auch zur frohen Schar der Gäste, die Crostewitz zu ihrer Hochzeitsfeier eines schönen Maientags versammelte. In den Söhnen, durch die ihre Ehe gesegnet ward, sahen wir nach und nach eine dritte Generation unserer Freunde groß werden.

★ ★
★

Mittlerweile nahte ein dritter Band meiner „Studienköpfe" der Vollendung. Schon vor Jahresfrist hatte ich mich, als letzten der von mir dafür Erwählten, an Adolf Henselt gewandt. Ihm sei schwer beizukommen, wurde mir durch seinen Freund Zschocher gesagt und durch seine Schülerin Clara Bauer, die unter dem Namen Carl Detlef vielgelesene Romanschriftstellerin, in einer wertvollen Charakteristik ihres berühmten Meisters bestätigt. Acht Tage nach Abgang meines ersten Schreibens an Henselt wurde mir die Antwort:

„Warmbrunn in Schlesien, den 6. Juli 1874.

Mein Fräulein!

ich bin unglücklich, für so viel Mühe und Güte, für die ich in meinem Herzen Dankbarkeit fühle, nicht allein nicht anerkennend, sondern sogar undankbar zu erscheinen. Aber ich kann mich mit meinen 60 Jahren nicht mehr ändern! Ich bin durchdrungen davon, daß ich in meiner Jugend sehr viel versprochen und dann sehr wenig gehalten habe, und man nicht von mir sprechen könnte, ohne das zu rügen. In dem Wohlwollen, mit dem Sie sich an mich wenden, scheint mir diese Absicht nicht zu liegen, und doch bin ich überzeugt, daß wenn Sie mich persönlich hören werden (was Ihnen nicht schwer sein soll, wenn Sie mir nur erlauben wollen, Sie zu besuchen), ich Sie von der Richtigkeit meines Argumentes überzeugen werde.

Mit der größten Hochachtung Ihr ganz ergebenster
Adolf Henselt."

Konnte ich bei diesem Ergebnis Beruhigung fassen? Ein zweiter Brief trug mir nachstehende Erwiderung ein:

„Sehr verehrtes Fräulein!

ich weiß, daß es für einen jeden eine Ehre ist, Ihrer Feder gewürdigt zu werden. Daher liegt es mir ganz besonders am Herzen, Sie zu bitten, mir nicht zu zürnen, wenn ich Ihrem Wunsche nicht nachgekommen bin. Ich habe die unumstößliche Ansicht über mich, daß nach dem, wie ich angefangen, — ich war im neunzehnten Lebensjahr als ich mein Op. 14*) geschrieben — man berechtigt war, viel mehr von mir zu erwarten, als ich geleistet. Ein anderes Urteil würde gewiß vielfache Opposition hervorrufen. Im günstigsten Fall wäre nur zu sagen, daß wenn ich nicht zum Klavierspieler erzogen worden wäre, ich in der Kom-

*) H-moll-Duo für Klavier und Horn.

position Bedeutenderes geleistet haben würde. Glauben Sie mir, das ist das richtige Urteil über mich; ein jeder Künstler weiß am besten sich selbst abzuschätzen, wenn ihn nur die Eitelkeit nicht um den klaren Verstand bringt.

Durch mein beständiges Unwohlsein in diesem Jahre ist mir das Vergnügen, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen, vorenthalten geblieben, um Ihnen zugleich für Ihre gütige Intention zu danken. Mit Gottes Hilfe hoffe ich, mich in der Saison 75 entschädigen zu können.

Empfangen Sie die Versicherung der größten Hochachtung Ihres ganz gehorsamen Dieners.

Ad. Henselt.

Frankfurt a. O., 7. Oktober 1874.

P. S. Verzeihen Sie gütigst meine Schrift; es wird mir sehr schwer zu schreiben."

Henselts Handschrift, die an die Beethovens erinnert, war in der Tat sehr undeutlich, zumal er ein Wort in das andere hinüberzuziehen pflegte.

Ohne zu ahnen, hatte ich inzwischen in Frau von Henselt eine heimliche Bundesgenossin gewonnen. Sie, die der jugendliche Künstler — Wilhelm von Lenz schildert ihn als eine Siegfried-Erscheinung — einst in Weimar als Gattin des Geheimrats Vogel, des Leibarztes von Carl August und Freundes von Goethe, kennen und lieben gelernt, sodann entführt und geheiratet hatte (sein innig gesangvolles „Poème d'amour" ist ihr gewidmet), sandte mir hinter dem Rücken ihres Manns durch Zschocher die Beantwortung der Fragen, die ich von ihm vergeblich erbeten, und ermöglichte mir durch weitere Mitteilungen die Verwirklichung meiner Absicht.

„Mit dem größten Interesse", schrieb sie mir am 2. November 1874 aus Warmbrunn, „habe ich Ihre musikalischen Studienköpfe gelesen und freue ich mich aufrichtig, daß Ihre so geschickte und warme Feder Schilderungen aus

dem Jugend- und Künstlerleben meines Manns dem Publikum, das ihn so wenig in Deutschland kennt, bringen wird. Von seinem segensreichen Wirken als Lehrer in Rußland können Sie, geehrtes Fräulein, nicht zu viel sagen. Der selten hohe Standpunkt des Dilettantismus hier ist sein Werk, seine eigene hohe Meisterschaft entwickelte erst das Interesse und bildete den Geschmack während 36 Jahren. Als wir 1838 dahin übersiedelten, kannte man Weber und Chopin kaum. Bei Wahl eines Lehrers oder einer Gouvernante war es bestimmend, ob sie seinen Unterricht genoßen, und so gründete er in dieser Weise oft das Glück in Familien. Zum Lehrer war er geboren und er ist sich bis heut dieser Bestimmung klar bewußt und übt sie mit Freude und Befriedigung."

Bereits am 10. November ließ sie allerlei Ergänzungen folgen, an deren Ende es heißt:

„Der erste Entwurf zu dem Konzert entstand wohl in Wien, vollendet wurde es allerdings im Anfang der 40er Jahre in Petersburg.

Noch einmal muß ich Ihnen, sehr geehrtes Fräulein, meinen Dank für den Herzensgenuß aussprechen, den mir Ihr Werk bereitet. Die Zeichnungen Ihrer Studienköpfe ergänzen, was den Biographien dieser großen Meister fehlt, Sie haben, echt weiblich, auch mit dem Herzen und nicht bloß mit Geist geschildert, und mit Tränen tiefer Rührung und Ihrer mit Dank gedenkend, las ich Ihren ‚Mendelssohn', den Unvergeßlichen, den ich, kaum in das Leben der Welt getreten, im Goetheschen Hause wochenlang sah und hörte und dessen Bevorzugung ich leider zu jung war, um sie so anzuerkennen, wie es jetzt die Erinnerung tut ...

Wenn Ihnen meine Notizen genügten, so wäre dies mir sehr lieb. Durch Herrn Zschocher haben Sie vielleicht erfahren, wie schwer es ist, meinen Mann zu einem Gespräch über sich selbst zu bringen; es ist eine seiner größten Eigen-

tümlichkeiten, jede Öffentlichkeit zu scheuen, dies ist ja auch der Grund, warum er niemals Konzertgeber war."

Als ich im Verlaufe meiner Arbeit das Verzeichnis der Werke des sich wie mit sieben Siegeln verschließenden Künstlers zusammenstellte, konnte ich ihm freilich eine direkte Anfrage nicht länger ersparen. Sie nötigte ihm die am 23. April 1875 von mir erhaltene Entgegnung ab:

„Mein verehrtes Fräulein!

Sie erweisen mir viel zu viel Ehre! Mir wird immer angst und bange, wenn man von mir als Komponisten spricht, und von meinen Werken! Sie glauben vielleicht, daß ich mich unterschätze; gar nicht, ich lebe nur in keiner Illusion über mich. Ich weiß z. B. sehr gut, daß unter dem Besten, was man für unser Instrument hat, auch einiges von mir ist, und daß ich bessere Studien gemacht, als mancher sogenannte Komponist; aber das ist viel zu wenig, namentlich die Werke, die nennenswert sind, viel zu wenig. Ich habe nur ein Zeugnis gegeben, daß ich hätte Komponist werden können; aber meine Verhältnisse waren dazu nicht angetan; vor allem hätte das Streben nach Virtuosität niemals über mich kommen müssen usw. usw.

Da Sie sich aber nun so viele Mühe mit mir gegeben, daß Sie sogar eigenhändig alle meine Kompositionen und Transkriptionen aufschrieben, so will ich Ihnen gern die Hand bieten, Ihren Wunsch, daß in diesem Verzeichnis nichts fehle, zu erfüllen helfen und werde zu dem Ende meinen hiesigen Hauptverleger [Stellowsky] bitten, mir ein Verzeichnis zu geben. So viel mir erinnerlich, fehlt in Ihrem Verzeichnis nicht allein nichts (ich bewundere, wie Sie alle die selbst ganz wertlosen Kleinigkeiten in Erfahrung brachten), sondern es ist manches zu viel. Um es Ihnen zu erleichtern, schicke ich es Ihnen wieder zurück und mache nur meine Bemerkungen dazu.

Sie scheinen nichts zu wissen von dem Unglück, daß ich

mir den linken Arm am Gelenk gebrochen und jetzt nach fünf Monaten noch Steifheit, Geschwulst und Schmerzen, dicke Finger habe, keine Faust machen kann, kurz, daß ich (in meinem 61. Lebensjahre) die Hoffnung aufgeben muß, wieder ganz geheilt zu sein. Obwohl ich, wenn ich Ihnen nichts vorspielen kann, wenig Interesse bieten werde können, so werde ich doch gewiß um meinetwillen die erste Gelegenheit, Ihre Bekanntschaft zu machen, mir nicht entgehen lassen. Was mein Unglück diesen Sommer für Reisen und Kuren erheischen wird, ist noch nicht abzusehen; vor der Hand glaubt man, daß ich mein Heil erst in meiner zweiten Heimat, in Warmbrunn versuche, um, wenn ich da nach vier bis sechs Wochen nicht Heilung finde, etwas anderes zu versuchen. Wir werden ja im Verkehr bleiben und ich werde nicht ermangeln, Sie au fait zu erhalten über meine Erlebnisse.

Empfangen Sie meinen Dank für das unverdiente gütige Interesse, welches Sie mir schenken, und empfangen Sie die Versicherung größter Hochachtung

Ihres ganz gehorsamen Dieners

Ad. Henselt."

Ein beiliegendes zweites Blatt gab mir über einige seiner Werke nähere Auskunft. Für die nachmalige Zusendung des erschienenen Buchs dankten mir die Worte:

„Mein sehr verehrtes Fräulein!

Nach so viel Güte und Ehre, die Sie mir angetan, wäre nach meinem Gefühle freilich das mindeste, daß ich Ihnen meine Dankbarkeit persönlich überbrächte — aber das Unglück mit meiner Hand erheischt so vielerlei, daß ich auf das nächste, so Gott will, günstigere Jahr hoffe. Verschmähen Sie daher nicht, meinen innigsten Dank auf diese Weise entgegenzunehmen. Mit dem größten Interesse habe ich aber auch Ihre anderen Aufsätze gelesen und oft ausgerufen: wie ist es möglich, daß eine Frau so tiefe musika-

lische Kenntnisse erwirbt, wie Sie in Ihren Arbeiten bekunden!

Lassen Sie mich hoffen, daß das nächste Jahr mir die Freude Ihrer persönlichen Bekanntschaft bringt, und empfangen Sie mit meinem nochmaligen Dank die Versicherung ausgezeichneter Hochachtung

Ihres ganz gehorsamen Dieners

Ad. Henselt.

Warmbrunn, den 3. Sept. 1875.

P. S. Meine Frau trägt mir die angelegentlichsten Empfehlungen an Sie auf."

* * *

Mit Robert Franz hatte mich die Vorbereitung des dritten Studienbandes schon zuvor in erneute Berührung gebracht. Er hatte mir am 20. Januar 1875 geschrieben:

„Soeben schickt mir Herr Sander einen Fragebogen von Ihnen zu und wünscht, daß ich denselben doch ausfüllen möge. Ehrlich gestanden, setzt mich das in einige Verlegenheit, weil sich's dabei teils um Privatverhältnisse, teils um Angelegenheiten, die noch im Schoße der Zukunft ruhen, handelt: jene mag ich aus zwingenden Gründen nicht veröffentlicht haben, diese kann ich nicht beantworten. Sie würden mich daher sehr verbinden, wenn Sie nur Nummer zwei, drei und vier der Fragen aufrecht erhalten wollten, über die ich Ihnen denn hiermit auch gern Auskunft gebe."

Die von Franz beantworteten Fragen betrafen die Anzahl der von ihm herausgegebenen einstimmigen Lieder, die aus Bearbeitung einstimmiger Gesänge hervorgegangenen Chorlieder Op. 45 und 46 und die Originalkompositionen für Chor. Er fährt weiter fort:

„Aus meinem bisherigen Verhalten zu rein persönlichen Fragen haben Sie wahrscheinlich schon ersehen, wie peinlich mich eine Erörterung derselben berührt; es mag dies wohl hauptsächlich mit dem traurigen Zustande im Zusammenhange stehen, in welchem ich mich jetzt und für immer befinde. Die Sache gebe ich nach allen Seiten hin der Kritik unbedingt preis — meine Person dagegen entziehe ich so viel als möglich dem Gutachten der Welt. Diesem Grundsatze gemäß suchte ich von jeher zu leben — jetzt halte ich mich für doppelt verpflichtet dazu. Bin ich Ihnen also nur ein wenig wert, so nehmen Sie gewiß auf die oben ausgesprochene Bitte Rücksicht."

Um des Künstlers Sensitivität in bezug auf persönliche Angelegenheiten zu ermessen, lohnt es der Mühe, die zwei harmlosen Fragen anzuführen, die bei ihm Anstoß erregt hatten. Sie lauteten: „Hält Franz noch gegenwärtig Vorlesungen an der Halleschen Universität?" und „Ist inzwischen etwas von neuen Bearbeitungen von ihm erschienen und erlaubt ihm sein Gesundheitszustand neuerdings wieder die Beschäftigung mit solchen?"

Am 28. Juni 1875 feierte Franz seinen sechzigsten Geburtstag. Meinem Glückwunsch antworteten drei Tage darauf die liebenswürdigen Zeilen:

„Besten Dank für Ihre freundlichen Glückwünsche, die mir große Freude gemacht haben: zu sehen, daß man in den Herzen guter Menschen fortlebt, ist doch die schönste Genugtuung, welche uns Sterblichen widerfahren kann."

*　*
*

Der beginnende August fand mich mit den gewohnten Reisegefährten unterwegs nach Tyrol. Diesmal gesellte sich uns Similldes Schwester Frau Clara Sesemann mit ihrer noch nicht erwachsenen Tochter Maria, die aus großen



dunkelbraunen Augen fragend in die Welt blickte. Doch begleiteten uns beide nur bis München, um erst nach zu gebrauchender Kur in Tölz am Achensee mit uns zusammenzutreffen. Kaum in der Pertisau angekommen, riefen mich meine in Gossensaß sommerfrischenden Geschwister zu einer verabredeten Tour durchs Ötztal wieder ab. Sie planten, von Meran aus das Passeiertal zu durchwandern und über das Timbler Joch nach Zwieselstein herabzusteigen. Mir, die ich in Nordtyrol war, deuchte es lohnender, das Ötztal von seiner Mündung ins Oberinntal an in seiner vollen Ausdehnung bis zu seinem Ursprung zu durchmessen und erst in Zwieselstein, wo sich das Tal in die Zweigtäler von Vent und Gurgl spaltet, mit meinen Geschwistern zusammenzutreffen. Am 17. August nachmittags 3 Uhr wollten wir, sie von unten, ich von oben her kommend, uns dort finden. Die Vereinbarung war bei der Unsicherheit des Wetters und der Hochgebirgswege gewagt; doch der weg- und stegkundige Pichler, der mir die Route genau berechnet hatte, sprach lebhaft dafür. Ein uns seit Jahren bekannt gewordener Wiener Herr, Dr. Brauchbar, der sich uns bei verschiedenen größeren Ausflügen als vortrefflicher Reisemarschall bewährt hatte, bot sich mir zum Begleiter an — so fuhr ich denn getrost ein Stück ins Weite.

Zu unbequemer Stunde, um 3 Uhr in der Frühe, mußten wir in Silz im Oberinntal aufbrechen, um innerhalb 12 Stunden das Stelldichein einhalten zu können. Auch unser karrenartiges Vehikel, das nicht auf Federn gestellt war, konnte auf Bequemlichkeit keinen Anspruch machen. Doch der Vollmond, der uns leuchtete, die wechselvolle, immer malerische Szenerie ließen kein Unbehagen aufkommen.

Hinter Ötz, wo der beginnende Tag das waldige Tal erhellt, wird es wilder um uns. Weite Trümmerfelder breiten sich aus, in rasendem Ungestüm tobt neben uns die Ache, endlose Kaskaden bildend, über gewaltige Felsblöcke hinweg. Bei Umhausen, unserer zweiten Station, erfüllt

das donnernde Geräusch des nahen Stuibenfalls die Luft. Energischer steigt die Straße, die berüchtigte Mauracher Schlucht nimmt uns auf, die außer der Ache nur noch dem schmalen Fahrweg Raum läßt. Schneeflächen und Eisgipfel sehen blendend auf uns herab. Dann wird's mit einem Male weit und luftig vor uns: Flachsbau gedeiht und auf breitem Wiesenplan sonnen sich, fast 4000 Fuß hoch gelegen, die freundlichen Anwesen von Längenfeld.

Hier verläßt uns der Kutscher, unser Gefährt vertauschen wir mit einem kleinen Leiterwagen, dem ein schmaler Polstersitz eingehängt, ein Mulo vorgespannt wird. Das tief einsame Tal verengt sich streckenweise zur Schlucht. Dann nimmt der schmale Pfad, den wir befahren, ein plötzliches Ende — die Ache hat ihn hinweggerissen. Was bleibt uns, als der Weg durchs Wasser? „Setzt die Füße auf meinen Sitz!" ruft uns der Kutscher zu, indem er unsere Reisetaschen neben sich sichert — dann gehts hinein ins feuchte Element. Erst in einer halben Stunde haben wir wieder trockenen Boden unter uns, das Tal erweitert sich, und der spitze rote Kirchturm von Sölden wird sichtbar, über ihm eine lange Eiskette mit mächtigen Hochgipfeln. Eine Stunde noch, dann ist Sölden erreicht. Unser Mittagsmahl wird uns jedoch unerfreulich gewürzt durch die Kunde, daß kein Pferd oder Maultier zu unserer Weiterbeförderung daheim ist. Wir müssen uns, willig oder nicht, auf die eigenen Füße stellen. Und Eile tut Not; denn wollen wir nicht um drei Uhr in Zwieselstein sein, bis wohin man noch eine volle Wegstunde rechnet? In fliegender Hast klettern wir den in die Felsen gesprengten Steig an der schwindelerregenden Klamm hinunter, die sich die zischende Ache gewühlt. Drei Uhr ist kaum vorüber — da ist Zwieselstein erreicht. „Drinnen im Herrenstüble sitzt jemand", ruft uns die Schaffnerin im unteren Wirtshaus schmunzelnd zu — und siehe, da saßen die Erwarteten auf der Holzbank vor uns und ließen sich roten Tyroler und Mehlspeis' wohl schmecken. Gottlob, das Stelldichein war gelungen!

Doch nicht alles glückte programmgemäß. In Heiligkreuz im Ventertal hofften wir nach zwei weiteren Wanderstunden unsere Tagesaufgabe vollbracht zu haben. Allein beim dortigen Kuraten — denn in den höchstgelegenen Orten des Landes üben die geistlichen Herren Gastfreundschaft — hatten früher gekommene fahrende Leute das Haus schon gefüllt. Wir mußten bei einbrechender Nacht und ausbleibendem Mond bis zu dem noch vier weitere Stunden entfernten Vent marschieren. Oft sehe ich nicht, wohin mein Fuß tritt; an besonders schroffen Abfällen streckt mein Führer schützend seinen Bergstock neben mir aus. Zur Abwechslung hat ein Gletscherbach die von uns zu passierende Brücke hinweggerissen. Durch herbeigerollte Felsblöcke müssen die Führer einen notdürftigen Übergang improvisieren und uns hinüberlotsen. Elf Uhr Nachts endlich treffen wir totmüde in Vent ein. Aber statt in dem bereits besetzten Widum, müssen wir in dem wenig empfohlenen Wirtshaus von den reichlichen Beschwerden des Tages ausruhen.

Am folgenden Tag, an dem wir ins Pfarrhaus übersiedeln, gönnen wir uns Rast. Er ist der Orientierung am Ort — dem höchstgelegenen Tyrols neben Gurgl — sowie dem Aufstieg zum unteren Plateau des Ramoljochs geweiht, dem ich mehrere Jahre später von Gurgl her beikomme. Im Schatten hoher Arven ausgestreckt, schließt uns ein weiter Kranz von Firnen und Gletschern ein. In majestätischer Glorie reckt der König dieses Bergheers, der Similaun, sein breites weißes Riesenhaupt in die azurne Himmelsdecke.

Die Morgenfrühe des nächsten Tages sieht vor dem Widum eine Karawane nach dem Hochjoch aufbrechen. Ich selbst, im Besitz eines glücklich eroberten Pferdes, eröffne mit zwei gleichfalls reitenden Wiener Herren den Zug, meine Geschwister samt den anderen folgen zu Fuße. Weiterhin, an gefährlichen Stellen, wo der schmale Pfad zwischen Abgründen und jäh ansteigenden Felswänden steil aufwärts leitet, mahnt der Führer die nicht Schwindelfreien vom Pferde zu steigen, und die beiden Reiter folgen seiner Auf-

forderung. Nur ich verharre keck im Sattel; hatte ich doch damals des Schwindels lästige Bekanntschaft noch nicht gemacht. Im Hospiz, am Rande des Hochjochgletschers, rasten und frühstücken wir. Als mir darnach das Pferd vorgeführt wird, sehe ich, daß es nicht mein bisheriges ist. Einer der Herren hat es hinter meinem Rücken gegen das seinige vertauscht, weil es ihm stärker scheint als jenes. Aber die Nemesis ereilt den Räuber. Bei jedem Schritt fast gleitet sein Roß auf dem abschüssigen Eisfelde aus; bald zieht er vor, gleich seinem Freund, den ein ähnliches Los mit seinem Pferde trifft, auf eigenen Füßen den Ferner zu überschreiten. Mich dagegen trägt mein braves Tier — obwohl ein Neuling auf diesem Wege — ruhig und sicher über alle Spalten und Gletschermühlen hinweg bis auf die fast 10000 Fuß betragende Jochhöhe. Welch eine Luft und welch ein Anblick droben! Rings ein unabsehbares Eismeer mit zahllosen Hörnern, Spitzen und Riffen, die wie weiße Geisterriesen hineinschauen in die blaue Unendlichkeit. Welch ein Chor lichtverklärter Gestalten im weißen Kleid, jede ein Prediger von der Allmacht, die sie schuf!

Nun die Gletscherwölbung sich abwärts senkt, wird die Passage schwieriger. Doch nicht lange währt's, da haben wir wieder felsigen Boden unter den Füßen. Noch ein letzter Halt und Rückblick — dann fällt für uns der Vorhang über dem wundervollen Bilde, wir steigen ins Schnalsertal nach Kurzras hinunter. Einen jäheren Wechsel kann es kaum geben. Eben erst den Regionen ewigen Eises entrückt, finden wir uns zwischen Mattengrün und freundlichen Ansiedlungen, inmitten arbeitsamen Menschentreibens. Obdach suchen wir erst nach einer weiteren Strecke in Unserer lieben Frau, um anderen Tags ins Vintschgau und von Naturns aus, durch einen flotten Zweispänner befördert, nach Meran und sodann zum Achensee zu gelangen.

* * *

Hier erfuhr unser engerer Kreis für kurze Zeit eine höchst erfreuliche Erweiterung. Similes Schwester, die nach Gebrauch der Kur in Tölz im Fürstenhaus einkehrte, führte uns eine neugewonnene Freundin, Frau Julie Hofmann aus Mainz, mit ihrer Tochter Toni zu: eine ebenso schöne und elegante als liebenswürdige und gebildete Frau. Ihr Wesen hatte in seiner äußeren und inneren Anmut etwas Unwiderstehliches, dessen Wirkung ich an jedem beobachtete, der ihr nahte und am besten an mir selber spürte, umsomehr als sie mir von Anbeginn eine merkbare Vorliebe bezeigte. Mein Interesse für sie steigerte sich, als ich hörte, daß sie ein hoffnungsloses Leiden in sich trage, das sie sich durch aufopfernde Pflege ihres verstorbenen Mannes zugezogen habe. Dabei bekämpfte sie Schmerzen und trübe Stimmungen so heroisch, daß niemand in ihr eine Kranke vermuten konnte. Für jede Erheiterung dankbar, traf sie es gut, daß es gerade zu dieser Zeit in unserem Fürstenhaus so lustig zuging, wie ich es dort nie wieder erlebt habe. Man spielte Theater, stellte Bilder, führte Charaden auf und war erfinderisch im Ausdenken täglich neuer Vergnügungen. Daneben hatten wir noch unsere aparten Freuden. Im Sonnen- und Mondenschein fuhren wir die liebe Frau in unserem mit der sächsischen Flagge geschmückten Boot umher. Wir musizierten im Seehof, was uns, in Ermangelung eines Klaviers, in der Pertisau verwehrt war. Similde und ich trugen unser Repertoire ja mit uns im Kopfe herum, auch Therese Rainer, die Stütze des Rainer-Quartetts, stellte ihre liederlustige Kehle gern zur Verfügung. Sie ergänzte unser Programm nach der nationalen Seite hin, und wenn sie sich nicht selber mit der Zither begleitete, mußte ich eine Begleitung improvisieren — kein Kunststück, da ihre Gesänge sich meist nur innerhalb des Bereichs von Tonika und Ober- oder Unterdominante bewegten.

Das alles erheiterte die liebenswürdige Frau. Bevor es ans Scheiden ging, ließ sie durch Frau Sesemann bei mir anfragen, ob sie mir zu den nächstjährigen Bayreuther Fest

spielen einen Platz anbieten dürfe. Sie sei im Besitz eines Patronatscheines, der den Besuch aller drei Zyklen gestatte, und es würde ihr die größte Freude sein, dem großen Ereignis wenn möglich in meiner Gesellschaft beizuwohnen. Ein freudiges Ja war meine Antwort. Meine bescheidenen Schriftstellerhonorare erlaubten mir nicht den edlen künstlerischen Luxus, den ich mir gern schon selbst gewährt hätte. Meiner Annahme der gütigen Einladung folgte ein mich fast beschämender Ausdruck inniger Freude und Sympathie von seiten Frau Hofmanns. Wir verabredeten, daß ich mich zum Besten unsres gemeinsamen Genusses, inzwischen bemühen würde, die ihr zu gebote stehende Karte für drei Zyklen gegen drei Karten zum ersten Zyklus einzutauschen, was mir auch unschwer gelang. Ja man sagte mir, daß mir ohnehin eine Karte zugedacht sei, auf die ich nun selbstverständlich verzichten konnte. Zum Abschied gab ich Frau Hofmann und ihrer an Reizen weit hinter ihr zurückstehenden Tochter bis Jenbach das Geleite, und bevor der September zu Ende ging, wandten auch Gerhards und ich uns der Heimat zu.

★ ★
★

Unterdessen war der dritte Band der „Studienköpfe“ in die Welt gewandert. Er brachte mir den Gruß von Liszt ein:

„Verehrte Freundin,

Herzlichen Dank für all Ihre Güte. Die neuen Porträts Ihrer Musiker-Galerie sind vorzüglich getroffen und geistig belebt. Bei dem letzten, Tausig schildernd, verweilt besonders mit trauerndem Gemüt

Ihr verehrungsvoll und dankbar ergebenster

14. August 75, Bayreuth. F. Liszt.“

Auch ein Schreiben der Fürstin ließ nicht lang auf sich warten:

„Ihrer Güte und Liebenswürdigkeit verdanke ich ein ganz besonderes Vergnügen; denn Ihr mir gesandtes, neues Buch ist von großem persönlichen Interesse für mich. Unglücklicherweise hat es mich in einem Augenblick erreicht, wo meine Augen nach einer Ruhepause leidender denn je sind. Doch hoffe ich, einen gefälligen Vorleser zu finden. Einstweilen möchte ich Sie, Ihrer freundlichen Gesinnungen für mich eingedenk, bitten, mir ein besonderes Vergnügen zu bereiten, indem Sie mir mitteilen, worin die Ihnen gemachten Vorwürfe bestehen. Meiner Ansicht nach, hat Lessing recht, und die zeitgenössische Geschichte hat ihre Berechtigung. Indessen möchte ich weder für Sie, noch auch gegen andere parteiisch sein.

Mittlerweile lassen Sie mich Sie von ganzem Herzen beglückwünschen, daß Sie Ihren Weg so fest und mutig fortsetzen. Sie öffnen ihn den Frauen, die den Geist haben Ihnen zu folgen, und erschließen ihnen Felder, auf denen ihnen schöne Garben reifen können. Gleichzeitig lehren Sie ihnen eine Tugend, die unter ihnen noch seltner als die Erkenntnis einer Wahrheit von allgemeinem Interesse gedeiht — die Beharrlichkeit. Die Zukunft wird es Ihnen Dank wissen, liebe Frau, und glauben Sie mir, ihr Beifall gilt mehr als der der Gegenwart. Sie ist unbefangener, aufgeklärter; denn die Saat hat ihre Früchte gezeitigt.

Es ist nützlich, die Kritik zu hören, um sie zu wägen und von ihr Vorteil zu ziehen. Erweist sie sich als zu leicht, vergißt man sie, ohne Groll, wie Federn, die der Wind entführt.

Von wahrer Hochachtung für Sie durchdrungen,
Ihre Ihnen herzlich zugetane
Fürstin Carolyne Wittgenstein.

5. Oktober 75, Rom."

Und weiter noch spricht sich die Fürstin, nachdem sie mein Buch gelesen, aus:

„Liebe Frau, In diesem Augenblick beende ich die letzte Seite Ihres Buchs. Ich hatte auf ein Wort der Erwiderung auf meinen letzten Brief gehofft. Vielleicht hat er Sie nicht erreicht. Diese Besorgnis bestimmt mich, den heutigen zu rekommandieren.

Je weiter ich im Lesen Ihres Buchs fortschritt, desto mehr bedauerte ich, daß Sie nicht gegenwärtig seien, um all meine Glückwünsche hören zu können, die ich bei Ihren zahlreichen feinen und tiefen Bemerkungen über Kunst an Sie gerichtet haben würde. Ihr allgemeiner Gesichtspunkt ist ein hoher und gerechter. Stets trifft Ihr Urteil das Wahre. Ich bewundere Ihre Unparteilichkeit, die von eingehendem Verständnis, Ihre Gerechtigkeit, die von einer stets vorurteilslosen Würdigung zeugt.

Dies ist das gleichmäßige Verdienst aller Ihrer Porträts. Betrachten wir nun die Verschiedenheit der einzelnen untereinander und ihrer Originale. Da ich mich des Wortes Porträt bediente, möchte ich bemerken, daß mir das erste und das letzte [Moscheles und Tausig] als die am meisten geschmeichelten erscheinen: Der ehrenwerte Greis, dessen glänzende Jugendzeit gewiß viel dazu beigetragen hat, das Niveau des Virtuosen und der Virtuosität zu erhöhen, und der junge, noch bartlose Mann, dessen verzehrendes inwendiges Feuer frühzeitig Maß und Grenzen überschritt. Sie haben die geistige Mittelmäßigkeit des ersten, die Immoralität des andern geschickt verschleiert, und konnten es wohl nicht anders, angesichts der Gräber, die sich erst vor kurzem über beiden geschlossen hatten.

Nächst diesen beiden Porträts treten zwei andere als die bewundernswertesten hervor: die von Franz und Brahms. In ihrer Zeichnung sind Sie in die psychologischen Tiefen hinabgestiegen, wie sie nur eine Frau — ich sage nicht zu verstehen — aber zu deuten und auszudrücken vermag. Es versteht sich, daß ich, wie der Persönlichkeit, so auch dem Porträt von Franz den Vorzug gebe.

Franz ist das, was er ist, von Gottes Gnaden. Er

ist der geborene Dichter dieser Edelart. Seine ganze Seele, sein ganzes Wesen sind vom reinsten Metall und schönsten Wohllaut. Man braucht ihn nur zu sehen, um ihn zu lieben. Offen, vornehm ist alles in ihm. Die Tiefen seiner Seele bleiben jedem anderen unzugänglich als seiner Muse, die darin Perlen vom reinsten Wasser findet. Seine Natur aber vermag sich in höchste Höhen aufzuschwingen und der Sonne ins Antlitz zu schauen. Ist er doch selbst eine reiche, in sich ganze Organisation. Nichts fehlt ihr, obgleich er zu den eigenartigsten Künstlern gehört, die je gelebt haben. Wie glücklich haben Sie ihn charakterisiert!

Brahms, wie ich ihn kannte und wie er mir in seinen Werken erscheint, ist keine so wahre, so spontane, so unmittelbare Natur. In ihm ist viel Gemachtes. Was in ihm gekünstelt ist, ist gewiß im Sinn seiner Natur, aber es ist nicht wahr in dem Sinn außerhalb seiner Natur. Er ist nur ein Abendvogel, der sich zum Nachtvogel macht. Alles in ihm ist absichtlich. Er singt so, wie er singt, nicht aus innerem Gebot, sondern weil er so und nicht anders singen will. Ihr so rücksichtsvoller Pinsel hat dies nicht ausdrücklich hervorheben wollen, doch kann man es zwischen den Zeilen lesen.

David und Rubinstein sind gleich Henselt von sprechender Ähnlichkeit. Ich habe sie alle gekannt und empfand es als seltenes Vergnügen, jenen in der Welt der Kunst, schon moralisch verklärt, wieder zu begegnen, die ich in anima viva studiert und beobachtet hatte.

Man kann nicht genug des Lobes über Ihr Buch sagen, liebe Frau, und ich empfehle es den Persönlichkeiten der großen Welt, die sich eine richtige Vorstellung von den Künstlern unserer Zeit und dem Standpunkt der gegenwärtigen Kunst bilden wollen. Doch ich muß es noch einmal sagen, die beiden Porträts, die Ihnen am meisten Ehre machen, sind die beiden echt deutschen.

Es bedurfte der Vereinigung eines so durchaus deutschen Herzens und deutschen Geistes, um in die innerste Eigenart

des einen, wie in das geheime Ideal des anderen einzudringen. Es bedurfte gleicherweise einer in allen ihren Eigenschaften so ausgeprägt deutschen Begabung, um mit der Feinheit der Nuancen, der Diskretion der Lichter diesen Typ, dieses Ideal in einer anderen Region der Kunst: der Literatur, in solcher Weise und selbst für solche verständlich wiederzugeben, die dem musikalischen Ausdruck beider Künstler fremd gegenüberstehen.

Seien Sie herzlichst bedankt für den mir bereiteten zwiefachen literarischen und persönlichen Genuß. Denn indem ich Ihr scharmantes Buch las, sah ich die alten Bekannten wieder, die Ihre sorgsamen Zeichnungen nicht ohne die gehörigen Schatten, doch stets in vorteilhaftem Lichte vorführen, wie dies einer liebenswürdigen, milden, geistvollen Frau geziemt, die von ihren Zeitgenossen spricht.

Ich verbinde meinem herzlichsten Dank den Ausdruck meiner seltenen, ganz besonderen Hochschätzung und verbleibe für immer

Ihre Ihnen herzlichst zugeneigte
Fürstin Carolyne Wittgenstein.

7. Januar 76, Rom."

Zum Christfest 1875 konnte ich mir selber die dritte neubearbeitete Auflage des Ausländerbandes meiner Studienköpfe bescheren. Zugleich war zwischen mir und Schmidt und Günther, den Nachfolgern meines ersten Verlegers Weißbach, die alsbald erfolgende Herausgabe eines Bandes von Landschaftsskizzen unter dem Titel „Im Hochgebirge" vereinbart worden, nämlich Niederschläge meiner Reiseeindrücke, wie ich sie mehrfach in Amthors „Alpenfreund", dem „Daheim" und der „Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung" in Druck gegeben hatte. Dazu kam jetzt noch durch Breitkopf und Härtel das Ansuchen Liszts, die deutsche Übertragung seines französischen Werkes über Chopin, wenn es mir möglich sei, zu übernehmen. Ich kannte und liebte das Buch, das, bei Escudier in Paris 1852 erschienen, seit lan-

gem vergriffen war. Eine deutsche Übersetzung war einmal versucht, als mißlungen jedoch von Liszt sofort zurückgezogen worden. Des Meisters Wunsch ehrte und erfreute mich. Ich erklärte mich den Verlegern gegenüber bereit und Liszt dankte mir mit den Zeilen:

„Verehrte Gönnerin,

Ihre gütige Zusage, den ‚Chopin‘ in schönes Deutsch zu fassen, erfreut mich überaus. Herzlichen Dank dafür; nächstens sende ich das revidierte (französische) Exemplar und hoffe, daß Ihnen die Arbeit leicht und angenehm fällt.

In der dritten Auflage der ‚musikalischen Studienköpfe‘ las ich vorerst ‚Berlioz‘ — eine vortreffliche Charakteristik und Anerkennung des sonderlich hohen Meisters, der vielleicht mehr in der ungebahnten Region des Genies schwebt als anderwärts. —

Die Beifügung der Werkverzeichnisse ist eine wertvolle Ergänzung dieser dritten Auflage. Der Erfolg prognostiziert die folgenden.

Verehrungsvoll und dankbar ergebenst

3. Februar 76, Villa d'Este. F. Liszt.“

Zur Ausführung der versprochenen Übersetzung kam es erst nach ein paar Jahren, da die Fertigstellung der neuen französischen Auflage bislang auf sich warten ließ.

Außer diesen meinen literarischen Freuden und der selbstverständlichen häuslichen Feier, gab es diesmal zu Weihnachten für mich im Freundeskreise noch ein besonderes Fest. Frau Salomon hatte ihrer Tochter Frau von Holstein ein Haus geschenkt, das diese sich in dem nach der Salomonstraße zu gelegenen Teil des großen Gartens der Mutter, ganz den eigenen Wünschen entsprechend, erbaut und eingerichtet hatte. Am ersten Weihnachtsfeiertag 1875 ward dies liebe Haus, fortan eine Pflegestätte der Kunst und der Freundschaft, eingeweiht. Pastor Lehmann hielt eine Ansprache, der Bachverein sang. Zum ersten Male durchhallten Töne

den schönen, durch zwei Stockwerke gebauten Musiksaal. Die große Zahl der Holsteinschen Freunde füllte alle Räume des gelungenen Baues, und dessen hochbejahrte Spenderin, die gütige Frau Salomon, durfte noch Zeugin des Weiheaktes sein und den Einzug ihrer beglückten Kinder segnen.

Das siegreiche Bayreuth

1876

Die Musiksaison 1875—76 brachte viel Anregendes und Wertvolles. Mit alter Liebe genoß ich Schumanns „Faustszenen", zumal den dritten Teil. Eins der Januarkonzerte war französischen Tonkünstlern von Rameau bis Berlioz gewidmet: „Die Harold-Symphonie" sagt mein Tagebuch, „erregte Opposition; nur nach dem dritten Teil, der Pifferariszene, wagte sich ein schüchterner Beifall hervor". Verdis Requiem fand ich mehr interessant als erhebend. Auf hergebrachten Gleisen bewegt es sich nicht; so beispielsweise im Agnus der in Oktaven geführte Sopran und Alt. Das Dies irae ist mehr Hexensabbat denn Gottesgericht. Alles ist italienisch-katholisch."

Der Bach- und der Riedelverein boten inhaltreiche Bachkonzerte. Letzterer auch Händels „Israel", dessen Urkraft und tonmalerische Genialität in den Plagenchören mich wieder gewaltig packte. Über Vorträge des Berliner Domchors bemerkte ich: „Wunderbares Ensemble, reinste Intonation, Nuancierungskunst ohne gleichen. Sie gipfelte in Jommellis Requiem, einem Sanktus von Palestrina und Lottis Crucifixus."

In einer seiner Kammermusiken ließ uns Riedel Renners Madrigalen-Quartett aus München hören, das uns mit einer alten, jetzt wenig mehr gekannten Musikgattung

bekannt machte. Jean Beckers herrliches Florentiner-Quartett kehrte wieder. Reizvolle Effekte führten uns vier, in die Farben ihres Landes gekleidete, die Lieder ihres Volkes singende junge Schwedinnen vor. Ein Similde und mir befreundeter Herr, Dr. Karl Polko aus Ratibor — ein feiner Musiker, Neffe Elise Polkos — gab einen Klavierabend, der glücklich verlief, ohne ihn zu bestimmen, sich ganz der Jurisprudenz ab- und der Tonkunst zuzuwenden, so sehr dies einige später von ihm der Öffentlichkeit übergebene Kompositionen bedauern lassen.

Im Theater bekundete sich „Die bezähmte Widerspenstige“ von Hermann Götz als Novität voll sprudelnder Frische und Liebenswürdigkeit. Eugen Gura als Petrucchio, die Peschka-Leutner als Kätchen, überboten sich an Geist und Übermut. Auch einer besonders gelungenen Vorstellung von Shakespeares „Romeo“ mit der Ellmenreich gedenke ich. Dazu stellten sich, als alte, neu inszenierte Gäste, „Stumme“, „Entführung“, „Preziosa“, „Hans Heiling“, „Iphigenie in Aulis“, „Holländer“ ein.

Auch philosophische Vorträge, die Dr. Windelband, später Professor an der Universität Heidelberg, in fesselnder Weise hielt, ließ ich mir nicht entgehen, wie ich überhaupt von je eine fleißige Besucherin der verschiedensten Vorlesungen, besonders der Sonntags im „Kunstverein“ gehaltenen, war. Die Vorliebe vieler seiner Freunde für das die Vorführung seiner Aquarellzyklen begleitende Wort bestimmte auch unsern Professor Carl Werner, seine von halb Leipzig freudig aufgenommenen „Bilderschauen“ durch lebendige Erläuterungen, mit häufig humoristischem Anflug, zu würzen. Welch ergiebige Stunden bereitete er uns, indem er uns bald nach seiner und meiner Lieblingsstätte Venedig, bald nach Rom, bald nach Sizilien, bald nach Griechenland, bald ins Heilige Land, bald auf eine Nilfahrt durch Ägypten geleitete! Fanden wir uns, wie oftmals, im kleineren Kreise des Abends bei ihm ein, so liebte er es, dem Auge zuweilen eine Pause zu gewähren und dafür dem Ohr durch

Musik eine Unterhaltung zu gönnen, zu der Similde und ich gern die Hand boten.

Inmitten dieser mannigfaltigen Winterfreuden spielte die Wiederkehr Anton Rubinsteins eine erhebliche Rolle. Er bildete den Magnet des am 27. Januar 1876 veranstalteten Konzertes des Orchesterpensionsfonds. Prachtvoll gestimmt, spielte oder dichtete er vielmehr Beethovens G-dur-Konzert nach. Nie hörte ich das wundervolle Werk poesievoller, den großen Künstler vollendeter spielen. Ein unbeschreiblich feiner geistiger Duft lag über den beiden ersten Sätzen, zumal dem Seelengesang des Andante, zu dem die rassige Wiedergabe des Finales in wirksamen Gegensatz trat, ohne die Einheitlichkeit des Ganzen im mindesten zu beeinträchtigen. Seine Freund Wenzel zugeeignete dämonische Klavierballade „Leonore" vermochte der Unersättlichkeit der Zuhörerschaft nicht genug zu tun. Er mußte sie durch Extraspenden von Schuberts Moment musical in As und Chopins Walzer Op. 42 befriedigen. Neben dem Farbenglanz dieses Spiels schien die schöne friedsame Symphonie von Hermann Goetz fast farblos.

Am 30. Januar hatten Stadtrat Raimund Härtel, der Seniorchef des Hauses Breitkopf und Härtel, und seine Gattin — unter ihrem Mädchennamen Louise Hauffe eine Pianistin vornehmen Stils — die eine Elite von Künstlern bei sich vereinigten, zu einer Rubinsteinfeier eingeladen. Da durften wir der Kunst des Gefeierten nach Herzenslust froh werden. „Ich hasse das Konzertieren", sagte er mir selber, „und spiele nur öffentlich, wenn ich muß, das heißt wenn ich Geld brauche; aber vor einem musikalischen Kreise macht es mir Freude."

Freude schien es ihm in der Tat zu machen, als er das D-dur-Trio Op. 70 von Beethoven mit Herren des Gewandhausquartetts — es waren Schradieck und Schröder — vor uns lebendig werden ließ. Wie seine Finger, leisen Fittigen gleich, im Mittelsatz über die Tasten huschten! Wer macht ihm das nach? —

Auf unser Bitten ließ er Schumanns Quintett folgen. „Ich spiele es sehr wild, es wird nicht nach Ihrem Sinne sein", meinte er abwehrend, bevor er sich dazu an den Flügel setzte — und Theodor Kirchner flüsterte mir bald in die Ohren: „Schumann würde sich im Grabe herumdrehen, hörte er das!" Gewiß, Kirchner selbst brachte das kostbare Werk kurz darauf mit den Florentinern viel mehr im Schumannschen Geiste zum Vortrag als der Slave Rubinstein, den sein gewaltsames Temperament im Tempo wie im dynamischen Ausdruck über die Absichten des Komponisten hinaustrieb. Doch hat nicht jede bedeutende Individualität das Recht, das Kunstwerk auf ihre Weise zu deuten? Zu meiner Genugtuung äußerte sich der anwesende ehemalige hannoversche Hofkapellmeister Arnold Wehner, ein feiner Musiker, im bejahenden Sinne.

Ich machte mich an jenem Abend eines unbescheidenen Debuts in Härtels Hause schuldig, denn Rubinstein führte mich zu Tisch. Nie sah ich ihn liebenswürdiger. Wir kamen, in Anknüpfung an die in Hamburg eben die Bühne beschreitenden „Makkabäer" und den ihn gegenwärtg beschäftigenden „Nero", auf Operntexte zu sprechen. Als einen der ihm liebsten und verführerischsten Stoffe bezeichnete er „Die Braut von Messina." Er wollte sie für sich umarbeiten lassen. Nur die Partie der Mutter müsse fast ganz unberührt bleiben; Chöre aber gehörten durchaus in die Oper, sie müßten nur lebendig aufgefaßt, keine toten Puppen sein. Er erzählte — was wir nachmals wiederholt besprachen —, daß ihm eine ganze Reihe biblischer und zwar alt- und neutestamentarischer Stoffe vorschwebe, die er für eine erst zu schaffende geistliche Bühne gestalten wolle, zu der sich das geeignete Land und Volk aber noch nicht gefunden habe, weil es entweder an religiösen Interessen fehle, oder andererseits eine Profanation befürchtet werde.

Rubinsteins Wagnerantagonismus ahnte ich damals nicht. Er brachte ihn mir gegenüber überhaupt nie zur Sprache, so wenig ich selbstverständlich aus meiner Begei-

sterung für den Bayreuther Meister ein Hehl machte. Wohl hatte mir Pohl früher einmal gesagt, Rubinstein lasse nur drei Stücke aus Wagners Schaffen gelten: das Holländerduett, das erste Lohengrin-Finale und die Erzählung der Pilgerfahrt des Tannhäuser; doch hielt ich es nicht für möglich, daß ein Genie wie Rubinstein sich, gleich den in einer älteren Zeit wurzelnden kleineren Talenten, von der Größe dieses Gewaltigen nicht überwältigen lasse. Erst seine Schrift „Die Musik und ihre Meister" vermochte mich vom Gegenteil zu überzeugen.

Kein Mißklang trübte an jenem Abend unsere Unterhaltung, ja, meine biographische Skizze von ihm streifend, sagte er, das Einzige, was er daran aussetzen könne, sei, daß er zu gut dabei weggekommen wäre.

Auch der kritische Kirchner ließ mich viel Freundliches über meine Arbeiten vernehmen. Sein Liebling unter ihnen, meinte er, sei meine Brahmsstudie, die „mit eben soviel Liebe als Kenntnis" geschrieben sei. Kirchner war zu dieser Zeit nach Leipzig übergesiedelt, und wir traten in den Jahren seines hiesigen Aufenthaltes mehrfach in erfreuliche Beziehung zueinander. Als schaffender Künstler ein Meister der musikalischen Miniatur, als welcher ihm Schumanns Jugendrichtung lebenslang Leitstern blieb, war ihm, bei kritischer Schärfe, ein liebevolles Eingehen auf ihm sympathische Individualitäten eigen, wie er dies namentlich als Transkriptor und Bearbeiter Brahmsscher Werke dartat. Im Verkehr anregend und interessant, verriet sein düstrer, nach innen gerichteter, etwas schielender Blick, sein sarkastischer Mund, dem manche Bitternis entschlüpfte, wie wenig er mit sich und der Welt zufrieden war, mit deren gegenwärtigem Kunsttreiben er das eigene nicht in Einklang zu bringen vermochte. So zog er ruhlos von Ort zu Ort, nirgend das findend, was er suchte, bis er in Hamburg endete.

Nach dem festlichen Abendessen bei Härtels spendete uns Rubinstein noch allerlei aus eigener Werkstatt: die Barcarollen aus G-dur und F-moll, die asiatisch gemahnende Bal-

lettmusik aus dem „Dämon" und die kolossalen „Yankee doodle"-Variationen — ein Unikum unter den Kuriosa der Klavierliteratur. Daß er zu unser aller hellster Freude die halbe Nacht durchspielte, hinderte ihn nicht, am folgenden Abend in der Kammermusik des Gewandhauses mit demselben Beethovenschen Trio, einem Mozartschen Rondo, Händelschen Variationen und Chopinschen Präludien aufzutreten.

Am 3. Februar führte er dem Gewandhauspublikum sein „Verlorenes Paradies", ein ursprünglich „Oratorium", jetzt, nach einigen Veränderungen, „geistliche Oper" genanntes Jugendwerk vor, mit dem ich mich bereits durch Anhören zweier Proben, bekannt gemacht hatte und dessen Wirkung vornehmlich in der Pracht und Mannigfaltigkeit seiner Chöre beruht. Für den Vertoner bedeutete die Aufführung einen neuen Sieg, und auf Bitten des Verlegers, Bartholf Senff, gab ich dem in einem Artikel der „Signale" Worte. Darnach sandte mir Rubinstein seine Photographie.

Öfters noch berief uns im Verlauf dieses Winters das gastfreie Ehepaar Härtel zu froher Geselligkeit. Immer stand Musik auf der Tagesordnung, an geeigneten Kräften gebrach es nie. Eines Abends trafen wir dort eine von zwei Herren begleitete Französin, die als Madame Roland vorgestellt wurde — eine ältere, noch schöne Frau, in elegantes Schwarz gekleidet, mit vornehmen Allüren und französischem Charme. Man raunte, es sei die Exkaiserin Eugenie, die incognito durch Deutschland reise. In der Tat sah sie der Witwe des dritten Napoleon in Gestalt nnd Gesichtszügen ähnlich. Doch verlautete darüber nichts weiter. Zwei Tage später wurde ich zum Vier- und Achthändigspielen mit ihr abermals zu Härtels geladen, mußte jedoch, da ich versagt war, ablehnen.

Ein andermal trugen im selben Hause Konzertmeister Röntgen und die Seinen, namentlich sein Sohn Julius, der gegenwärtig in Amsterdam den Kapellmeisterstab schwingt, und dessen nachmalige Gattin, die anmutige schwedische

Geigerin Amanda Maier die Hauptkosten der Unterhaltung. Letztere teilte mir in aller Unbefangenheit mit, daß, dank der Übersetzung ihres Vaters in die schwedische Sprache, meine Studienköpfe in ihrem Vaterlande sehr verbreitet seien, was ich mit gleicher Unbefangenheit anhörte. Minder harmlos aber faßten meine Verleger dies als Eingriff in ihre und meine Rechte auf. Ob ihnen damals ein literarisches Schutzrecht Schweden gegenüber zustand, ist mir nicht bekannt. Ich weiß nur, daß manche meiner Arbeiten ungefragt auch ins Französische und Englische übertragen wurden, daß ich einzig zu einer italienischen Übersetzung meiner Biographie Cherubinis, auf Wunsch seiner Tochter Signora Rosellini, und später zur englischen Übertragung der Liszt-Briefe, sowie neuerdings zu einer spanischen Ausgabe von zehn meiner Studienköpfe meine Erlaubnis erteilte. Genug, ich und meine Bücher hatten reichlich durch Freibeuterei zu leiden. Sie wurden für andere ergiebiger als für mich. So druckte gleich anfangs der Verleger Julius Schuberth, allen Mahnungen Liszts zum Trotz, jede meiner biographischen Skizzen Wort für Wort in seiner Neuyorker Musikzeitung nach, ohne nur meinen Autornamen anzuführen. Und in der „Gartenlaube" veröffentlichte ein Herr Bernhard St . . . . . . einen Chopinaufsatz, der zum überwiegenden Teil von dem meinen abgeschrieben war. Ein mir nicht bekannter unparteiischer Leser nahm sich die Mühe, die Lesart des Plagiats mit der des Originals Satz für Satz in Parallele zu bringen und diese Zusammenstellung dem Eigentümer der „Gartenlaube" Ernst Keil einzusenden, der sie mir zur Begutachtung zuschickte. Ich konnte das Plagiat als solches nur bestätigen. Doch dies sind nur kleine Proben des mir gegenüber ausgeübten kollegialen Verfahrens, die ich leicht verzwanzigfachen könnte.

★ ★
★

In Altenburg hielt in den letzten Maitagen 1876 der Allgemeine Deutsche Musikverein seine diesjährige Tonkünstlerversammlung ab. Das Programm mehrerer Konzerte lockte mich, und die geringe Entfernung von Leipzig gestattete unschwer eine abendliche Rückkehr. Gleich der ersten Aufführung am 29. Mai: Liszts symphonischer Dichtung „Prometheus" samt den Chören mit verbindendem Text von Pohl, und „Romeo und Julie" von Berlioz wohnte ich mit meiner Schwägerin bei. Wir trafen alsbald mit ihrem Bruder Richard zusammen. Von Liszt ward ich im Hotel de Saxe gütig wie immer begrüßt und für den Abend eingeladen, mußte mich jedoch, weil nicht aufs Übernachten eingerichtet, entschuldigen. Der „Prometheus" bedeutete für mich nur die erwünschte Erneuerung einer älteren Bekanntschaft; den „Romeo" aber hörte ich zum ersten Male und zwar, wie seitdem nie wieder, vollständig. Man pflegt bei Wiedergabe des Werks — dessen Orchestersätze man in Monaco 1910 in den Zwischenakten von Shakespeares Trauerspiel aufgeführt hat — meist die gesanglichen, aus Soli und Chören bestehenden Teile, als minderwertig und übermäßig längend, auszuschließen und sich auf die orchestralen zu beschränken, die, namentlich in der berühmten „Liebesszene", Berlioz auf der Höhe seiner Meisterschaft zeigen — und man tut wohl daran. Die Ausführung an sich durfte man in Altenburg nicht als eine vollendete preisen; doch war mir's von Wichtigkeit, das Ganze kennen zu lernen.

Für den 31. Mai hatte mir Liszt eine Einladung zum Hofkonzert gesandt. Mit Pohl und Lassen, der sich uns anschloß, fuhr ich am Morgen hinüber und stieg, von ersterem geleitet, zu dem malerischen alten Schloß auf dem Felsen hinan, wo man noch heute das Fenster zeigt, von dem aus sich vor mehr denn vierhundert Jahren das bekannteste historische Begebnis des Altenburger Landes: Kunz von Kaufungens Prinzenraub, abspielte. Ein schöner säulengetragener Saal nahm uns auf. Herzog Ernst, dem Güte

und Leutseligkeit hell aus den Augen strahlten, und seine Gemahlin, deren Schwerhörigkeit die Konversation leider etwas mühsam gestaltete, unterhielten sich nach erfolgter Vorstellung überaus freundlich mit uns. Herren und Damen der Hofgesellschaft, insbesondere der mir schon in Leipzig bekannt gewordene Indentant von Baumbach mit seiner Gattin, überboten sich in Liebenswürdigkeit für ihre Gäste. Musik wurde abwechselnd mit Getränken und allerlei Leckerbissen serviert. Liszt spielte seinen ungarischen Sturmmarsch und begleitete „gli Marinari“ aus Rossinis „Soirées musicales.“ Von dem, was weiter erklang, bewahrt mein Tagebuch wie mein Gedächtnis einzig Lieder von August Bungert, die, später viel gesungen, hier zum ersten Male an mein Ohr drangen. Nach dreieinhalbstündigen Genüssen mußten wir eilen, noch zu einem verspäteten Mittagsmahl und rechtzeitig 1/25 Uhr ins Schützenhaus zum Konzert zu gelangen. Liszts gewaltige „Hunnenschlacht“ war das Hauptereignis des Abends. Mit ihrer charakteristischen Gegenüberstellung von Heiden- und Christentum hinterließ sie tiefgehende Eindrücke. Der Meister selber spielte die Harmoniumpartie. Louis Brassins vornehme Künstlerschaft brachte Edvard Griegs zur Zeit noch wenig verbreitetes poetisches Klavierkonzert zu zündender Wirkung. Über Felix Draesekes „Germania“ sagen meine Aufzeichnungen: „brutale, barbarische Musik, der wir besser entflohen wären.“

* *
*

In Leipzigs dramatischem Kunsttempel am Augustusplatz vollzog sich zu dieser Zeit ein Wechsel des Regimentes. An die Stelle Friedrich Haases, des virtuosen Darstellers von Bonvivants und Charakterrollen, der die Theater bisher in Pacht hatte, trat der aus Wien kommende August Förster, ein Meister in realistischer Gestaltung schlicht derber, geradliniger Menschenbilder. Ihm, dem Führer des

Schauspiels, gesellte sich für die Oper der unternehmende Angelo Neumann. Die ersten unsrer bisherigen Gesangskräfte zogen nach Hamburg. Andere, an ihrer Spitze Schelper und Rosa Hasselbeck, die nachmalige Gattin unseres neuen vorzüglichen Kapellmeisters Sucher, traten an ihre Stelle. Daß der Tausch kein übler war, bezeugte eine Aufführung des „Tannhäuser" mit der für Paris komponierten Venusszene. Als ich bald darauf in Bayreuth, Gura gegenüber, auf seine Frage nach den neuen Künstlern, Schelper hervorhob, beklagte er, auf diese Weise „in seinem alten lieben Leipzig allzugut ersetzt" zu sein.

Denn nun nahte ja die große Festspielzeit; das viel bezweifelte und verspottete Ideal des idealistischsten der Idealisten sollte Leben und Wahrheit werden. Schon im Januar und März hatte der Impresario Hofmann uns Leipziger durch Vorführung von Einzelteilen aus „Walküre", „Siegfried" und „Götterdämmerung" am Klavier darauf vorbereitet. Ich selbst hatte mich nach Kräften mit den Klavierauszügen bekannt gemacht und mir zur Belehrung — wie früher im „Tristan" — die wesentlichsten Leitmotive ausgezogen, bevor Hans von Wolzogens „Thematischer Leitfaden" erschien. Brennend wünschte ich mir, die Generalproben besuchen zu dürfen; hatte ich doch zu diesem Zweck mit Frau Hofmann vereinbart, schon eine Woche zuvor an Ort und Stelle zu sein. Ein Wort Liszts, dachte ich, könne mir leicht zur Erfüllung meines Wunsches verhelfen. Statt dessen schrieb er mir:

„Verehrte Freundin,

Nach der öffentlichen Anzeige, daß der Besuch der Generalproben in Bayreuth nicht gestattet ist, muß ich insbesondere vermeiden, bei Wagner Probegesuche vorzutragen. Deshalb hatte ich bereits Verdruß mit einigen Befreundeten, denen ich keinen besseren Bescheid geben konnte als: sie möchten sich in der Generalproben-Angelegenheit entweder direkt an Wagner, oder an irgendeinen Bayreuther Patron

oder Mitwirkenden wenden; aber ja nicht an meine Wenigkeit — weil die strengste Diskretion mir vornehmlich geboten ist.

Anbei die Beantwortung der letzten biographischen Fragen. Nächstens erscheint bei Härtel die 2. Auflage des Liszt-Katalogs. Herr Ernst Fritzsche (Lehrer an der Zschocherschen Musikschule in Leipzig) hat diese 2. Auflage vortrefflich besorgt, und falls Sie darüber noch einige Details wünschen, wird er sie Ihnen gewiß mit Vergnügen mitteilen. Also kein weiteres Nachsuchen mehr in dem Hofmeisterschen Monats- und Jahresverzeichnisse. Härtels Katalog ist schon zu vollgepfropft: gerne möchte ich wenigstens Dreiviertel darin ausstreichen.

Auf baldiges Wiedersehen in Bayreuth, wo am 1. August eintrifft

Ihr verehrungsvoll dankbarer

F. Liszt.

24. Juli 76, Weimar."

„Vor Kaisern und Königen habe ich Liszt stehen sehen, aber so untertänig wie vor seinem Schwiegersohn niemals", schreibt Graf Geza Zichy in seinen Memoiren*). Wie Wagner war Liszt ein Herrscher; aber er ordnete sein Königtum dem des größeren Freundes unter, und dieser, Absolutist, wie insgemein alle Reformatoren, nahm es wie etwas Selbstverständliches hin. So himmelweit ich davon entfernt war, ein Liszt zu sein — einer Art heiliger Scheu vor Wagners Person habe auch ich mich nie entwinden können.

Am 6. August — Sonntag, wars — traf ich in Bayreuth ein, leider ohne Frau Hofmann und ihre Tochter vorzufinden. Eine telegraphische Nachricht meldete, daß sie, von Krankheit zurückgehalten, erst in zwei Tagen zu erwar-

*) Aus meinem Leben. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1911 und 1913.

ten sei. So nahm ich Besitz von der gemeinsamen Wohnung bei Pfarrer Wilke in der Dammstraße und fand mich in Haus und Familie aufs beste aufgehoben. Meine erste Sorge war, in die am Nachmittag stattfindende Rheingold-probe zu gelangen. Das Glück begünstigte mich jedoch nicht. Hofkapellmeister Hans Richter, dem der Dichterkomponist die musikalische Direktion seiner Tetralogie anvertraut hatte, war, als ich bei ihm vorfragte, abwesend; Bankier Feustel, das Haupt des Verwaltungsrates der Festspiele, Wagners hilf- und verständnisreiche geschäftliche Stütze, empfing mich zwar, obgleich er Gäste bei sich hatte, sehr entgegenkommend, konnte mir aber nur den Bescheid geben, daß, aus Rücksicht auf den anwesenden König Ludwig von Bayern, heute alle Plätze im Theater unbesetzt bleiben sollten; einzig die oberhalb der Fürstenloge gelegenen, also dem königlichen Zuschauer unsichtbaren, seien an Künstler vergeben worden, nun jedoch bereits vergriffen. Indes stellte er mir bereitwillig für die drei folgenden Tage den Eintritt in Aussicht. Und er hielt Wort. Überdies hatte der König nun die Erlaubnis erteilt, auch andere Plätze freizugeben.

In der Walkürenprobe betrat ich zum ersten Male den im Äußern von Monumentalität und architektonischer Schönheit weit entfernten, im Innern aber musterhaft zweckentsprechenden und akustisch unübertrefflichen Bau, dessen gesamte innere Einrichtung sich von der hergebrachten unserer Bühnenhäuser unterscheidet. Zum ersten Male nehme ich in dem vom verdeckten Orchester bis zur abschließenden Fürstengalerie amphitheatralisch ansteigenden weiten Zuschauerraum Platz, der, ohne Rangunterschied, den Begriff einer idealen Einheit verkörpernd, nur durch Säulengruppen zur Rechten und Linken geschmückt, den Eintretenden stimmungsvoll umfängt. Die Fanfare schmettert, der Raum ringsum verdunkelt sich, der Tiefe des „mystischen Abgrundes, der die Realität von der Idealität zu trennen hat", entquellen Klänge, denen, zu wundervoller Einheitlichkeit verschmolzen, alles Materielle abgestreift scheint — ich er-

lebe, Wagners Allkunstwerk als eine neue Offenbarung in mich aufnehmend, Stunden unsagbarer Weihe.

Ich will nicht wiederholen, was schon zu hundert Malen geschildert worden ist, was ich selber auch in einer Broschüre „Das Bühnenfestspiel in Bayreuth" geschildert habe. Beglückt fühlte ich mich in einer anderen Welt. Noch war es verhältnismäßig still in der ehemaligen Markgrafenstadt, die ihre vornehme Vergangenheit namentlich in Bauten und Parkanlagen der Barockzeit zur Schau trägt: Ich durchstreife sie gern, die von erzenen Denkmälern und sprudelnden Brunnen belebten Straßen und Plätze, die so viel von alten Zeiten und Geschehnissen zu erzählen wissen. Mich heimeln sie an, die stattlichen Häuser mit ihren gebrochenen Dächern, ihren säulen- oder vasengeschmückten Portalen, den umgitterten Fenstern und den Vorstufen, die sich ungeniert ins Bereich des Bürgersteigs hineinstrecken. Nichts Reizenderes als das alte Opernhaus, das Wagner ursprünglich für seine Festspiele ins Auge gefaßt und in dem er bei Grundsteinlegung seines Theaters die neunte Symphonie zu festlicher Aufführung gebracht hat. Und wie ich ihn liebe, den Hofgarten mit seinen langen lauschigen Lindengängen, mit seinem dunklen Weiher, auf dem die Schwäne lautlos um die Neptungruppe der Insel kreisen, indes das Gevögel droben sein Konzert anstimmt, wenn das Orchester auf dem Festspielhügel verstummt.

Vorderhand begegnete man vorwiegend Künstlern auf den Straßen. Auch Leipziger, unter ihnen Franz von Holstein, Zopffs, kreuzten meinen Weg und nahmen mich ins Schlepptau. Kurz vor der Götterdämmerungsprobe kamen Hofmanns an und fuhren mir nach ins Theater. Da wandelten wir, unserer Vereinigung froh, im Zwischenakt, auf dem weiten Vorplatz umher, Bayreuth, von Waldbergen grün umschlossen, zu unsern Füßen. Unsere rasch erstandene Freundschaft treibt Blüten in dem nun beginnenden Zusammenleben.

Drei Tage blieb es nun still im Festspielhause. Ich be-

suchte Liszt, der bei Wagners im Wahnfried wohnte. Das inmitten eines an den Hofgarten grenzenden, herrschaftlich angelegten Gartens erbaute Haus ist das Ideal eines luxuriösen Musiker-Dichterheims. Die herrlichen Räume: der sein Licht von oben empfangende Musiksaal, das an Plauderecken reiche, elegant-trauliche Empfangszimmer Frau Wagners, das behagliche Speisezimmer, allen voran der berühmte, sich nach dem Garten öffnende Saal des Hausherrn, sind, jeder in seiner Art, Schöpfungen erlesenen Geschmackes. Wagners Zimmer vornehmlich birgt Schätze an Büchern, Bildern und Büsten, kostbaren Möbeln und Stoffen. Unter den Gemälden fallen die Porträts Wagners, seiner Gattin und Liszts von Lenbach, das berückende Profilbild der Mutter Frau Cosimas, Gräfin d'Agoult, von Henri Lehmann gemalt, die Bildnisse Frau Wagners und ihrer Kinder, die Joukowsky als heilige Familie — sich selber dazu als Josef — dargestellt hat, in die Augen. Beethoven und Schopenhauer fehlen nicht im Kreise derer, die Wagners Herzen nahe stehen.

Im Zimmer seiner Tochter empfing Liszt seine Freunde und Verehrer. „Sie sind mir doch nicht böse, daß ich Ihnen auf Ihre Probeanfrage meine Dienstfertigkeit nicht besser beweisen konnte?" war sein erstes Wort, als ich bei ihm eintrat. „Ich darf mir Wagner gegenüber dergleichen nicht erlauben, selbst für Sie nicht — und Sie wissen doch", fügte er scherzend hinzu, „daß ich ein erklärter Liebhaber von Ihnen bin!" Wer auf der Welt konnte es denn fertig bringen, dem liebenswürdigsten der Menschen böse zu sein, von dem Ambros sagte, wenn einer zwei zimbrische Mörder dingte, um ihn umzubringen, ihm aber zehn Minuten Zeit lasse, mit ihnen zu sprechen, so sei sein Leben unfehlbar gerettet.

Er lud mich für den Abend zu Wagners ein und nach einer unterhaltenden Fahrt durchs Grüne nach Schloß Fantasie, sah ich mich stolz und freudig im Wahnfried zu Gaste. Der Meister, der in diesen Tagen mit Verwirklichung seines

Ideals einen Triumph feierte, wie noch kein schaffender Künstler vor ihm, zeigte sich in glücklicher Stimmung; seine Gattin ließ den Wesenszauber walten, der ihr als Tochter ihres Vaters zum Erbteil geworden ist, Liszt, unvergleichlich wie immer, sprudelte von Geist und Güte über, Gräfin Schleinitz, die tatkräftige Beschützerin des Werkes von Bayreuth, der der auszeichnende Besuch Kaiser Wilhelms bei Eröffnung der Festspiele zu danken war, streute mit der ihr eigenen Grazie Liebenswürdigkeiten aus, bei denen auch ich nicht leer ausging. Dazu die Schar der am Festspiel beteiligten vorzüglichen Künstler — wahrlich ein „Blick umher in diesem edlen Kreise“ durfte den darin Aufgenommenen wohl mit froher Bewegung erfüllen. Ich erneute alte Bekanntschaften und knüpfte neue an, unter denen ich mich besonders der Louis Brassins, des ausgezeichneten Pianisten, George Davidsohns, des schneidigen Redakteurs des „Berliner Börsenkuriers“, und des Kostümkünstlers Professor Döpler erinnere, der mir allerlei Amüsantes über seine Erlebnisse mit den von ihm in Götter und Göttinnen verwandelten Darstellern erzählte.

Den Freitag der Probenwoche widmeten wir der Eremitage, dem Lieblingssitz der Markgräfin Friederike, Friedrichs des Großen geistreicher Schwester. Der weite, nur in seinem vorderen Teil, dem Schloß entsprechend, im französischen Stil angelegte Park ist so köstlich, mit seinen Wasser- und Wiesenflächen, seinen Waldpartien und versteckten Ruheplätzen so abwechslungsreich, daß uns der Morgen nicht genügte und wir am Nachmittag die anmutige Fahrt durch die von der Stadt hinführende alte Allee wiederholten. Da herrschte viel Leben. Die Bühne schien vom Festspielhügel heute hierher verlegt, so wimmelte es von Sängern und Instrumentalisten. Wagner erschien am Arm seiner Gattin. Ihm improvisierten die anwesenden drei Rheintöchter — die Schwestern Lehmann und Minna Lammert — eine sinnige Huldigung. Der sich zum Untergang neigenden Sonne zugewandt, von der Freitreppe aus, die in den unteren Teil

des Gartens leitet, stimmten sie ihren Dreigesang aus der „Götterdämmerung": „Frau Sonne" an. Wonnig und sonnig erklang es in goldener Reinheit und Schönheit, sodaß der Meister seine helle Freude daran empfand und die Sängerinnen umarmend, äußerte.

In der „Sonne", wo wir unser Mittagsmahl zu nehmen pflegten, war tags darauf Dom Pedro, der Kaiser von Brasilien, ein stattlicher freundlicher Herr, mit großem Bart dem man, seiner Majestät unkundig, nur mit Mühe noch Platz einräumte, unser Nachbar. Es ging jetzt eng zu an der Mittagstafel, denn mit einem Male ergoß sich nun der Strom der Fremden über die nach fast einem Jahrhundert der Weltvergessenheit im festlichen Schmucke prangende Stadt. Beim Kaffee im Garten tauchte mein eben angekommener Schwager Richard Pohl, neben ihm Dr. Petschke, der Liberale unter den Ultrakonservativen der Gewandhauskonzertdirektion, auf und gleich ihm viele meiner Bekannten.

Pohl wurde unser Begleiter auf der Fahrt zum Kaiserempfang. Allen voran fuhr Wagner zum Willkommen der Majestät, deren gütiges, wohlwollendes Antlitz sich dem brausenden Jubel lächelnd entgegen neigte. Ein langer Zug von Wagen folgte. Liszt empfing seinen Großherzog Carl Alexander von Weimar. Mit ihm trafen der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, der Großherzog von Baden mit Gemahlin und andere Fürstlichkeiten ein. Gleichen Glanz hatte Bayreuth noch nicht erlebt. Wo auch wäre je eine Zuhörerschaft wie diese, neben Gekrönten die gesamte geistige Blüte unsres Volkes und anderer Nationen umfassende, der Ladung eines einzelnen Künstlers gefolgt?

Als wir am späten Abend aus der Eremitage heimfuhren, konnten wir noch den Fackelzug ansehen, mit dem Bayreuth den Kaiser Wilhelm ehrte, wie es eine Woche zuvor den bayerischen König, Wagners hohen Protektor, durch Illumination der Stadt gefeiert hatte. König Ludwig war der Festspielstadt nach den Proben wieder entflohen. Die

Fenster des Lustschlosses Eremitage, die während seiner Anwesenheit tags über, wo er zu schlafen liebte, verhängt blieben, standen wieder offen und den Begehrlichen blieb der Eintritt unverwehrt.

Und nun ist der denkwürdige 13. August gekommen! Welch elegantes Festpublikum durchwogt die Straßen, vor allen die sich zum breiten Platz erweiternde Maxstraße, in der ich nun seit Jahren bei meinen lieben Grünewalds gemütlich herberge. Den Mittagsgästen in der „Sonne" ist eine erwartungsvolle Aufregung anzuspüren. Heute ist mir kein brasilianischer Kaiser, sondern ein in Amerika angesessener Leipziger Musiker, Herr von Inten, zum Nachbar bestimmt, der mir über die Verbreitung La Marascher Schriften im neuen Weltteil unerwartet Erfreuliches zu hören gibt.

Als wir in Soireetoilette uns anschicken, ins Festspielhaus zu fahren, sagt der treulose Kutscher, den wir bisher tags über engagiert hatten, plötzlich ab. In unsrer Not bietet der rotbärtige Wiener Maler Josef von Hoffmann, der die Dekorationen zum „Ring" entworfen hat, meiner schönen Freundin ritterlich seinen Wagen an; doch erobert ein Frankfurter Freund Frau Hofmanns uns noch glücklich einen anderen.

Draußen auf dem Theatervorplatz entfaltet sich buntes Leben. Überall bilden sich, sitzend oder stehend, Gruppen. Jeder Blick fast streift eine Berühmtheit, zum mindesten eine interessante Erscheinung, Vertreter der Geburts- und Geistesaristokratie, Dichter, Schriftsteller, Maler, Musiker in bunter Reihe. Alle Sprachen klingen an unser Ohr. Mit Mühe in Besitz von Sesseln gelangt, lassen wir dies vielgestaltige wallende Leben an uns vorüberziehen, bis die Fanfare uns kurz vor 7 Uhr auf unsere Plätze in der Mitte des Hauses ruft. Die Lichter erlöschen — das Vorspiel mit seinem wundersamen, durch 135 Takte festgehaltenen Orgelpunkt auf Es nimmt uns in Bann. Wir stehen unter dem Zauber einer ungeheueren poetisch-tonmalerischen Kraft. Vor uns in der Rheintiefe sehen wir die sich wohlig wiegenden

Wasserschwestern auf- und niedertauchen — ein szenisches Wunder, das freilich im heutigen Bayreuth, dank einer fabelhaft fortgeschrittenen Technik, zu einem noch unvergleichlich größeren Wunder gesteigert erscheint. Wir fühlen uns von der Harmonie und Hoheit einer neuen Allkunst umflossen. Ja, Bayreuth ist ein Erlebnis und welch ein Erlebnis!

Die Freundin an meiner Seite empfindet's beglückt gleich mir, und ich staune über ihr feines Musikgefühl. Ich flüstere ihr die Motive zu. Sie hält meine Hand in der ihren; ohne Worte spüre ich, wie jeder Eindruck in ihr nachzittert.

Nach beendeter Vorstellung drängt alles hinüber ins „große Restaurant." Auf der Galerie draußen finden wir noch Platz. Liszt, seine Enkelin Daniela von Bülow am Arme, mit der er mich schnell bekannt macht, späht umsonst nach einem freien Tisch, doch bieten wir ihm vergeblich den unseren an.

Anderen Tags speisen wir, statt in der „Sonne", mit Richard hier oben. Auf Größen aller Art, mir teils näher, teils auch nur von Ansehen bekannt, fällt mein Auge schon in nächster Nähe, und es gibt frohe Erkennungsszenen. Eben begrüßt mich Bodenstedt, der unterhaltendste aller Causeure, mit dem ich unlängst bei Dr. Adolar Gerhard zu Mittag speiste. Neben ihm das Lisztschülerpaar Hans und Ingeborg von Bronsart, hier Lassen, Damrosch, Nohl, Hellmesberger, Nikolai Rubinstein; dort Makart mit der Wolter, Marianne Brandt, da mein Achenseebekannter Julius Nilius, der überall zu sehende Wiener Kunstenthusiast, ihm gegenüber der Hüne Niemann mit seiner kleinen Raabin; drüben die Brahms-Intimen Julius Stockhausen, Georg Henschel. In der Ecke sitzt Edvard Grieg mit Franz von Holstein, bei den Konservativen: Dietrich, Radecke, Wüllner, Dessoff, dort Helmholtz und Frau, unweit von ihnen Gräfin Sauerma geb. Spohr, die große Harfenkünstlerin und nachmals meine liebe Freundin, mit ihrem Gatten. Die blasse schmächtige Frau da ist Malwida von Meysenbug, die Verfasserin der „Memoiren einer Idealistin", weiter ab-

seits sehe ich Wesendonks, Gräfin Usedom, Baron Dankelmanns, Anton von Werner, den Historienmaler des jungen deutschen Reichs, Ludwig Pietsch, Karl Frenzel, Paul Lindau. Da hinten stecken Engel und Ehrlich — von Bülow die lahme und bucklige Kritik getauft — die Köpfe zusammen. Eben kommen auch Gräfin Schleinitz und Gräfin Dönhoff, die Patroninnen Bayreuths, des Wegs, mit ihnen Donna Laura Minghetti, die Mutter der graziösen Gräfin, die jetzt Fürstin Bülow heißt. Wer zählt und nennt sie alle?

Eindrücke höchster Art erwarten uns im Theater, das heute um 4 Uhr beginnt. Groß und erhaben in Leidenschaft und Tragik zieht „die Walküre" an uns vorüber. Die Materna als Brünnhild, Niemann und Scheffsky als Geschwisterpaar, Betz als Göttervater bieten Herrliches. Und dieses Orchester, das unter seiner Schallwand hervor in nie erlebter Ausgeglichenheit und Klangschöne, stets im beabsichtigten Stärkemaß, ohne Vorwalten einzelner Instrumente, den Sänger nie deckt, ihn nur trägt! Begeisterung ohne Ende wird laut, als wir uns darnach mit Hofkapellmeister Levi, dem späteren Dirigenten des „Parsifal", Dr. Konrad Fiedler, Holstein und Pohl auf der Galerie des Restaurants zusammen finden! Da kann auch Holsteins Konservativismus nicht widerstehen.

Die Vorstellung am 15. August ward abgesagt. Wie noch gegenwärtig bei den Bayreuther Ringaufführungen, gab es einen Ruhetag. Er gehörte wiederum der Eremitage.

Am 16. folgte „Siegfried", das in Sonnenlicht getauchte, märchenhaft getönte Idyll, das, ein wundersamer Gegensatz, zwischen die Tragik von „Walküre" und „Götterdämmerung" tritt. Vom ersten Hören an bis auf diesen Tag ist es mir, trotz der bezwingenden Schönheiten des Waldwebens und der Erweckung Brünnhilds, der mir am wenigsten ans Herz gewachsene Teil der Tetralogie geblieben, wenngleich die anfangs von mir empfundenen Längen im ersten und dritten Akt als solche für mich in dem Maße

dahinschwanden, je öfter ich das Werk vernahm. Der Träger der Titelrolle Georg Unger, zu dessen Wahl sich Wagner hauptsächlich durch Ähnlichkeit seiner Gestalt mit der Niemanns, des Siegmund, bestimmen ließ, war allerdings auch weit entfernt, ein idealer Siegfried zu sein. Mehr Naturbursche denn Gesangskünstler, Held und Halbgott, war er vom Meister nur speziell für die eine Partie präpariert worden. Im übrigen leistete er, so viel ich erlebte, nur noch als Tannhäuser Leidliches. Unvergleichlich Vollendeteres haben nach ihm namentlich Ernst Kraus und Alfred von Bary als Siegfried in Bayreuth hingestellt.

Der Tag der „Götterdämmerung" trübte sich für mich und meine Gefährtinnen. Frau Hofmann erhielt einen Brief, der, eine Hochzeitseinladung für ihre Tochter enthaltend, ihre Heimkehr am nächsten Morgen verlangte. So gern wären wir noch kurze Zeit vereint geblieben, denn wir hatten uns im künstlerischen Glückesrausch dieser Tage seltsam ineinander gelebt. Allein zurückzubleiben bis zu dem sich an den ersten Zyklus anschließenden Festbankett war mir nun nicht mehr verlockend. Ich machte vergebliche Abschiedsbesuche bei Liszt und Frau Wagner. Noch führte mich Pohl zu Angermann — die berühmte, jetzt durch „Die Eule" ersetzte Künstlerkneipe, deren enge Räume sich durch Einbeziehung der Straße erweiterten, wo Kundry, die Kellnerin, den Gerstensaft auf Fässern statt auf Tischen kredenzte.

Der Nachmittag brachte uns den Abschluß des Rings und seine Krönung. Kolossal, wie das Wunderwerk und seine Wiedergabe, war der Jubel, den es auslöste. Es hätte einer Aufforderung Davidsohns nicht bedurft, daß der Ruf nach dem Dichterkomponisten tausendstimmig erklang. Endlich erschien er. „Sie haben", sagte er, „jetzt gesehen, was wir können. Wollen Sie, so haben wir eine Kunst!" Gleich mancher der Ansprachen Wagners, ward auch diese vielfach mißverstanden. „Das frechste Wort, das je gesprochen wurde!" rief mein Nachbar Stockhausen aus, indem er sich entrüstet hinwegwandte.

Mit einem Schatz von Erinnerungen an Höchsterlebtes, in dem Hochgefühl, einem Triumph ohne gleichen beigewohnt zu haben, den der deutsche Idealismus, auf dem die geistige Größe unseres Volkes beruht, gefeiert, schied ich am nächsten Morgen von der Festspielstadt. Am Bahnhof spielte sich ein Gewirr und Gedränge ab, wie ich kein ähnliches je gesehen habe. In dem bisher so stillen Ort an derartigen Massenverkehr noch nicht gewöhnt, verwechselte man vielfach die Gepäckstücke beim Expedieren. Ich mußte eilends zu einem Gepäckwagen hinaufklettern, da mein Koffer, wie ich noch rechtzeitig merkte, mit falscher Nummer versehen worden war.

Mein Weg führte nach dem Achensee, wo mich Gerhards erwarteten. Um Frau Hofmanns willen, nahm ich den Umweg dahin über Bamberg. Dort trennten sich unsere Straßen. Mit dem Versprechen, auf meiner Rückreise Ende September zu ihr nach Mainz zu kommen, und der dagegen erhaltenen Zusage, daß sie im nächsten Winter längere Zeit in Leipzig zubringen wolle, gingen wir auseinander. Gott wollte es anders. Es gab für uns kein Wiedersehen. Wetterlaunen ließen uns nicht so lang als geplant in Tyrol ausharren. Noch während die liebe Frau durch eine Badekur in Kreuznach festgehalten war, kehrten wir nach Leipzig zurück. Einmal daheim, nahm mich Arbeit gefangen. Eine dritte Auflage der ersten „Studienköpfe" und die Broschüre über das Bayreuther Bühnenfestspiel gaben mir bis Weihnachten zu tun. Am Sylvester endlich konnte ich ihr die ihr zugeeignete kleine Schrift schicken. Da mir kein Zeichen darauf zurückkam, ahnte ich nichts Gutes: Eine von ihrer Tochter einlaufende Nachricht meldete Trostloses. Nach unsrer Trennung hatte sich das Leiden ihrer Mutter täglich verschlimmert. Lebensmüde schloß sie sich von allem Verkehr ab. Meine Briefe, meine Neujahrssendung seien ihre einzige Freude gewesen. Seit vierzehn Tagen schwebe sie in Lebensgefahr, stündlich sterbensbereit. Und sie brauchte nicht lang zu warten. Der 11. Februar brachte der Dulderin die ersehnte Erlösung.

Mit ihr ging die verklärteste Freundschaft meines Lebens dahin. Nur kurze Frist war sie mir geschenkt worden; doch keinen Augenblick ward sie, außer der auch in Bayreuth nicht schweigenden Sorge um die Leidende, durch einen Hauch getrübt. Ich widmete ihr ein Gedenkblatt, das ich drucken ließ und ihrer Tochter zur Verteilung an ihre Verwandten und Freunde sandte. Von Toni hörte ich nur noch, daß sie, selbst krank und äußerster Ruhe bedürftig, nach England zu reisen im Begriff stehe. Später sagte man mir, daß sie ihrer Mutter bald nachgefolgt sei.

Bergfahrten und erste italienische Eindrücke

1877—1878

Die große Bayreuther Festspielzeit, die leider für den, dem wir sie dankten, die bittere Enttäuschung eines Defizits von 300000 Talern nach sich zog, hatte zahlreiche künstlerische Nachspiele im Gefolge. Insbesondere stellte es sich der Wagnerverein zur Aufgabe, durch musikalische und literarische Vorträge weiteste Kreise in die Tetralogie und Wagners Schaffen überhaupt näher einzuführen. Geistvoll und humoristisch, wie es seine Art war, sprach namentlich Wilhelm Tappert, der Berliner Musikschriftsteller, über „Wagner und die Reminiszenzenjäger." Bei der Gelegenheit kam es zu einem Privatgespräch mit mir, wobei er das Erscheinen meiner Bücher als etwas durchaus Neues, aber historisch Notwendiges bezeichnete. Sie seien, indem sie die verschiedensten Künstlerpersönlichkeiten mit gleicher Liebe erfaßten, ganz weiblich, wogegen das Urteil des Mannes naturgemäß einseitiger ausfalle.

Der Winter 1876 zu 77 bedachte uns mit manchem Außergewöhnlichen und vielem Schönen. Pablo Sarasate,

das spanische Geigengenie, führte sich in unserer Musikstadt ein, und ich machte bei einer Soiree bei Holsteins, bei der Frau Murjahn-Kölle ihre Sangesmeisterschaft bewundern ließ, seine uns alle verblüffende musikalische, sowie seine angenehme persönliche Bekanntschaft, die sich kurz darauf bei Zopffs weiter fortsetzte: Clara Schumann spielte im Gewandhaus das Konzert ihres Gatten, in der Kammermusik dessen „Carneval" und den Klavierpart des zu dieser Zeit noch wenig bekannten F-moll-Quintetts von Brahms. Ich saß neben Stadtrat Raimund Härtels auf dem Podium, dicht neben dem Flügel und wurde von ihnen der verehrten Künstlerin vorgestellt. Sie war äußerst nervös, bevor ihre Hände die Tasten berührten und rieb sich die Pulse immer aufs neue mit Kölner Wasser. Ihr jüngster Sohn wandte ihr die Notenblätter um. Denn sie pflegte nur ihre Soli auswendig zu spielen, nachdem sie — dafern Wenzel mich recht berichtete — einmal bei Vortrag eines Konzerts ihr Gedächtnis momentan im Stich gelassen hatte. Für mich, wie wohl für jeden, hatte die treue Kunst- und Lebensgefährtin Robert Schumanns stets etwas überaus Ehrwürdiges und ich bezeigte ihr, wo ich konnte, die wärmste Pietät.

Dem fünfzigsten Todestag unseres größten Tonmeisters, den ich meinesteils durch Aufsätze in der „Illustrierten Zeitung" und der „Gartenlaube" feierte, waren ein ihm ausschließlich gewidmetes Gewandhauskonzert, sowie mehrere von Riedel veranstaltete Kammermusikabende zu danken.

Noch zuvor, am 15. Januar 1877, war die seit Jahren erwartete erste symphonische Tat von Brahms in unserem ersten Konzertinstitut ans Licht getreten. Mit ihrem tragischen Pathos packte sie mich in Probe und Aufführung außerordentlich. Die mächtige Steigerung zumal im vierten und fünften Satz, der Eintritt des Posaunenchors griff mir ins Innerste. Mir klang das Ganze wie von einem poetischen Vorwurf eingegeben; doch ließ Brahms, ein ausgesprochener Gegner neudeutscher poetisierender Tendenzen, nichts derartiges laut werden.

Raimund Härtels machten den neuen Symphoniker zum Mittelpunkt einer glänzenden Soiree, bei der seine Intimen: Frau Clara Schumann, Herzogenbergs, Henschel und Frau Berta Faber aus Wien — der das Wiegenlied Op. 49 gewidmet ist, — erschienen. Der Held des Abends zeigte sich mir sehr freundlich und auch von den anderen durfte ich Erfreuliches über meine Brahmsstudie hören.

Es lag zur Zeit ein lebhaftes Geselligkeitsbedürfnis in der Luft. Bei meinen Geschwistern, bei Trefftz, bei Holsteins, Baronesse Eberstein, Werners — wo mir Professor Robert Kraußе, der Maler des Sgrafitto am „Wahnfried", viel von seinem Bayreuther Aufenthalt und dem Verkehr mit Wagner erzählte —, bei Geheimrat Schmidts, die mich durch die Tafelnachbarschaft des ebenso großen als liebenswürdigen Chirurgen Geheimrat Thiersch ehrten, bei Frau Dr. Seeburg und anderwärts vereinigten uns frohe Feste. Zu Bildern, die letztgenannte für einen wohltätigen Zweck stellen ließ, hatte Similde sehr hübsche verbindende Worte gedichtet.

Auf der Bühne kamen mehrere Raritäten zum Vorschein. So Webers unendlich naive, allerliebste Jugendoper „Abu Hassan" und Schuberts „Häuslicher Krieg." Das eine — obwohl nur ein heiterer Scherz — bezeugt gleicherweise den dramatischen Puls des künftigen Freischütz-Komponisten, als das andere, trotz reizender Musik, in seinem lahmen längenden Gang, das mangelnde Bühnenblut des großen Lyrikers, dessen Lieder doch so vielfach dramatischen Lebens voll sind. Auch Halévys vergessene „Jüdin" ließ sich wieder sehen. „Eine echte große Oper voll Unnatur und gesuchter Situationen", sagt mein Tagebuch, „wie ein Erlöser vom Übel erscheint da Wagner mit seinen reinigenden Tendenzen."

Mit Entzücken genoß ich im April und Mai das Gastspiel der großen Wiener Sängerin Marie Wilt. Welch eine Stimme! Ein Phänomen an sinnlichem Wohllaut und seelischer Ausdrucksgewalt, an samtiger Weichheit, an Glanz

und Größe, hatte sie, drei volle Oktaven bis zum dreigestrichenen F umspannend, im kolorierten wie im dramatischen Gesang gleicherweise vollendet, in der singenden Welt der Gegenwart nicht ihres gleichen. Durch Schönheit des Äußeren war die Künstlerin von der Vorsehung nicht begnadet worden. Überkräftig, ja kolossal ragten, ihrer mehr groß als fein organisierten Individualität entsprechend, die Formen ihrer Gestalt. Aus den Linien ihres Antlitzes sprach mehr Willenskraft als Anmut. Melancholie blickte aus ihren eigenartig schillernden Augen, Bitterkeit umzuckte oft den leidenschaftlichen Mund, dem doch solch wonnevoller Tonsegen entströmte.

Von ihrer Donna Anna im „Don Juan" begeistert, versagte ich mir's nicht, sie auch in ihren weiteren Rollen als Aida, Norma und Valentine (wo sie die Liebesszene hinreißend sang) mit immer gesteigertem inneren Anteil zu hören. Damals ahnte ich nicht, daß sie mir binnen kurzem freundschaftlich nahetreten werde.

* * *

Im Juni meldete ich mich bei Liszt in Weimar an und erhielt nachstehende freundliche Aufmunterung:

„Verehrte Gönnerin,

Herzlichst willkommen hier übermorgen, Sonnabend. Ich habe Ihnen für so vieles Gütige und nachsichtig Freundschaftliche zu danken! Schenken Sie mir also ein paar Tage und, wenn möglich, verbleiben Sie hier bis Dienstag Abend, wo ein paar meiner Sachen in der Stadtkirche aufgeführt werden.

Einliegend das Programm: wollen Sie so freundlich sein, es Riedel mitzuteilen?

Dankbar und verehrungsvoll ergebenst

F. Liszt.

Donnerstag, 7. Juni 77, Weimar."

Das Programm nannte — verführerisch genug — den 13. Psalm und die Graner Messe, und am 10. Juni erschien ich zur sonntägigen Matinee in der Hofgärtnerei. Von mir bisher unbekannten Lisztschülern fand ich Vera Timanoff, Ottilie Lichterfeld, Johanna Wenzel, Jules Zarembsky, Max Pinnor und andere. Serenissimus war wieder anwesend und wie immer gütig gegen mich. Der Meister selbst spielte mit dem vortrefflichen Weimarer Cellisten Leopold Grützmacher ungarische Skizzen von Volkmann und begleitete Vera Timanoff einen Satz aus Rubinsteins F-dur-Konzert. Johanna Wenzel, später Professorin am Brüsseler Konservatorium — hatte sich Chopins Barcarolle und mit dem von Liszt bevorzugten Zarembsky, ihrem nachmaligen Gatten, Liszts „Mazeppa" zum Vortrag erlesen.

Am Abend wohnte ich mit Liszt und Baronin Meyendorff in der „Gesandtenloge" des Hoftheaters einer Vorstellung der „Meistersinger" bei. Liszt las das „an Feinheit des Gewebes unbegreifliche Wunderwerk", wie er es nannte, im Klavierauszug nach und sprach sich über einzelnes ausführlich aus. Während der Zwischenakte gingen wir mit ihm hinunter ins Freie, wo sich viel junges Schülervolk um ihn scharte.

Am nächsten Morgen schenkte mir der Meister ein paar Stunden das Alleinseins mit ihm. Er bat mich, Geduld zu haben, wenn die Chopin-Angelegenheit noch immer nicht weitergerückt sei. Aus Courmacherei für die Fürstin sei das Buch entstanden und teilweise mit von ihr geschrieben worden. Bei der Neubearbeitung möchte sie nun allerlei hinein- anderes herausbringen. Das langweile ihn; darum lasse er die Sache vor der Hand noch ruhen, bis sie miteinander ins Klare gekommen seien. Einstweilen habe er noch eine andere Übersetzerbitte, nämlich daß ich das italienische Vorwort zu seinem Tasso-Epilog, einer Ergänzung des „Lamento e Trionfo", „in elegantes Deutsch kleide, das er selber leider nicht schreibe."

Wir kamen dann auf die von Lina Ramann in Aus-

sicht stehende Biographie des Meisters zu sprechen. „Es wird ein umfängliches Werk — viel zu umfänglich", meinte er und erzählte, daß es ganz ohne sein Zutun und Wissen, schon seit zwei Jahren von der ihm damals unbekannten Verfasserin vorbereitet worden sei. Sie sei eines Tages mit der Frage zu ihm gekommen, ob er etwas dagegen einzuwenden habe, wenn sie in einer geplanten Broschüre über seinen „Christus" diesen sozusagen interkonfessional auffasse. Er habe darauf erwidert: „Natürlich habe ich ihn vom Standpunkt des Katholiken geschrieben, wie ich nicht anders kann. Doch finden Sie, daß man ihn auch anders, meinetwegen calvinisch, puritanisch, türkisch oder sonstwie auffassen könne, so bleibt dies Ihnen überlassen." Bald darauf habe sie die Biographie in der Stille in Angriff genommen. Notizen habe er ihr nicht dazu gegeben, nur einige irrige Angaben berichtigt. Dagegen habe sie dies Jahr von der Fürstin vielerlei erhalten. Ich bekannte, daß mir dadurch, obwohl ich mich von kleinlichem Neide frei wisse, eine liebe Lebensaufgabe genommen werde, denn, wenngleich ich die dringliche Aufforderung seines Vetters Eduard von Liszt vor sieben Jahren abschlägig beschieden hätte, sei mir die Idee doch als eine später auszuführende beständig nachgegangen. Da sagte er gütig: „Ihre Charakterstudie ist etwas ganz Verschiedenes und Selbständiges und wird als das Beste, was in knapper Form über mich geschrieben ist, immer ihren Wert behalten."

Noch hatte ich eine besondere Frage auf dem Herzen. Dem Buchhändler Lipperheide in Berlin, Herausgeber der derzeit vielgelesenen „Illustrierten Frauenzeitung", hatte ich auf sein Ersuchen einen Aufsatz über die hervorragendsten Pianistinnen der Gegenwart zugesagt. Es war mir wichtig, die von mir getroffene Wahl der Einzelnen, bevor ich mich mit ihnen in Verbindung setzte, mit der höchsten Autorität, die es gab, zu besprechen. „Als Alterspräsidentin", lautete seine mir zustimmende Entscheidung, „müssen Sie Clara Schumann an die erste Stelle setzen, obgleich ihr im Können die

Neueren über sind, unter denen Sofie Menter ohne Zweifel allen voransteht. Dann Marie Jaëll-Trautmann, die nächst ihr musikalischste, die ihren Mann bedeutend überragt. Weiter Essipoff und Timanoff, Krebs und die Mehlig, die sich in Amerika viel Ruhm und Geld verdient und damit mehr Relief gegeben hat. Auch, wenn Sie wollen, die Szarvady-Clauß — eine gute Person, die nicht viel kann, wenn sie sich auch einbildet, Schumann in Paris eingeführt zu haben. Ich habe ihr selber fünf, sechs Stücke einstudiert. Durch ihren Mann, einen ungarisierten Herrn Hirsch, den Pariser Reporter der „Signale" und anderer Blätter, ist sie in die Höhe geschraubt worden und zu Ruf gelangt. Ich kenne die ganze klavierspielende Welt und verstehe ein wenig von der Sache, so daß Sie sich auf mich verlassen dürfen. Auch Rubinstein ist durch meine Schule gegangen, früher in Paris, später in Wien. Nur sein Wagner-Standpunkt ist mir antipathisch, wenn jetzt auch eine nicht mehr zu berührende Frage."

Er erzählte, wie die Menter mit ihm in Budapest sein Concert pathétique und den „Walkürenritt" mit Verve und Genie gespielt habe. Beim Beethovenfest hätte sie gern sein Es-dur-Konzert spielen wollen und sich mit bitteren Tränen über Zurücksetzung beklagt, als Mary Krebs, mit Rücksicht auf ihre in der Missa solemnis und der neunten Symphonie durch Soli beschäftigte Mutter und ihren für das Programm benötigten Bräutigam Schild, dafür gewählt worden war.

Sodann streifte das Gespräch noch die im Mai stattgehabte Tonkünstlerversammlung in Hannover, der ich zufolge Unwohlseins ferngeblieben war. Liszt hatte neben seiner Dante-Symphonie daselbst die „Phantastische" von Berlioz dirigiert. „Zum ersten Male im Leben hat man mich gelobt. Denn ich bin ja ein notorisch schlechter Dirigent, der nichts von der Sache versteht und alles auseinanderbringt", bemerkte er ironisch. Darauf lud er mich zur Probe am Nachmittag ein, „wenn ich mich ihm zu Gefallen langwei-

len wolle"; nur könne er mich leider nicht abholen, da er Gräfin Schleinitz seine Ritterdienste widmen müsse. Er begleitete mich dann bis ans Ende seines Gartens und hinaus in den Park und setzte mich in Verlegenheit durch die Versicherung, er fühle sich meinen Schuldner und werde mir's zu beweisen suchen, wie sehr er sich dessen erinnere.

In der Probe saß ich mit Xaver Scharwenka und seiner anmutigen jungen Frau, Zschocher und Max Pinner zusammen und las mit letzterem — einem leider früh verstorbenen, äußerst sympathischen jungen Künstler, der beim Musikfest in Hannover Liszts A-dur-Konzert nach des Meisters Zeugnis glänzend gespielt hatte — im Klavierauszug der Graner Messe nach. Müller-Hartung führte den Taktstock, Liszt, neben ihm stehend, dirigierte mit. Dann kam er vom Chor herab und setzte sich neben mich. Die Tempi im Psalm „Herr, wie lange", den er, wie er sagt, „mit Bluttränen geschrieben" habe, waren ihm zu langsam, und als die zweite Klarinette nicht einsetzte, rief er ins Orchester hinauf und nahm gleich darauf wieder seinen Platz oben neben dem Dirigenten ein. Nach beendeter Probe begrüßte ich Gräfin Schleinitz und Baronin Meyendorff und Liszt brachte mir ein Billett für die morgende Aufführung, deren Gelingen ich mich auf einer für seine Gäste auf dem Altarplatz reservierten Bank, in Nachbarschaft von Baron Loën und Gattin, Baronin Meyendorff und Gräfin Schleinitz erfreuen durfte.

Schon am nächsten Sonntag ward mir, nach einem kurzen Besuch bei meinen Geschwistern in Jena, ein Wiedersehen mit dem Meister in Leipzig vergönnt, wozu vier vom Riedelschen Verein in der Thomaskirche zum Vortrag gebrachte Stücke aus dem „Christus" den Anlaß boten. Die Wirkung derselben, äußerte er zu mir, sei eine etwas monotone, da die Orgel nicht vermöge, das Orchester zu ersetzen, für das die Begleitung gedacht sei. Außerdem erschwere der örtliche Übelstand, daß Orgel und Chor einander nicht hörten, das Zusammenhalten beider.

Nach beendetem Konzert besuchte mich Liszt, nachdem er Reinecke aufgesucht hatte. Er fand Laura und Similde bei mir — meine Mutter brauchte die Kur in Reichenhall — und sprach seine Freude über die schönen Räume und besonders die große, in den Garten führende Veranda aus. Meine verwöhnte weiße Katze sprang ihm zutraulich aufs Knie, und er schmeichelte ihr. Als ich ihm ein Glas Rotwein antrug, meinte er humoristisch: „Ich habe zwar eben erst suitisiert, kann es aber noch einmal tun.“ „Schlechte Musik!“ lachte er, da er seine Franziskus-Legenden und andere Lisztiana auf dem Flügel liegen sah. Dann griff er nach dem neuen „Album“ und den „Capricen“ Theodor Kirchners, deren Dedikation an mich er las. „Das ist feine Musik“, sagte er, „aber erst Op. 27, obgleich er schon seit 27 Jahren schreibt.“ Auch auf Rubinsteins „Nero“ und „Dämon“ fiel sein Blick. „Das kenne ich selber noch nicht“, bemerkte er, gern auf mein Anerbieten eingehend, die Bände mitzunehmen. „Schickt Ihnen Rubinstein selber alle seine Partituren?“ fragte er und erwähnte, er habe jetzt seinen Tasso-Epilog und mit ihm ein Impromptu und die vierhändigen Bearbeitungen der letzten symphonischen Dichtungen „Héroïde funèbre“ und „Hunnenschlacht“ an Härtels abgeliefert. Bülow habe sie übernehmen wollen, sei aber gegenwärtig zu angegriffen, als daß er es ihm zumuten möge. Der sei der Einzige, dem er es anvertrauen könnte; sonst komme nur etwa Sgambati in Rom, der die „Ideale“ gut bearbeitet habe, neben ihm in Frage.

Er kam auf meinen Besuch in Weimar zu sprechen. „Leider habe ich Sie gar nicht so genossen, wie ich möchte“, sagte er. „Ich war durch Frau von Schleinitz und den Großherzog zu sehr in Anspruch genommen, die sich zweimal bei mir anmeldeten. Kommen Sie nur bald wieder, dann will ich mich besser aufführen.“

An einer geselligen Vereinigung im Hotel Hauffe nahmen wir drei auf seine Einladung noch am Abend teil. Eine Menge „Neudeutsche“ hatten sich um ihn versammelt. Er,

von Baronin Meyendorff und Riedel eingerahmt, wünschte mich zu seinem Gegenüber; auch Laura und Similde wurden in seiner Nähe plaziert.

Mit den Lisztfreuden war's am anderen Morgen, als wir dem Großen ein letztes Mal bei der Abfahrt die Hand drückten, wieder einmal vorbei. Der August fand ihn wieder in Rom. Mich fand er mit Gerhards, denen sich jetzt noch die Lieblingsnichte Similde, Suschen Gerhard, anschloß, wieder am Achensee, und dort bescherte mir das Glück eine der engsten und folgenreichsten Freundschaften meines Lebens.

* * *

Als mir beim ersten Morgentee eine mir bekannte junge Wienerin ihr Entzücken über Rubinstein, den sie gehört hatte, äußerte, und ich erwiderte: „Gewiß, auch ich bewundere und liebe den herrlichen Künstler — und doch ist zwischen seinem Spiel und dem Liszts noch eine Kluft wie zwischen Erde und Himmel." „Das ist auch meine Meinung", warf eine fremde Stimme ein, und die Wienerin zögerte nicht, mich mit deren Eigentümerin: „Exzellenz Baronin Wehli aus Wien", bekannt zu machen. Ich sah eine Frau — mich dünkte sie eine reichliche Vierzigerin — von hohem stattlichen Wuchs, edlen, schön gezeichneten Gesichtszügen vor mir und ein paar wundervoll ausdrucksreiche braune Augen blickten mich an. Jede Bewegung, jedes Wort zeigte, bei aller ihren Landsmänninnen eigenen Natürlichkeit, die Frau von Welt. Später sagte man mir, daß ihr Haus ein gesuchter Mittelpunkt erster Gesellschaftskreise Wiens sei. Ein Gespräch, das uns bald fesselte, offenbarte ihre geistige Grazie und bezwingende Liebenswürdigkeit, bei starkem, die italienische Abstammung verratenden Temperament. Lebhaft fühlte ich mich zu ihr hingezogen, und auch sie zog mich von stundan fort und fort in ihre Nähe, nachdem sie mir ihren Gatten, Sektionschef im Ministerium des Innern, einen bedeuten-

den Juristen von universaler Bildung und echtem Wiener Geselligkeitsbedürfnis, vorgestellt hatte.

Eines Tages entdeckte er — eine in der Pertisau zuvor noch nicht erlebte Erscheinung — in einer Villa am Waldrande ein Klavier und erbat alsbald vom Besitzer die Erlaubnis zur Veranstaltung einer musikalischen Matinee. Sie fiel nicht übel aus und trug mir von Baron Wehli einen herrlichen Edelweißstrauß ein. Dabei entpuppte sich seine Frau im Vortrag einer Chopinschen Mazurka und einer französischen Chanson als feine, besonders für Chopin begabte Klavierspielerin. Dem eigenen Bekenntnis zufolge, zählte sie nicht zu den musikalischen Fortschrittlern. Ihr Musikgefühl machte beim letzten Beethoven Halt, wie es sie bei Wagner jenseits des „Lohengrin" im Stich ließ und es nur noch zur Anerkennung einzelner Schönheiten der späteren Werke brachte. Da half kein Demonstrieren, kein begeistertes Erläutern — hier gab es unüberbrückbare Gegensätze unsrer Naturen, mit denen wir uns abzufinden hatten, wenn dies meinem Idealismus auch nicht leicht fiel.

Unser Beisammensein währte nicht lange. Ein Brief ihrer an den Dichter Hans Hopfen verheirateten einzigen Tochter rief Wehlis zu einer verabredeten Vereinigung mit ihr und ihrer Familie in Niederndorf schneller ab, als uns lieb war. Beim Abschied mußte ich versprechen, sie in Wien zu besuchen. Kaum hatten sie uns verlassen, als ein Telegramm meiner Geschwister mich für den folgenden Morgen nach Gossensaß bestellte, von wo aus wir weitere Unternehmungen planten. So traf ich in Innsbruck unerwartet wieder mit Wehlis zusammen, die sofort in meinem Coupé Platz nahmen und mich bis zu meinem Ziele ihre liebe Gesellschaft genießen ließen. „Ich hab's ja gefühlt, daß wir uns wiedersehen müßten!" rief sie mir beim Einsteigen zu, und als wir uns nach kurzen Stunden trennten, waren wir einander ein gut Stück näher gekommen denn zuvor. Hatte sie mir doch in ihrer impulsiven Weise in ihr an Glück wie an Leid reiches Leben Einblick geschenkt. In einem Anflug von Phantastik

dachte ich, während einer mit meinen Geschwistern unternommenen Nachmittagsfahrt nach den Pflerscher Gletschern: „Hat diese neue Freundschaft Bestand, so werde ich ein vierblätteriges Kleeblatt finden." Kaum gedacht, durfte ich das schönste Vierblatt pflücken. Unsrer am Achensee erblühten Freundschaft aber entkeimte in Wahrheit ein treuer Herzensbund, der zuvörderst durch einen von Baronin Wehli eröffneten Briefwechsel eifrig gepflegt ward.

Von Gossensaß ging die Reise am nächsten Tag nach Waidbruck. Unterwegs in Franzensfeste begegnete uns der mir in der Pertisau bekannt gewordene Wiener Bildhauer Silbernagl. Er bat, sich uns zur Fahrt ins Grödner Tal anschließen zu dürfen, und wurde für ein paar Tage unser angenehmer und kundiger Gefährte. Im Rössel in St. Ulrich nahmen wir Quartier. Von da wanderten wir in aller Gottesfrühe, die kühnen Profile des Lang- und des Plattkofels mit einem Gefolge stolzer Dolomiten vor uns, über Santa Cristina nach Santa Maria, die letzte Gemeinde der ladinischen, ihre eigene Sprache redenden Bevölkerung im Tale. Aus einer engen öden Felsengasse hervor ragen die Trümmer der Feste Wolkenstein, dem Stammsitz Oswald von Wolkensteins, des letzten Minnesängers, der sein abenteuerreiches Leben im nahen waldversteckten Hauenstein bei Ratzes beschloß. An sein Geschlecht erinnert uns schon beim Eintritt ins Grödner Tal die malerische Trostburg, der gegenüber der bescheidene Vogelweidhof an einen noch ruhmgekrönteren Minnesänger mahnt. Hinter Santa Maria laden Übergänge übers Sellajoch ins Fassa-, übers Grödner Jöchel ins Enneberger Tal tief in die Dolomitenherrlichkeit hinein. Doch versteigen sich unsere Pläne für diesmal nicht so hoch, sie weisen uns vielmehr aus den für meinen Geschmack allzu sonnigen Weiten des Grödner Tals wieder zurück nach Waidbruck und über den Eisak zum jenseitigen Ritten empor. Kein Wagen fuhr damals da hinauf, wohin jetzt eine bequeme Bergbahn von Bozen aus führt. Auch ein mir verheißenes Rößlein blieb aus; ein mehrstündiges Steigen

nur ließ uns das fruchtbare Hochplateau gewinnen, das sich mit Wäldern, Wiesen und Feldern, Schluchten, Tälern und Höhen und quellenden Wassern mit zahlreichen Ortschaften, Villen und Gärten über Bozens Glutkessel erhebt und zur Sommerzeit einem bunten internationalen Leben Raum gibt.

Eine beabsichtigte Besteigung des Rittner Horns, des höchsten Gipfels des Rittens, wird uns leider durch Nebel und Gewitter zu nichte; dennoch bleibt der Aufenthalt in Klobenstein, einer durch den Ausblick auf den Rosengarten und seine Dolomitennachbarn bevorzugten Sommerfrische, für uns kein verlorener. Ein Berggefährt, Pendle genannt — das damals einzig mögliche für die steilen Wege zum und vom Ritten — führte uns am dritten Tag von dannen. Vorn auf Räder, hinten auf Schleifen gestellt, deuchte es uns nicht sonderlich vertrauenerweckend. In der Tat ließ das gefürchtete Abenteuer nicht lange auf sich warten. Kaum eine Viertelstunde währte die Fahrt bergab, als das sonderbare Vehikel mit uns umstürzte. Wir hatten bei Einnahme der Plätze nicht das nötige Gleichgewicht beobachtet; doch kamen wir, da der Unfall nicht an halsbrechender Stelle geschah, alle ohne Schaden davon und fuhren, drei Stunden später, ob des originellen Gefährtes vielbestaunt, vor der „Kaiserkrone" in Bozen vor.

Nicht dort war unseres Bleibens. Der nächste Tag sah uns unterwegs nach dem Gardasee, den wir, nachdem wir in Mori die Bahn mit einem Zweispänner vertauscht hatten, durch Nagos Felsentor zuerst erblickten. „Ecco'l lago di Garda!" ruft unser Vetturin bei einer plötzlichen Biegung der Bergstraße, und entzückt schaut das Auge den märchenhaften, von stolzen Felsgestalten umragten Saphirspiegel.

Ziemlich steil fällt nun unsere Straße talab. Im weiten Gartenland, das die Sarca, von Arco kommend, durchläuft, recken sich die schlanken Zypressen; weich und wohlig umfangen uns des Südens Lüfte. Das malerische Schifferdorf, das wir durchfahren, ist Torbole; ehe wir's uns ver-

sehen; sind wir in Riva und legen in der „Sonne" auf ein paar seewärts gelegene Zimmer Beschlag.

Für den Nachmittag ist ein Spaziergang nach dem Ledrosee vorgesehen. Wir schreiten die berühmte Ponalestraße, den kühn den Felsen abgetrotzten Weg entlang, dessen Erbauung, bevor sie gelang, für Wahnsinn erklärt wurde; uns zur Seite in der Tiefe leuchtet der Kristallgrund des Sees. Da sehen wir bei einem zufälligen Halt den Portier des Hotels hinter uns her keuchen; er winkt und hält in der erhobenen Hand ein Telegramm. Was ist's? Similde meldet ihre bevorstehende Ankunft in der „Sonne", ja sie ist ihrer Botschaft auf dem Fuße nachgeeilt. Schon taucht sie auf der Straße auf. Sie fliegt mehr als sie geht, und bald liegt sie halb lachend, halb weinend in meinen Armen. Sie hat eine sorgenvolle Fahrt hinter sich. Einem raschen Einfall Gehör gebend, wollte sie uns in Bozen überraschen und war kurz nach uns in der „Kaiserkrone" eingetroffen. Da wir uns aber erst am folgenden Morgen ins Fremdenbuch einschrieben, hatte sie uns vergebens nachgefragt. Wie wir, hatte sie am Abend auf der Talferbrücke gestanden, wie wir eine Zeitlang auf der Bank vor dem Hause gesessen, hatte in dem Zimmer neben mir geschlafen, hatte nur leider nicht gleich uns an der table d'hôte, sondern im Restaurant unten gespeist. Als sie am Morgen unseren Namen im Fremdenbuch liest, sind wir bereits über alle Berge. Sie telegraphiert nach Riva an die „Sonne", zieht aber der von uns gewählten Route von Trient ab eine Wagenfahrt durchs Sarcatal vor und findet sich nun endlich uns vereint.

Mit uns stieg sie nun zum donnernden Ponalefall hinab und zum Ledrosee hinauf, durchschiffte das flüssige Silber des Sees in der Vollmondpracht, die wilde Brandung der Ora bis Limone in nächster Morgenfrühe und teilte auch eine Fahrt durch das ihr bereits bekannt gewordene Sarcatal über die Varoneklamm und Arco, bis Kastell Toblino, ein altes, vom gleichnamigen See umspültes romanisches Schloß. Poetischer Zauber ruht über dem melancholischen

Ort, als dessen Besitzer ich später Graf Terlago und seine Damen am Achensee kennen lernte.

Das mächtige Becken des Gardasees durchschifften wir beim Abschied in seiner ganzen Ausdehnung. Sein hochgebirgiger Charakter verliert sich gegen das Ende hin. Gardone und zumal Salò schauen uns schon südlich an. Wie viel mehr noch Isola di Garda und die Halbinsel Sermione mit den Grotten Catulls und dem Scaligerschloß. Dann landen wir in Desenzano und binnen anderthalb Stunden wandern wir in Verona herum.

Nur im Eintagsfluge naschen wir von dem, was die Scaligerstadt darbietet. Das echteste Bild italischen Lebens enthüllt sie uns mehr denn in ihren anderen Sehenswürdigkeiten — dem Amphitheater, den Kirchen, Can Grandes Hofburg, der alten Etschbrücke, den sogenannten Sarkophagen Romeos und Julias — in der freskengeschmückten, malerischen Piazza d'Erbe.

Wir schauen alles und sitzen mit dem sich neigenden Abend schon im Schnellzuge, der mich und Similde andern Tages nach unserem See zurückbringt.

Kurze Zeit darnach bewillkommneten wir unsern alten Freund Fichte in der Pertisau. Leider war er erkältet, das Wetter unfreundlich, und zum Überfluß entdeckte er den Verlust seiner Geldtasche, die nicht allein seine ansehnliche Reisebarschaft, sondern auch seine Tagebücher barg. Seine ihn begleitende Hausdame hatte vergessen, sie beim Aussteigen aus dem Postwagen dem Gepäckkasten zu entnehmen. Zum Glück fand sie sich unversehrt in der Scholastika, wo der Postillon sie einfach auf eine Bank vor der Tür niedergelegt hatte.

Unser Philosoph war nun beruhigt. Seine Gespräche mit „den Seelenschwestern", wie er uns nannte, aber bewegten sich zu meinem Mißbehagen vorzugsweise um das Thema Spiritismus; denn er gab sich in seinen letzten Jahren derlei mystischen Dingen und Untersuchungen hin. Eines Tages machte er sich plötzlich mit der Behaup-

tung reisefertig, daß er das trübselige Wetter an unserem „Hexenkessel" nicht länger mit ansehen könne, und verließ uns hustend und pustend, ohne daß es zu einem weiteren Wiedersehen mit uns kam. Zwei Jahre später ging er aus der Welt.

Untersuchungen über Seetemperaturen und Tiefe und Gestalt der Seebecken führten den berühmten Dachsteinerforscher Professor Friedrich Simony aus Wien wiederholt an unseren See. Der große, dabei überaus anspruchslose Gelehrte trat in lebhaften Verkehr mit uns und wir verdanken seiner Liebenswürdigkeit manche gute Stunde der Belehrung, wie überhaupt unserem geliebten See manche wertvolle Bekanntschaft.

Um diese Zeit pflegte Dr. von Gudden, der Münchner Psychiater, der wenige Jahre später durch und mit dem unglücklichen König Ludwig II. von Bayern im Starnberger See ein tragisches Ende fand, mit seiner Familie in der Pertisau zu sommerfrischen. Er war ein lieber, ausnehmend sympathischer Herr, dem die Milde und Menschenfreundlichkeit, die das Prinzip seiner Krankenbehandlung bildeten, aus den Augen blickten; dabei voll starker Körper- und Lebenskraft, so daß es eines verzweifelten Kampfes bedurft haben muß, um ihn im Bund mit den Wasserfluten zu überwältigen. Mit eigenen Augen sahen wir ihn am Achensee aus einem Kampf mit den Wogen siegreich hervorgehen. Während einer Bootfahrt mit einem jungen Wiener Freund schlug auf der Höhe des Sees beim Ruderwechseln ihr Boot zu unserem Entsetzen um. Doch wußten sich beide als sichere Schwimmer zu helfen und standen bald heil und munter am Ufer.

Derselbe junge Wiener, Dr. Julius von Roschmann, erzeigte mir später einen Dienst, für den ich ihm noch heute verbunden bleibe. Als Neffe des allen Schubertverehrern als hilfreicher Schubertfreund bekannten Freiherrn Josef von Spaun, ließ er mir die von diesem aufgezeichneten eingehenden Erinnerungen an den Liederfürsten abschriftlich

zugehen, die — bis dahin nur bruchstückweise benützt — die wesentlichste Grundlage der biographischen Schubertforschung bilden. Mit Erlaubnis der Witwe Spauns durfte ich das wertvolle Dokument zuerst seinem vollen Inhalte nach veröffentlichen und habe dies zunächst in der „Neuen Musikzeitung" (Februar 1890), des weiteren in meinem Buch „Klassisches und Romantisches aus der Tonwelt" (Breitkopf und Härtel 1892) getan.

* *
*

Bald nach unserer Heimkehr nach Leipzig trat mein Bruder Hermann vom Rektorat der Nikolaischule zurück, um ein Ordinariat als Professor der klassischen Philologie an der Universität zu übernehmen, nachdem er sich bisher neben seinem Schulamt als Extraordinarius betätigt hatte. Seiner Antrittsvorlesung über die attische Demokratie wohnte ich mit den übrigen Familiengliedern am 24. Oktober in der Aula bei.

Den ersten Größen unserer Universität gefiel es in diesem Winter, die Schätze ihres Wissens in Vorlesungen über weite Kreise auszustreuen. Da hörten wir von Wundt, Zarncke, Baur, Binding, Noorden, Zirkel, Thiersch, Windscheid, Delitsch, Leskien, Springer viel Geistvolles, und auch aus dem Kunstverein und der Geographischen Gesellschaft, in der Virchow über das Verhältnis des fossilen Menschen zum Tier und dem Affen insbesondere sprach und uns über die nahe Verwandtschaft von Affen- und Menschenschädel nicht eben Erhebendes sagte, trugen wir viel mit nach Hause.

Bei unsern Freunden Holsteins war inzwischen eine neue Oper: „Die Hochländer" auf die Welt gekommen. Sie beschritt am 23. Oktober erstmals unsere Leipziger Bühne, bedeutete jedoch für ihren Schöpfer wie für die Zuhörer eine Enttäuschung. Dem durchaus lyrisch gearteten Naturell des Dichterkomponisten versagte der tiefe Atemzug der Lei-

denschaft. Ihn den Gestalten seiner Stuart-Oper einzuhauchen vermochte er nicht. Dem, seinem eigenen Bekenntnis zufolge, „in ihm steckenden Zug zum Innig-Genrehaften, der sich in liedartigen Formen äußern muß", taten seine zwei ersten Opern Genüge, der diesmal gewählte historische Stoff ging darüber hinaus. Fremde Einflüsse, hier Marschners, dort Meyerbeers, machten sich bemerkbar, und die als Gipfelpunkt gedachte Schlaftrunkszene im dritten Akt, die an eine verwandte Situation in den „Hugenotten" erinnert, erwies sich als zu zahm, um die erwartete starke Wirkung auszuüben. Ich schlich mich aus der Probe heraus, an Frau von Holstein vorbei, weil ich ihr nicht rückhaltlose Freude auszusprechen vermochte, und die Aufführung, wiewohl man den Autor dreimal vor die Rampen rief, bestärkte mich in meinem ersten Eindruck. Das Ausbleiben des Erfolgs, auf den Franz von Holstein bei aller ihm eigenen Anspruchslosigkeit gehofft hatte, wurde, in Verbindung mit dem geringen Wohlwollen der Kritik, der Nagel zu seinem Sarge. Ohnehin leidend, sensitiv, wie er war, fiel er mehr und mehr der Krankheit zur Beute, die ihn einige Monate später, uns allen zum Leide, hinwegraffte. —

1878

Von seltenen klassischen Darbietungen unseres musikalischen Winters gereichten mir — wie früher Cherubinis „Medea" und „Wasserträger" — besonders Glucks „Armida" und Méhuls „Josef in Ägypten", die eine in ihrer erhabenen Dämonik, die andere in ihrer biblischen Schlichtheit zum Genusse. Der Bachverein weckte Händels „Acis und Galatea" auf; Haydns „Jahreszeiten", Mozarts und Cherubinis Totenmessen, Bachs Johannes- und Matthäuspassion erschienen wieder, und Riedel, der uns mit Beethovens letzten Quartetten die kaum je zu hörende riesige

Doppelfuge Op. 133 spendete, beglückte uns durch eine seiner gewaltigen Aufführungen der Missa solemnis.

Von Neuheiten hohen Ranges zogen das sonnige „Siegfrieds-Idyll" und Brahms' zweite Symphonie im Gewandhaus ein. Neben dem tragischen Pathos der ersten Symphonie, stellte sich diese als deren leibhaftiger Gegensatz, von schlanker Gestalt und — bis auf den grüblerischen Mittelsatz — von freundlich heiterem Angesicht dar. Da die Rede ging, daß sie die erstgeborene von beiden sei, fragte ich gelegentlich bei Brahms' Freunde Kirchner an, der mich mittlerweile besucht und mir des öfteren seine Kompositionen und Bearbeitungen vorgespielt hatte. Seine Antwort lautete:

Leipzig, d. 11. Juni 1878.

„Hochgeehrtes Fräulein,

Daß Brahms seine erste Symphonie viele Jahre mit sich herumgetragen, weiß ich bestimmt, habe auch schon vor 14—15 Jahren mit Frau Schumann darüber gesprochen, die einzelne Fragmente daraus mir zeigte. Von der zweiten hat wohl kaum jemand viel gewußt ehe sie fertig war, und ich habe allen Grund zu glauben, daß er sie erst nach Beendigung der ersten und zwar hauptsächlich vorigen Sommer fertig gemacht hat. Der Prozeß des Schaffens ist ja oft ein eigentümlicher und rätselhafter, und wir können ja auch hier kaum annehmen, daß Brahms sich eines schönen Morgens hingesetzt und die zweite angefangen hat, nachdem die erste ziemlich passabel zappelte und unter den Dummköpfen sich durchschlug.

Daß die erste größer angelegt, ist kein Beweis dafür, daß die zweite früher komponiert sein müsse — im Gegenteil! Dann hätte Beethoven seine vierte auch nicht nach der dritten, die sechste nicht nach der fünften und die achte nicht nach der siebenten machen dürfen. Leuten wie Emil Naumann könnte allerdings ein authentischer Barbier von Beethoven heute noch weiß machen, daß die neunte eigentlich

vor der ersten komponiert sei. Er würde daraus philosophisch nachweisen, daß dies der naturgemäße Weg von — durch Nacht zum Licht sei. — Kurz und gut — ich kann Ihnen nicht ganz Bestimmtes mitteilen, da es nie in Brahms' Naturell lag, über derartige Dinge sich viel zu äußern — aber ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich der festen Ansicht bin, daß die C-moll vor der D-dur geschrieben worden ist.

Dies leider noch im halben Fieber, da ich verschiedene Tage recht unwohl war und noch mit mehr Mühe als gewöhnlich meinen Feind, die Feder, beherrsche. Ich freue mich auf neues von Ihnen und grüße Sie hochachtungsvoll

Ihr Theodor Kirchner."

Noch vor Ende des vergangenen Jahres hatte sich auch Liszt wieder brieflich meiner erinnert:

„Verehrte Gönnerin,

Abermals muß ich Sie sehr um Entschuldigung bitten. Seit ein paar Monaten stecke ich so tief in meinem unnützen Notengekritzel, daß mir zum Briefschreiben keine Tagesstunde übrig bleibt, und Abends gehe ich, zumeist sehr ermüdet, zeitlich zu Bett.

Von der Vortrefflichkeit Ihrer Übersetzung des Vorwortes zu „Tassos Trauertriumph" überzeugt, habe ich Ihnen darüber keine Bemerkung zu machen, wohl aber verbindlichst zu danken, was nun endlich heute von Herzen geschieht.

Ende dieser Woche gehe ich direkt von hier nach Budapest zurück, ohne Wien zu passieren. Wollen Sie so freundlich sein, Herrn Silbernagl zu sagen, daß ich ihn anfangs April besuchen werde, und wenn er dann noch disponiert ist meinen alten Kopf zu modellieren, dieser ihm angehört.

Verehrungsvoll und dankend ergebenst

11. Nov. 77, Rom. F. Liszt."

Mit Baronin Wehli stand ich fortgesetzt in eifrigem Briefwechsel. Im Frühjahr wünschte sie mich bei sich zu haben. Ich fragte bei Liszt an, wann er nach Wien komme, und wurde hierauf berichtet:

„Verehrte Freundin,

Seit mehreren Jahren besuche ich meinen Cousin Eduard Liszt in der ersten Woche Aprils und verbleibe bei ihm einige Tage vor meiner Rückkehr nach Weimar. Diesmal wird es mich besonders freuen, Sie in Wien zu begrüßen. Dort treffen Sie vom 2. bis 8. April

Ihren verehrungsvoll und herzlich ergebenen

F. Liszt.

10. März 78 – Budapest."

Doch es kam zu keiner Begegnung daselbst, überhaupt zunächst zu keiner Wiener Reise. Wehlis Tochter, Frau Hopfen, die den Winter mit Gatten und Kindern in Rom zugebracht hatte, erkrankte dort am Typhus, und ihre mit ihrem bewährten Arzt Dr. Drasche aus Wien herbeieilenden Eltern erreichten Rom nur noch rechtzeitig, um das junge Leben vor ihren Augen erlöschen zu sehen und ihre tote Tochter mit sich nach Wien heimzubringen, wo sie im nahen Heiligenstadt beigesetzt ward.

* *
*

Das beginnende Jahr 1878 hatte der Welt nach langem Schweigen wieder ein Liederheft von Robert Franz: sein herrliches Op. 48 beschert. Mein warmer Dank für seine Gabe brachte mir dies Echo zurück:

„Indem ich für das Interesse, welches Sie an meinem Op. 48 nehmen, herzlich danke, versichere ich zugleich, daß an mir die Schuld nicht liegen wird, wenn's etwa mit dem

Komponieren aufhören sollte. In meinen Jahren und außerdem mit einem Leiden behaftet, das die Behandlung der Musik nicht nur erschwert, sondern zum Teil geradezu unmöglich macht, läßt sich eben für die Zukunft in keiner Weise einstehen. Über dergleichen Dinge bin ich aber wenig in Sorgen, weil ich die Kunst niemals handwerksmäßig betrieben habe und in Geduld den Moment abwartete, wo sie sich meiner bedienen wollte. Demzufolge konnte selbstverständlich nicht so massenhaft produziert werden, wie es sonst wohl üblich geworden ist — doch lebe ich des Glaubens, daß in Kunstdingen die Qualität und nicht die Quantität zu entscheiden hat. Von einem derartigen Unterschiede will man freilich heutzutage nichts wissen — es genügt vollkommen, eine „Novität" in die Welt gesetzt zu haben, und wird gar nicht weiter darnach gefragt, ob sie Kunstwürdiges repräsentiert, oder sich als purer Schund darstellt. Die Wut der Kritik richtet sich nur gegen die Vergangenheit, bedenkt aber nicht, daß Schopenhauer schon vor Jahren gesagt hat: ‚Könnte ich doch dieser Jetztzeit in einem Zauberspiegel zeigen, wie sie in den Augen der Nachwelt sich ausnehmen wird! Sie nennt inzwischen die Vergangenheit die Zopfzeit. Aber an jenen Zöpfen saßen Köpfe; jetzt hingegen scheint mit dem Stengel auch die Frucht verloren zu sein!'

Das ist nun ein bißchen derb, aber sehr wahr; denn es hat von jeher als ein Zeichen tiefen Verfalls gegolten, wenn sich's die Gegenwart herausnahm, die Vergangenheit rücksichtslos zu verachten. An meinen neuen Liedern werden Sie bemerken können, daß ich zu diesen Verächtern nicht gehöre, sondern die Vorfahren hoch in Ehren halte, es ruhig darauf ankommen lassend, ob man mich den Reaktionären oder den Fortschrittlern beizählt."

So schrieb mir Franz am 15. Februar und Ende März war ich bereits wieder im Besitz einer ausführlichen Entgegnung auf einige, zu gunsten einer vierten Auflage mei-

nes dritten Studienbandes an ihn gerichteten Fragen. Ich teile hier nur, ein paar Monate vorausgreifend, die vom 4. September desselben Jahres datierten Zeilen mit:

„Für die gütige Übersendung der Musikalischen Studienköpfe sage ich Ihnen meinen verbindlichsten Dank. Der mich betreffende Aufsatz hat infolge der erweiterten Notizen über die Bearbeitungsfrage sehr gewonnen, und wollen wir wünschen, daß sich nun die Interessenten für diese Angelegenheit recht mehren. Leider bietet die Indolenz der Herren Kollegen vorläufig nur geringe Aussicht dazu. Glauben Sie meiner Versicherung: die Kunst muß sich durch Vermittlung der alten Meister regenerieren, wenn sie nicht am wildesten Subjektivismus zu Grunde gehen soll. Was den hervorragenden Persönlichkeiten der Gegenwart erlaubt ist, dürfen sich Geister niederen Ranges nun und nimmermehr gestatten."

Bei Bülow hatte ich angefragt, ob er die Vertagung der Aufnahme der ihn betreffenden Skizze auch auf die gegenwärtig von mir vorbereitete vierte Auflage meines Buchs ausgedehnt zu sehen wünsche. Ich erhielt zur Antwort:

„Hannover, 18. März 1878.

Verehrteste Frau,

Das Münchner Exemplar Ihres vortrefflichen Buches, mit dessen Zueignung Sie mich beehrt haben, habe ich nicht empfangen; dagegen wurde mir eines von Herrn Klauser (Farmington-Connecticut) im November 75 verehrt und ich bitte Sie nachträglich den Ausdruck meines beifälligsten Dankes zu genehmigen.

Bezüglich der Vertagung kommen Sie meinem innigsten Wunsche entgegen. Wie Kaspar zu Samiel flehe ich um neue Frist.

Mit der Bitte die notgedrungen flüchtige Erwiderung

entschuldigen zu wollen, habe ich die Ehre mich zu nennen, gnädige Frau, Ihren hochachtungsvollst ergebenen Diener

Hans von Bülow."

Auch mit Adolf Henselt mußte ich zum Besten der neuen Auflage den Briefwechsel wieder aufnehmen. Er schrieb mir:

„Mein verehrtes Fräulein!

ich bin Ihrer so vielen Güte und Aufmerksamkeit nicht wert; haben Sie meinen Dank dafür. Die Zeit, wo man sich vielleicht für mich interessieren können wird, fängt erst nach meinem Ableben an, und zwar erst dann, wenn bloß die Notenköpfe für oder gegen sich sprechen und wenn alle anderen Interessen und Bekanntschaften und Verbindungen längst aufgehört haben. Hoffentlich werden Sie noch eine lange Reihe von Jahren zu leben haben, und da werden Sie sich vielleicht dieser meiner Worte erinnern.

Ich habe Ihnen die gewünschten Fragen so gut ich konnte beantwortet, obwohl ich der Überzeugung bin, daß Sie sich über meinen Artikel nicht mehr mühten, denn so viel ist gewiß, daß es mehr gibt, die sich darüber ärgern als freuen (obwohl mir auch manche mit Genugtuung sagten: „Sie waren bei dieser Lektüre leibhaftig vor mir"). Alles, was von mir erschienen, ist höchst uninteressant. Für die Bearbeitungen aber braucht es Zeit, denn man ist gewohnt, daß sich daran meist Fingerhelden gemacht, und das hat zu gerechtem Mißtrauen Veranlassung gegeben, welches erst dann überwunden wird, wenn eben alle anderen Interessen als die der Sache verschwunden sein werden.

Ach wenn Sie sich nicht mal entschließen nach Warmbrunn zu kommen, so fürcht ich werden wir uns gar nicht kennen lernen; denn ich werde immer scheuer. Ja wenn ich nach Leipzig kommen könnte und Sie besuchen, und nichts im Gefolge wäre, hätte ich's längst getan. Aber wie viele würden sich beleidigt fühlen, z. B. Liszt, etc. etc. . . Sie wissen vielleicht, daß ich meinen einzigen Sohn im 39. Lebensjahre

verloren!? Unter diesem Eindruck haben Sie hoffentlich gütige Nachsicht mit Ihrem gehorsamen und dankbar ergebenen

Ad. Henselt.

P. S. Nehmen Sie bei Hofmeister Hummel 1. Satz des H-moll-Konzertes für Piano allein von Henselt. [Haute école du Piano.] Hoffentlich werden Sie es noch viele Jahre nach mir erleben, ich bin eigentlich nur da, wo ein pädagogischer Zweck vorliegt, in meinem Fahrwasser."

* * *

Das Leipziger Theater zeitigte dazumal große Taten. Angelo Neumann, der mit Dr. August Förster unsern dramatischen Kunsttempel leitete und die Oper unter seinen Flügeln hatte, erkannte — obwohl nichts weniger als ein Idealist — mit glücklichem Instinkt, daß dem Werk Wagners die Zukunft gehöre. Sein kühner Unternehmungsgeist stellte sich an die Spitze der mutig Vorangehenden und ermöglichte, alle Schwierigkeiten besiegend, am 28. und 29. April 1878 die ersten Aufführungen von „Rheingold" und „Walküre." Er erlaubte mir, die sich brennend dafür interessierte, nicht nur den Besuch der Generalproben, sondern auch der vorhergehenden. Bei den Aufführungsabenden lauschte ich mit den mir Nächststehenden in einer Loge atemlos der ersten Hälfte des mir in Bayreuth offenbar gewordenen Wunderwerks. Stand die Wiedergabe auch, bis auf die vorzügliche Sieglinde der Sucher, wesentlich hinter der Bayreuther zurück, sie fand doch außerordentlichen Anklang.

Am anderen Tag sah ich mir hinter den Kulissen die Maschinerie für die Rheinszene an. Die Rheintöchter wurden damals auf Rollstühlen, über deren niedere, mit Schilf verkleidete Lehnen herab, sie mit den Armen ihre Schwimmbewegungen ausführten, durch die Rheinfluten hin- und hergezogen. Wer ahnte zu jener Zeit die heutigen Triumphe

der Technik, die den Wasserschwestern im Bayreuther Festspielhaus volle Bewegungsfreiheit innerhalb Höhe und Tiefe der Bühne gestatten?

Zur zweiten Aufführung kam Liszt von Weimar herüber und sprach sich höchst befriedigt aus. Ich besuchte ihn im Hotel de Prusse, wo man ihm ein Orchesterständchen brachte, und fand Gräfin Schleinitz, Baronin Meyendorff, Lassen, Riedel und andere bei ihm. Er war überaus herzlich, erzählte daß Silbernagl in seiner Porträtbüste eine „glänzende Arbeit" geliefert habe, und kam auf Rubinsteins „Makkabäer" und Hermann Götz' „Francesca da Rimini" zu sprechen, die beide keine Opernstoffe seien. „Was in dem Riministoffe Tragisches liegt", sagte er, „hat Dante in wenig Zeilen unnachahmlich ausgesprochen und erschöpft. Ich wünschte Rubinstein einmal einen wirklichen Opernerfolg, den er so heiß erstrebt; denn alle anderen Erfolge verwunden ihn eher, da ihm der eine ersehnte vorenthalten bleibt." War Rubinstein aber aufrichtig, wenn er von der so unablässig von ihm umworbenen Oper als von einer „untergeordneten Gattung der Musik" spricht?

Unser gütiger Meister wußte, daß er seine Gäste nie mehr beglücken konnte, als wenn er ihnen sein zauberisches Spiel zu hören gab, und kaum jemals war ich bei ihm, ohne mit diesem unvergleichlichen Genusse beschenkt zu werden. „Ich komme jetzt gar nicht mehr aus Elegien heraus. Wollen Sie eine hören?" fragte er, an den Flügel tretend. „Interessieren Sie sich für Elegien?" wandte er sich an mich, „dann kann ich Ihnen gleich ein halb Dutzend schreiben." Statt zu erwidern, ich wäre schon für eine dankbar, entgegnete ich blöde: „Ich bin keine elegische Natur, lieber Meister, aber mich beglückt alles, was Sie uns geben." Und so spielte er seine zweite, dann Lina Ramann gewidmete Elegie. Beim Scheiden lud er mich für nächsten Sonntag zu Matinee und Mittagessen in die Hofgärtnerei ein.

Das war wieder ein echter Weimarer Sonntag! Der Meister ließ uns mit Demunck, dem Solovioloncellisten der

Hofkapelle, eine Suite von Saint-Saëns hören, aus dessen Oper „Samson und Dalila" darnach Ferenczy, der Weimarer Heldentenor, eine Szene sang. Dann begleitete Liszt Fräulein Margarete Remmert, der Schwester seiner Schülerin Martha Remmert, sein Melodram „König Helge" und spielte mit Konzertmeister Kömpel „Volkers Abschied" von Raff. Milde gab die neuen Lieder von Franz zum Besten.

Dazwischen trat eine fremdartige Künstlererscheinung, die Violine in der Hand, auf. Ein kleiner, schmächtiger Mann südlichen Ansehens, mit anscheinend alten, tiefgegrabenen Gesichtszügen, die zuweilen doch wieder ein Schimmer von Jugend überflog, so daß man nicht wußte, war er alt oder jung. Sein schwarzes Haar durchzogen weiße Fäden. Er war ganz Nerv; alles an ihm vibrierte, als er den Bogen ansetzte, und exzentrisch bewegte er sich unaufhörlich hin und her, ein seltsamer Kontrast zu der klassischen Musik — eine Fuge von Bach — die er mit Lassen schön, ob auch in südliche Beleuchtung gerückt, vortrug. Er wurde als Consolo Bey vorgestellt und kam aus Rom, wo er hohe Protektion genoß. Als Italiener geboren, Sohn eines bedeutenden Gelehrten israelitischer Konfession, hatte er, von Vieuxtemps ausgebildet, seit früher Jugend viel in Konstantinopel gelebt, sich daselbst die Gunst des Sultans erworben und war Muselman geworden. Noch am selben Abend sollte ich genauere Bekanntschaft mit ihm machen.

Zu den andächtigsten Zuhörern zählte stets der Großherzog, der mich immer sehr gnädig in Weimar bewillkommnete. Überhaupt begegneten mir alle mit großer Freundlichkeit.

Hofkapellmeister Müller-Hartung und Frau und Justizrat Gille aus Jena, Liszts alter Freund, waren mit mir die Mittagsgäste der Hofgärtnerei, nachdem wir nach beendeter Matinee einen Spaziergang durch den Garten gemacht. Beim Kaffee spielte mir der Meister, während ich ihm die Notenblätter umwandte, „Tassos Trauer-Triumph" vor und de-

dizierte mir ein Exemplar. Als ich hinter ihm stand, sah ich ein paar seiner schönen weißen Haare auf seinem Rockkragen liegen. Leise nahm ich sie an mich, um sie in dem von der Fürstin empfangenen römischen Medaillon zu bergen. Danach bekannte ich ihm meinen Diebstahl. Da präsentierte er mir eine große Papierschere von seinem Schreibtisch und sagte: „Nehmen Sie sich so viel Sie wollen von der Ware. Schneiden Sie nur zu!" Doch ich zähmte meine Begehrlichkeit, daß sie den edlen Schnee dieses Hauptes unangetastet ließ.

Da auf die Biographie Lina Ramanns die Rede kam, fragte ich ihn, ob sie vorwärts schreite. „Ich glaube, sie wird gut werden", war die Erwiderung. „Alles Musikalische habe ich ihr gegeben. Die biographischen Daten langweilen mich. Ich kann mich ihrer nicht mehr entsinnen. Frau Fürstin weiß sie besser als ich; darum habe ich Fräulein Ramann an sie gewiesen und sie hat ihr allerlei gegeben, gibt ihr aber jetzt nichts mehr."

Am Abend fand ich mich mit Liszt, Baronin Meyendorff und Consolo im Theater zusammen. „Fidelio" mit der Fichtner-Spohr in der Titelrolle, einer feinen Sängerin, wurde gegeben. „Beethoven", sagte Liszt, uns bald auf dieses, bald auf jenes hinweisend, „erfand seinerzeit ganz neue Instrumentalwirkungen und charakteristische Klangfarben, ähnlich wie heute Wagner. So die Hörner in der Leonoren-Arie, die Solooboe in der Florestans, das Kontrafagott im Grabduett, das jetzt meist durch Baßklarinette ersetzt wird."

Frau Baronin Meyendorff war so gütig, Consolo und mich mit Liszt zum Tee zu laden. Auf der Hotelstiege verletzte ich mir hinterdrein durch einen Fehltritt den Fuß und brachte ihn, nach einem Umweg über Jena, lahm und verschwollen mit nach Leipzig. Ich glaubte ihn vertreten zu haben, und zufolge der Geschwulst erkannte der Arzt nicht, was sich später herausstellte, daß ich den Knöchel gebrochen hatte. Ein mir angelegter Gipsverband zwang mich längere Zeit aufs Sofa.

Mein erster Ausgang war zum Begräbnis Franz von Holsteins. Am 22. Mai hatte ihn von langem schweren Leiden ein sanfter Tod erlöst. Wie Frau von Holstein dieses Schwerste ertrug, was ihr im Leben auferlegt werden konnte, war bewunderungswürdig. Ich habe stets für sie eine besondere Verehrung gehegt, denn von dem Allerweltsfehler des Egoismus dünkte sie mich freier zu sein denn irgend jemand, der mir begegnet ist. Sie schien kein Ich, nur ein Du zu kennen. Vom subtilsten Pflichtgefühl gegen ihre Mitmenschen beseelt, war sie unablässig bemüht, ohne Rücksicht auf eigene Opfer an Zeit, Geld und Bequemlichkeit, anderen zu nützen, zu helfen, wo sie konnte — ein Vorbild der Menschenliebe und nieversagender Dienstfertigkeit für uns alle. Wie sie aber den Verlust des Liebsten, was sie besaß, in stiller Seele durchkämpfte, nur dankbar des Glückes gedenkend, das ihr in ihm gegeben war, ja selbst die schwere Leidenszeit, die sie mit ihm durchlitten hatte, demütig als einen Segen des Himmels empfindend, das hat mir die seltene Frau doppelt teuer und verehrenswert gemacht.

Am 24. Mai wurde Franz von Holstein bestattet. Professor Kahnis und Max Jordan, Direktor des Berliner Nationalmuseums, sprachen bei der Trauerfeier im Hause, der Bachverein sang. Frau von Holstein gab mir die letzten Gedichte ihres Mannes — seinen ergreifenden Abschied vom Leben. Auf dem von Waldbäumen überschatteten Erbbegräbnis auf dem neuen Johannisfriedhof brachten Pauliner, Theaterchor und Gewandhausorchester dem Entschlafenen die letzten tönenden Grüße.

* * *

Am 2. Juni verursachte ein in Berlin an unserem allverehrten Kaiser Wilhelm verübtes Attentat allgemeine Aufregung und Entrüstung. Tags darauf wurde in den Kirchen für seine Errettung gedankt und für seine Genesung gebetet. —

Der 25. Juni fand mich in Erfurt, um dem mir interessantesten Teil der diesjährigen Tonkünstlerversammlung daselbst beizuwohnen. Ausdrücklich hatte ich mir beim Wohnungskomitee in dem Hotel, wo Liszt abgestiegen war, Quartier bestellt. Statt dessen empfingen mich am Bahnhof Herren des Komitees mit der Bitte, als Gast eines Erfurter Patriziers, Herrn Walther, die für mich bereitstehende Wohnung anzunehmen. Sie war erst Liszt, dann Bülow zugedacht gewesen; doch hatten beide ein Unterkommen im Hotel vorgezogen. Nun sollte ich an deren Stelle treten und kehrte denn wohl oder übel bei dem mich liebenswürdigst empfangenden Hausherrn in seinem und seiner Väter stilvoll erhaltenem und ausgestatteten Hause am Fischmarkt ein.

Unmittelbar darauf erwartete mich Liszt zum Festmahl in der Ressource, um mich zu dem mir neben ihm vorbehaltenen Platz, in dessen Nähe ich Bronsarts und Pohl fand, zu führen. Er kam von der Pariser Ausstellung, wo er, von seinen Landsleuten in die musikalische Abteilung der Jury gewählt, neben Hanslick friedlich seines Amtes gewaltet und bei Erards gewohnt hatte, deren Freundschaft ihn, wie die Flügel der berühmten Firma, seit seiner Jugend durchs Leben begleitete. Wurden die Pariser doch auch einst nicht müde, sich — wie er mir sagte — das Märchen zu erzählen, daß er Madame d'Agoult in einem Erardschen piano à queue entführt habe. Auf seine Virtuosenzeit kommend, erzählte er mir, wie ihn auf Bahn- oder Poststationen häufig weißgekleidete Mädchen empfangen und zu einem bekränzten Klavier geführt hätten, das für ihn aufgestellt worden war.

Vom Speisen ging es zu einem musikalischen Kaffee bei Frau von Tettau, der Gattin eines in Erfurt stationierten hohen Militärs. Dort führte mir mein Schwager Pohl sofort Hans von Bülow zu, der, zur Zeit hannoveranischer Hofkapellmeister, neben Liszt der Held des Tages war. Er verblüffte mich durch die seltsame Anrede: „Gnädige, was haben Sie für wunderbare Augen!" — „Um das zu ent-

decken, muß man Hans von Bülow sein", entgegnete ich belustigt; „denn bisher hat noch niemand an meinen Augen etwas besonderes gesehen." Doch unbeirrt fuhr er fort: „Die Augen muß ich haben. Pohl, hast du kein Bild von deiner Schwägerin?" — Da trat plötzlich ringsum Stille ein, alles hielt den Atem an, denn Liszt näherte sich dem Flügel. Er spielte eins seiner Lieblingsstücke: Schuberts Divertissement à la hongroise, entzückend und mit allerlei pikanten ungarischen Raffinements. Auch Fräulein Klauwell begleitete er.

Bald schlug schon die Konzertstunde. Mein Wirt sandte mir seinen Wagen, und ich fuhr mit Liszt, Baronin Meyendorff und Frau von Wöhrmann — der in Naumburg lebenden Schwester des russischen Malers Joukowsky — ins Theater. Als mich Bülow in gewohnter Ritterlichkeit die Treppe herabführte, trat Nohl, ihn ansprechend, auf ihn zu. Doch mit erhobener Hand seine Abwehr noch verstärkend, schritt der Angeredete mit dem Ausruf an ihm vorüber: „Noli me tangere!"

Ob es wohl je einen von Witz übersprudelnderen Geist gegeben hat, als den dieses fabelhaften, von seinem Witz freilich auch tyrannisierten Mannes? Dem Sprühfeuer seiner Wortspiele, seiner Namensbezeichnungen, seiner Sarkasmen zu folgen, war, wenn man ihn bei Stimmung traf, das Belustigendste von der Welt. Seinen Freund Hans von Bronsart taufte er, unter Anspielung auf seine Herrschaft über das Kulissenreich, „Kulisses", dessen Frau, ob ihrer nicht allzu originellen kompositorischen Einfälle, „Mausikaa". Frau Ingeborgs Singspiel „Jery und Bätely" persiflierte er als „Schererei und Bettelei." Einer ihm wenig sympathischen Dame gab er den Namen „das Eklig-Weibliche." Man kennt seine Umdeutung der Redensart nolens volens in Nohlens, Pohlens. Nachdem er die Lesart „Zirkus Hülsen" für die Berliner Hofoper erfunden hatte, beehrte er die Anhänger oder Angestellten des Intendanten Graf Botho Hülsen mit dem Namen der „Bothokuden", die

seines Nachfolgers Graf Bolko Hochberg mit dem der „Bolkokuden". Mich nannte er gern die „Gräfin Bio", das sollte heißen die „Biogräfin" (Biographin).

Als von einem Hofkonzert die Rede war, sagte er: „Ich ziehe die Musik auf dem Hofe der bei Hofe vor."

Bei Gelegenheit einer Preisausschreibung spottete er: „Je preiser ein Werk gekrönt wird, desto durcher fällt es." Einem Klavierspieler spendete er die Anerkennung: „Er ist wirklich Pianist, nicht nur Fortist."

An seine Türe schrieb er: „Früh nicht zu sprechen, nachmittags nicht zu Hause." Um die Erlaubnis gebeten, daß man eine Zigarre nach ihm benennen dürfe, erteilte er seine Zustimmung unter der Bedingung, daß diese „echt und nie schief gewickelt sei, nie kohle noch qualme." Bei einer Berliner Opernpremière sah man ihn mit Verwunderung, eine Zitrone in der Hand tragen. Auf die Frage, was dies bedeute, erhielt man zur Antwort: „Das ist Sitte bei Begräbnissen erster Klasse."

Ein reizendes Bonmot erzählt Adelheid von Schorn in ihrem Buch „Zwei Menschenalter". Er besuchte eine ihm nicht sympathische Dame. Als sie ihn im Laufe des Gesprächs neckte, sagte er: „Ich bin wie meine Uhr, wenn man mich aufzieht, gehe ich." Nahm seinen Hut und verschwand.

Aber auch in Tönen war sein Witz beredt. Als der Tenorist Lorenzo Riese sich bei einem niederrheinischen Musikfest zu unschönen stimmlichen Kraftanstrengungen hinreißen ließ, leitete Bülow seinen darauffolgenden Klaviervortrag durch das berühmte Rezitativ aus dem Schlußsatz der neunten Symphonie ein: „O Freunde, nicht diese Töne, sondern laßt uns angenehmere anstimmen und freudenvollere!" Viel belacht besonders wurde seine geistreiche Herausforderung des Grafen Hochberg. Nachdem dieser ihn, zufolge seiner Bezeichnung der Berliner Hofoper als „Zirkus Hülsen", aus einer Vorstellung des ihm unterstellten Opernhauses hatte ausweisen lassen, präludierte der nie um eine Antwort Verlegene, wenige Tage später an einem seiner

Klavierabende einem Beethovenschen Stück mit dem Thema aus „Figaro“; „Will der Herr Graf ein Tänzchen wagen, er soll's nur sagen, ich spiel ihm auf!“ Als ihm aber eben zufolge des verhängnisvollen „Zirkus Hülsen“ der Titel eines königlich preußischen Hofpianisten entzogen wurde, nannte er sich auf seiner Visitenkarte „Kapellmeister Sr. M. des deutschen Volkes“.

In den Erfurter Tagen war er köstlich bei Witz und Laune und von bezaubernder Liebenswürdigkeit. Er spielte so wundervoll, wie ich ihn nie gehört zu haben glaubte, und Bronsart durfte ihm und dem dabei den Taktstock führenden Liszt für den großen Erfolg seines schönen Fis-moll-Konzerts dankbar sein. Erdmannsdörfer, der Sondershäuser Hofkapellmeister und Gatte von Pauline Fichtner, dirigierte Liszts noch heute äußerst selten auf einem Programm erscheinenden „Episoden zu Lenaus Faust“: den mystisch-visionären „Nächtlichen Zug“ und den dämonisch-bacchantischen „Mephistowalzer“. Liszt selbst leitete, unendlichen Jubel erregend, seine „Hungaria“. Blumen und Lorbeeren flogen ihm zu.

Ich saß mit ihm und Bülow, so weit sie nicht im Orchester beschäftigt waren, in einer Proszeniumsloge. Der Großherzog Carl Alexander erwies mir die Ehre, mich während meines Alleinseins zu besuchen und des längeren zu verweilen. Nach dem Konzert vereinigten wir uns alle in der Ressource. Ich fand Stern, Adelheid von Schorn und viele Bekannte. Draeseke, der jetzt zahmere Bahnen ging und dessen „tragische Symphonie“ tags zuvor eingeschlagen hatte, stellte sich mir gleich vielen andern Musikern vor. Ich habe mich für seine Muse nicht begeistern können. In seiner revolutionären Zeit war sie mir zu brutal; später, als er sich von den Neudeutschen abgekehrt hatte, war sie mir zu trocken, zu reflektiert. Zu wenig dem Innersten entströmtes Gottesgnadentum sprach mich darin an. Als ich Jahrzehnte darnach seinen Aufsatz über „Die Konfusion in der Musik“ las, fragte ich mich gleich manchem anderen, ob

gerade Draeseke, der nicht nur, laut Bülows Ausspruch, „die Palme der Erfolglosigkeit schwang", sondern einst auch die roteste der roten Fahnen entfaltete, zu solcher Auslassung berechtigt war? —

Mitternacht war vorüber, als ich meine Behausung aufsuchte. Kaum hatte ich das auf mich harrende Stubenmädchen entlassen, so vernahm ich in der Gaskrone über meinem Bett ein leises Summen. Es verstummte, nachdem ich an der Schraube gedreht; aber hatte ich, mit Gasmanipulationen nicht vertraut, sie nicht vielleicht auf- statt zugedreht? Die Situation war ungemütlich. Die Leute im fremden Hause in tiefer Nacht aus dem Schlafe herauszuläuten, aber konnte ich mich nicht entschließen, so sehr mich der überhandnehmende Gasgeruch ängstete. So öffnete ich wenigstens die Fenster und ließ die Luft der lauen Juninacht ungehindert in mein geräumiges Zimmer eindringen, bevor ich mich niederlegte. Und das war meine Rettung.

Beim Erwachen war mir totenübel zu mute. Mit brennendem Kopfe schleppte ich mich ans Fenster, frische Luft zu atmen. Als der Hausherr anfragen ließ, ob er mich zum Frühstück erwarten dürfe, oder ob ich vorzöge, es in meinem Zimmer zu nehmen, ging ich aus Höflichkeit zur Familie hinüber. In Abwesenheit der eine Badekur gebrauchenden Hausfrau, fand ich die Söhne und den Hauskaplan um Herrn Walther versammelt; doch trieb mein übler Zustand mich schnell wieder in mein Zimmer zurück. Ich hatte, zum Schrecken des Hausherrn, eine richtige Gasvergiftung in den Gliedern; durfte aber von Glück sagen, daß meine Natur sich bald half und eine mehrstündige Spazierfahrt ins Freie mich wieder so weit herstellte, daß ich, wie versprochen, gegen Mittag bei Liszt vorsprechen konnte. Vor seiner Tür warteten Bülow und Pohl auf mich. Bülow konnte mir nicht genug des Freundlichen über meine Arbeiten sagen und ich durfte mir eine seiner neuesten Photographien aussuchen. Als ich von meinem Gasunfall erzählte, rief er aus: „Der Anschlag war mir natürlich zugedacht.

Es ist nicht empfehlenswert, meine Erbschaft anzutreten!" Beide Herren hatten eine Mission für mich. Ich sollte in einer ihnen wichtigen Angelegenheit die Fürsprecherin beim Meister sein, der derselben nicht geneigt war. Und es gelang mir; ich konnte beiden des Gütigsten Zustimmung bringen.

Am Nachmittag fuhr ich mit Liszt, Bülow und Richard nach Weimar, um nach einer Aufführung in der Orchesterschule, Berlioz' „Faust" im Theater zu hören und mit Bülow im Klavierauszug nachzulesen. Faust und Mephisto wurden von Ferenczy und Milde, Gretchen von Frau Fichtner-Spohr gesungen. In mein Tagebuch schrieb ich darüber: „Ein überaus geniales Werk, voll origineller Schönheiten neben Bizarrem und ironischem Humor. Alles darin ist kühn wie seine Rhythmen und Akzente. Berlioz' Landsleuten gilt es als der charakteristischste Ausdruck seines Genies. Uns Deutschen ist es zu realistisch."

Die letzten Abendstunden verbrachten wir im „Russischen Hof." Besondere Freude hatte ich an dem Bekanntwerden mit Heinrich Porges und seinem edlen Idealismus.

* *
*

Vier Wochen später wartete meiner an unserem See eine Enttäuschung. Ein verabredetes Wiedersehen mit Wehlis scheiterte an einem vertretenen Fuß meiner Freundin, der ihr das Reisen verbot. Meines Bleibens dort aber war diesmal kürzer denn sonst. Meine Geschwister brauchten eine Badekur in Tarasp und planten hierauf eine Fahrt durch das Oberengadin nach den italienischen Seen, an der zu beteiligen mich's lüstete. Als Vereinigungspunkt ward das malerische Finstermünz gewählt; hier begegnen wir uns über der alten Talfeste. Da ich Tarasp nicht ungesehen lassen will, kehren die Meinen mit mir noch einmal dahin zurück. Ich statte dem am Inn isoliert gelegenen Kurhaus

Tarasp und seinen erfrischenden Bädern einen Besuch ab, sehe das aus der Höhe uns zu sich heraufwinkende Vulpera, das damals halb zerfallene Schloß Tarasp und besteige, von prächtigem Rundblick belohnt, den Kreuzberg.

Ein flotter Zweispänner trägt uns weiter aufwärts nach Reschenscheideck. Im melancholischen Reschensee spiegelt sich, indes der Vollmond heraufsteigt, bei verglimmender Abendröte der königliche Ortler, dem wir zusteuern. Schon nimmt uns das Vintschgau auf. In Mals nächtigen wir; doch bereits halb 5 Uhr harrt unser Wagen vor der Tür, denn eine anstrengende Tagesaufgabe liegt vor uns. Von der Meraner Straße zweigen wir ab gen Trafoi. Da steht er vor uns in blendender Majestät, der gewaltigste der Tyroler Berge. In Franzenshöhe schauen wir ihm gerade ins Angesicht. Es ist eins der großartigsten Hochgebirgsbilder, die mein Auge sah. Doch meinen Bruder lockt der Fernblick auf den nahen Piz Umbrail. Eine kleine Strecke noch fahren wir die Stilfser Jochstraße bergan, wir überschreiten die italienische Grenze. Bei Santa Maria steigen wir aus; ein Führer ist zur Hand. Zum erstenmal ersteige ich einen Dolomiten. Da gibt's nur Schutthalden, Geröll; kein Grashalm wächst, der dem Auge einen Ruhepunkt gewährte. Und ich gehe heute nicht leicht wie sonst; meinem kaum geheilten Fuß ist das Klettern beschwerlich. Wohl könnten mir die Flügel wachsen im Anblick dessen, was sich vor mir ausbreitet: die Ortlergruppe, die Ötztalferner, die Engadiner Berge, das Münstertal, das Tal von Bormio; als es gleichwohl eine Felsenschneide mit Händen und Füßen zu überklimmen gilt, versagen meine Lebensgeister. Ein mir bisher fremdes Schwindelgefühl packt mich. Ich bleibe zurück, auf einem Felsblock die Rückkehr meiner Geschwister vom Gipfel erwartend. Eine größere Besteigung habe ich mir seitdem nicht mehr zugetraut und den Glauben an meine Herrschaft über mich selbst verloren.

Hinab geht nun die Fahrt auf endlosen Wegwindungen, durch Schluchten, in Kalkwände getriebene Galerien, über

kühne Brücken, an den römischen Bädern des alten Bormio vorbei, nach dem sich in weitem Tale sonnenden neuen Bade Bormio.

Vor uns öffnet sich andern Tags das rebenreiche Veltlin. Uns aber treibt es noch einmal nordwärts, den Eisregionen zu. Im Hintergrund von Le Prese und seinem See taucht die Bernina strahlend auf. An ihren Eishörnern und Gletschern vorüberfahrend, erreichen wir das anheimelnde Pontresina. Der Piz Languard verregnet uns zwar; doch trösten wir uns mit einer Tour auf den Roseggletscher. In St. Moritz verschafft uns ein nächtliches Gewitter die Überraschung einer Schneelandschaft.

Auffällig gleicht sich der Naturcharakter der Nachbarorte St. Moritz, Silvaplana und Sils: lichtgrüne Seen, umrahmt von waldigen Bergen, über die hinaus bronzene Gipfel und Gletscher ragen. Er ist ernst, dieser Charakter, ohne doch, dank den leichtgrünen Seespiegeln, der Freundlichkeit zu entbehren. Wundervoll belebend ist die starke Höhenluft: Sie entschwindet uns nur, sobald wir in unaufhaltsamem Niedergang den Malojapaß im Rücken haben; sehen wir doch schon hinter Chiavenna bald den Comersee blauen.

Wer, der ihn kennt, möchte ihn nicht mit mir als den wonnigsten unter seinen Geschwistern preisen? Es ist seine Anmut und Harmonie, das ihn umblühende Gartenеden, das seine poesievolle Eigenart bestimmt. Haben nicht auch die Dichter von je mit Vorliebe an seinen Gestaden geweilt? Und wem würde beim Eintritt in die Villa Carlotta nicht Goethes Mignonlied lebendig: „Kennst du das Haus?" Ist es nicht, als sei es an der Stätte empfangen, die Canovas Amor und Psyche und Thorwaldsens Alexanderzug als kostbare Schätze hütet?

Wir wohnen gegenüber in Bellagio, dem bevorzugtesten Ort am See. Rosen und Geranien blühen hier in üppigen Büscheln bis ins Wasser hinab, dessen Farbenspiel von einer Mannigfaltigkeit ist, wie ich sie ähnlich und gesteigert nur noch im mittelländischen Meere beobachtete.

Zutritt zu den Gärten steht uns auf den wappengeschmückten weißen Marmorstiegen, die von den Villen herab zum See führen, überall offen. Miteinander gemein haben sie alle die südliche Vegetation: die bläulichen Koniferen, immergrünen Eichen, Gingkobilien, Mimosen, wie das zarte Geranke der rosenduftigen Banksia. Dabei hat jeder Park seine Besonderheit. Villa Melzi rühmt sich der vornehmen Zierrat Canovascher und Thorwaldsenscher Marmorporträtbüsten. Zu Füßen von Comollis Gruppe: die auf der Weltkugel stehende Beatrice zieht den zu ihr aufblickenden Dante zu sich empor, las Liszt mit der Gräfin d'Agoult einst die „Göttliche Komödie".

Als schönste der Villen am See gilt Villa Serbelloni, die, hochgelegen, alle drei Arme des Sees beherrscht. Unvergleichlich stimmungsvoll deucht mich die ihr nahe Villa Giulia mit ihrer in breiten Terrassen aufsteigenden Zypressenallee, ihren Rosenhecken und der halbverfallenen Kirche.

Sonnen- und Mondeszauber ergossen sich über uns in diesen gesegneten Tagen. Sie ließen uns auch Mailand und das Spitzenwerk seines Doms in verklärendem Glanze sehen. Nur am Lago maggiore blieben sie aus, so daß die vielgepriesene Isola bella mit ihren stereotypen Obeliskenterrassen und dem überladenen Geschnörkel eines längst veralteten Geschmacks es vollends zu keinem Eindruck auf uns brachte.

Das Dampfschiff entführt uns und läßt uns die ferne Eisgestalt des Monte Rosa noch einmal grüßen. Es entläßt uns in Locarno auf helvetischem Boden. Von Biasca bis Airolo durchfahren wir das fruchtreiche Tessin im offenen Wagen. Von dort — wo eine ganze Arbeiterkolonie am Durchstich des Gotthardtunnels geschäftig ist, — führt unser Weg aufwärts in die Felsenöde des Gotthard, dann, am Urner Loch und den zwei Teufelsbrücken vorbei, die Straße der Schrecken hinab nach Göschenen und Fluelen. In Luzern erwartet uns Richard Pohl am Dampfschiff, und in nächster Morgenfrühe dampfe ich der Heimat zu, — denn

die Proben zu „Siegfried“ und „Götterdämmerung“ lassen mir in der Ferne keine Ruhe mehr.

* *
*

Sofort nach meiner Ankunft wollte ich in die „Siegfried“-Probe. Meine Mutter war sprachlos. „Nach 26stündiger Fahrt? Bist du bei Sinnen? Fragst du so wenig nach deiner Gesundheit, so muß ich um so mehr darnach fragen und dich festhalten“, entschied sie.

Während meiner Abwesenheit war ein Brief der Fürstin Wittgenstein in Begleitung eines Buches für mich angelangt. Ich las:

„27. Juli 78, Rom.

Liebe verehrte Frau,

Sie wissen wie sehr mich Ihre schriftstellerische Tätigkeit immer interessiert hat, an und für sich, da sie die musikalische Literatur so schön bereichert, und sodann, weil sie zeigt, wie es uns Frauen möglich ist, auf dem ernsten Gebiet der Geschichte und der Ästhetik eine edle Wirksamkeit zu entfalten. Ich danke also mit vieler Freude für das neue Buch, das Sie mir schickten*). Man sieht sogleich, wie sehr Ihr Fleiß es vermehrt hat.

Ist es wahr, daß Sie, liebe Frau, die Übersetzung von Liszts Chopin übernommen haben? Es würde mich so freuen! Ihre gewandte Feder und mehr noch Ihr fein musikalisches Gefühl wird gewiß besser, oder wie kein anderer, die Halbtinten finden, die schillernden Farben, die da nötig sind. Es liegt beinahe ein zweites Werk in dem Band zwischen den Zeilen. Das wird Ihr Frauengemüt, Ihr Herzensohr den Worten ablauschen . . .

Gewiß werden Sie das Buch von Härtel bekommen, so-

*) Die 4. Auflage des II. Studienbandes.

bald es gedruckt ist. Wollen Sie mir Ihren Eindruck darüber sagen? — ganz frei und ganz objektiv. Ich werde Ihnen dafür recht dankbar sein und bitte Sie, diese Zeilen als einen Beweis meiner aufrichtigsten und wärmsten Sympathie anzusehen.

Fürstin Carolyne Wittgenstein.

P. S. Sie haben mir, verehrte Frau, so viele schöne Bücher zugeschickt, daß ich es Ihnen wirklich schuldig bin, Ihnen auch etwas vorzulegen. Nehmen Sie fürlieb mit dieser Kleinigkeit, die keinen Anspruch an Ihre Zeit macht. Ich weiß, wer schreibt, kann wenig lesen. Nehmen Sie es nur als einen kleinen Beweis meiner Dankbarkeit an. Zudem hat jede Seltenheit ihren kleinen Reiz — und ich verschenke sonst nie meine Bücher, wenigstens die nicht, die im Handel sind."

Es war das Buch „Religion et Monde" (Paris, Plon 1875), das einen Teil der „Entretiens pratiques à l'usage des femmes du monde" bildete und nachmals durch Henri Lasserre in eine übersichtlichere Form gebracht wurde, als sie der Autorin, trotz aller Souveränität des Geistes, zu gebote stand. In dieser Gestalt erlebte es eine Reihe von Auflagen und wurde in die deutsche, englische und spanische Sprache übersetzt.

Bezüglich des „Chopin" konnte ich nicht umhin, der Fürstin auf ihre Frage ehrlich zu bekennen, daß ich der ursprünglichen Fassung, als der ungleich harmonischeren, vor der neuen Auflage den Vorzug gebe. In der dritten, von mir bearbeiteten deutschen Auflage erhielt das Werk im wesentlichen seine erste Gestalt zurück.

Nun kam die Probe zur „Götterdämmerung." Neben mir in einer Loge nahm Professor Alexander Winterberger Platz, ein Schüler Liszts aus dessen erster Weimarer Zeit, der lange Jahre in Rußland gelebt und sich, nun vorzugsweise als Komponist tätig, nach Leipzig gewandt, nähere Beziehungen zum Meister aber längst nicht mehr gepflegt

hatte. Er schien meinem musikalischen Verständnis zu mißtrauen und geneigt, mich einer Art von Examen zu unterwerfen. „Können Sie dem zu Hörenden in seine Einzelheiten folgen?“ fragte er mich. „So ziemlich“, lautete meine Entgegnung. — „In welcher Tonart sind wir z. B. soeben?“ „In Es-moll.“ — Er fragte nicht weiter.

Durch Angelo Neumann war Marie Wilt neuerdings Leipzig gewonnen worden. Ihre glänzende Kraft kam den beiden letzten, uns bisher noch nicht dargebotenen Teilen des Nibelungenrings zugute. Gerade diese gewaltige Aufgabe hatte sie hierher gelockt. Sie sang die Brünnhilde, sang sie wunderschön, wenn auch zuvörderst „noch nicht wagnerisiert genug“, wie es in meinem Tagebuch heißt. Sie mußte sich in diese neue Welt erst völlig einleben. Am 25. und 26. September 1878 kamen beide, mich wieder elektrisierende Werke zur ersten Aufführung.

In diesen Tagen besuchte mich die große Sängerin, ohne mich daheim zu treffen. Am Achensee hatte Dr. von Roschmann mich gebeten, sie an mich empfehlen zu dürfen. „Ich mache kein Haus und kann ihr nichts bieten“, hatte ich erwidert. „Dessen bedarf sie nicht. Sie ist eine unglückliche Frau, und Sie tun ein gutes Werk, wenn Sie sich ihrer annehmen. Ich bitte Sie innig darum.“ „Also schicken Sie sie mir.“

Bald darauf sah ich sie an Kaisers Geburtstag, während der Regatta am Landungsplatz des Fürstenhauses mit ihrem Lehrer Dr. Gänsbacher auftauchen. Nicht ahnend, daß sie um meinetwillen komme, bestieg ich, von ihrer Erscheinung wenig angezogen, mein Boot und hörte zurückkehrend, daß sie vergebens nach mir gefragt habe.

Nun sie in Leipzig ihren Besuch wiederholt hatte, erwiderte ich ihn alsbald. Es war die wunderlichste erste Begegnung meines Lebens. Kaum sagte ich ein Wort über ihre Brünnhild, als sie sich in Tränen auflösen wollte. Nichts sei ihre Kunst, nichts sei ihr der Ruhm. Sie habe keine Freude am Leben, nur Verachtung für Welt und

Menschen. Ihre Schwermut ergriff, ihr Pessimismus entsetzte mich. Welch ungebändigte, vehemente Natur! Sie bat mich, ihr zu helfen zu leben.

Die Ursache ihres Kummers offenbarte sie mir schon in den nächsten Tagen, als sie mich, wie seitdem oftmals, in dem hübschen Einspänner, den sie sich hielt, zu einer Waldspazierfahrt abholte, an die sich dann ein längerer Spaziergang anschloß. Seit ihrem neunzehnten Jahre verheiratet, in wenig glücklicher Ehe lebend, hatte sie in Rußland einen Arzt kennen gelernt, um dessenwillen sie um jeden Preis frei zu werden begehrte. Der Preis, den ihr Gatte forderte, war hoch. Sie mußte nicht nur ihre glänzende Stellung an der Wiener Hofoper aufgeben, sondern auf jedes öffentliche Auftreten in Wien, ihrer Vaterstadt, fernerhin Verzicht leisten und die Summe von 100000 Gulden gerichtlich hinterlegen, um die Einhaltung dieser von ihr zugestandenen Bedingung zu gewährleisten. Das ungeheuere Opfer aber war vergeblich gewesen. Der Mann, dem sie es gebracht hatte, zog sich von ihr zurück.

So kam sie nach Leipzig. Das Herz auf der Zunge tragend, erschloß sie mir, da ich ihr Teilnahme zeigte, ihr ganzes Leben, in dem das Schicksal, das sie mit dem kostbaren Schatz ihrer Stimme gesegnet, im übrigen mit Glück haushälterisch verfahren war. Sie kam immer häufiger zu mir, zuletzt fast täglich und trat, ein aufregender Gast, oft schon schluchzend zur Türe herein. Ich mußte manchem Verzweiflungsausbruch stand halten. Als ich einmal Zyankali in ihrem Besitze fand, nahm ich ihr das verführerische Gift aus der Hand, um es fortan in sicherem Gewahrsam zu halten.

Da sie sich selbst die schlimmste Gesellschaft war, führte ich sie mehreren mir befreundeten Häusern zu, die sich der bewunderten Künstlerin gern öffneten. Viel musizierten wir zusammen. Bald spielten wir vierhändig — sie war eine vorzügliche Klavierspielerin —, bald begleitete ich ihren Gesang, mir eine Wonne! Immer hatte ich neue, oder doch

ihr unbekannte Lieder für sie bereit, vor allen Lisztsche, die sie vollendet vom Blatt sang und dann unbeschreiblich schön und mit Vorliebe vortrug. Mit Similde sang sie Rubinsteinsche und andere Duette.

Zwei bis dreimal wöchentlich trat sie in der Oper auf; ruhte doch das reichhaltige Repertoire vornehmlich auf ihren Schultern. Auf ihre Bitte hörte ich sie fast jedesmal. Bei den dreizehn Wiederholungen des vollständigen „Nibelungenrings" in dieser Saison, deren keine ich versäumte, verstand es sich von selbst; doch auch ihre sämtlichen anderen Rollen lernte ich kennen. Sie nannte mich „ihren Fixstern, für den sie singe, auf den sie ihre Gedanken richte. Das gebe ihr den geistigen Schwung, dessen sie bedürfe." Da sie, ein einziges Mal ausgenommen, nie daran dachte, mir ein Billett zu schicken, habe ich ihr zu Liebe in der Zeit ihres Hierseins einen Theaterluxus getrieben, wie nie wieder in meinem Leben, und Angelo Neumann sagte mir damals selber, ich sei „sein bester Opernkunde." So hörte ich die Wilt, außer ihrer dreifachen Brünnhild, als Elisabeth (Tannhäuser) und Ortrud, als Eglantine und Rezia, als Fidelio, Konstanze, (Entführung), Gräfin (Figaro), Donna Anna, Königin der Nacht, als Isabella und Alice (Robert der Teufel), Valentine (Hugenotten), Bertha (Prophet), als Jüdin, Norma, Lucrezia, Leonore (Troubadour) und Aida. Von all diesen Partien war Fidelio, den sie nur ein einziges Mal gab, die mindest gelungene Leistung, so daß sie mich fragte, ob ich sie denn noch lieb haben könne? Sie sang selbstverständlich die ideale Rolle — von einer unbedeutenden Irrung abgesehen — meisterlich. Nur an ihrer Erscheinung scheiterte die Wirkung, insofern ihrer Verkleidung das Glaubhafte fehlte. Ohnehin verstand sie sich wenig auf Kostümierungskunst und überhaupt auf die Art sich ins rechte Licht zu setzen, sich namentlich vorteilhaft zu schminken.

Für ihr Leben gern hätte sie die Elsa gesungen, die ihr, wie sie behauptete, viel besser liege als „die racheschnaubenden Weiber" Ortrud und Eglantine. Es bedurfte meiner

ganzen Beredsamkeit, um sie vor diesem Fehlgriff zu bewahren.

Nach jedem Auftreten, insbesondere nach jeder neuen Rolle, mußte ich ihre Leistung in allen Einzelheiten mit ihr durchsprechen und, wenn sie mir nicht am folgenden Morgen den empfangenen Eindruck persönlich abfragte, wartete sie darauf, daß ich ihr „ihre Zensur" schriftlich erteilte. Oft staunte sie, wenn ich fragte, warum sie das und jenes diesmal anders als sonst gemacht? Sie wisse es selbst nicht, war ihre Antwort, und folge in Einzelheiten der unmittelbaren Eingebung. Wie Bedeutendes sie auch im oratorischen oder Kirchengesang leistete, bewies sie bei einer Aufführung von Verdis Requiem und mehr noch, als ich sie in Wien in der Missa solemnis bewunderte. „Ihr Name", schrieb Speidel im Wiener „Fremdenblatt" noch 1892, „bleibt mit dem Sopransolo der Missa unvergänglich verknüpft. Für ihre Kunst gab es keine Schranken."

Die Kritik, die Frau Wilt bei ihrem früheren Gastspiel nach Verdienst gewürdigt hatte, verhielt sich, seit sie die Unsere geworden war, vielfach reserviert und mehr als das. Da ich von den Herren niemals für mich selbst etwas wollte und erbat, durfte ich umso eher hier und da ein gutes Wort für sie einlegen. Fritzsch, der erwähnte vortreffliche Redakteur des „Musikalischen Wochenblattes", der es zweifellos ehrlich mit seinem Beruf meinte, äußerte einmal zu mir, er könne nicht an die Echtheit ihrer Empfindung bei Darstellung Wagnerscher Gestalten, insbesondere der Brünnhild, glauben — und doch ging ihre ganze Seele auf in Wiedergabe dieser Partie, die ihr wie keine andere ans Herz gewachsen war. „Mein unglückseliges Gesicht trägt daran Schuld", meinte sie; „wäre ich schön, sie würden alle von der Echtheit meines Empfindens überzeugt sein." Gewiß hatten andere zu jener Zeit — wie Amalie Materna, Therese Vogl, Hedwig Reicher-Kindermann, Lilli Lehmann — den Vorzug der Jugend und Schönheit, erstere auch ein detaillierteres, leidenschaftlicheres Spiel vor Marie Wilt

voraus, deren Leistungen als Schauspielerin hinter die der Sängerin zurücktraten. Gesanglich jedoch löste keine ihre Aufgabe so siegreich und walkürenhaft, mit so bis zum letzten Ton unverminderter Gewalt und Wohllautsfülle. Man mußte die grandiose Schlußszene der „Götterdämmerung" von ihr hören. Wo die Kraft der anderen ermattete, da wuchs die ihre nur noch mehr.

Auch das Leipziger Publikum, dem die Wärme und Empfänglichkeit der Wiener abgeht, zeigte sich der großen Künstlerin anfangs nicht freigebig mit seiner Sympathie. Wie mir Marianne Brandt später sagte: „In dem kühlen Leipzig wäre ich niemals die geworden, die ich bin", so gab mir auch die Wilt zum Angehör: „Ihr sitzt in Leipzig auf den Händen!" Erst nach und nach lernte man sich für sie erwärmen und begeistern, als bereits die Zeit nahte, da man sie verlor.

★ ★
★

Neben der Großtat der ersten Gesamtaufführung der Nibelungentetralogie nach Bayreuth und München und dem, dank Marie Wilts Tätigkeit, erhöhten Opernleben dieser Zeit, blieb die Leipziger Musiksaison 1878—79 auch im übrigen nicht ereignislos. Am 24. Oktober feierte Clara Schumann im Gewandhaus ihr goldenes Künstlerjubiläum. Festlich geschmückt stand der Saal, selbst der Konzertzettel trug ein Festgewand, und ein begeisterter Jubelruf der sich von den Plätzen erhebenden Zuhörerschaft, ein Blumenregen begrüßte die edle Künstlerin, die, obendrein ein Leipziger Kind, ihr Leben lang zu den ausgesprochenen Lieblingen unseres Konzertpublikums zählte. Vom Orchester wurde ihr durch Reinecke ein goldener Lorbeerkranz überreicht. Sie spielte, eine sichtliche Ergriffenheit bewältigend, das Konzert und Solostücke ihres Gatten; Frau Schultzen von Asten sang Lieder von ihm, auch eins von Clara. Die „Genoveva"-

Ouverture und die C-dur-Symphonie bildeten Anfang und Schluß des erinnerungsreichen Abends. Mit allzeit bereiter Liebenswürdigkeit ließen Raimund Härtels es sich nicht nehmen, in ihrem Hause eine Nachfeier zu veranstalten. Am 26. Oktober versammelten sie um die Jubilarin deren Kinder und nächste Verwandte, sowie, was Leipzig an Musikern und Musikfreunden besaß. Die Schumann spielte, ebenso das Gewandhausquartett, und gemischte Quartette wurden gesungen. Die Wilt war anwesend, aber spröde und ließ sich nicht herbei zu singen.

Im Dezember kam Rubinstein nach Leipzig. Ich traf ihn während des Zwischenaktes einer „Siegfried"-Aufführung im Foyer und erfuhr von ihm, daß er mit der Direktion wegen seines „Nero" unterhandle. Ein paar herrliche Rosen, die ich in der Hand hielt, erregten sein Wohlgefallen. „Wollen Sie sie haben?" fragte ich. „O nein, danke, ich trage niemals Blumen, sie passen nicht für mich", und dabei schaute er so melancholisch drein, daß man es ihm glauben konnte. Auf meine Frage, was er zu „Siegfried" sage, vernahm ich: „Mit übernatürlichen Menschen, Göttern und Halbgöttern kann ich nicht fühlen. Mir ist alles unverständlich", und er bat mich, ihm den Text zu erklären. Ich erstaunte, daß er es nicht der Mühe wert erachtet hatte, sich zuvor mit dem Inhalt vertraut zu machen, wollte aber nicht die Mitschuld an seinem „Unverständnis" auf mich nehmen und willfahrte seinem Wunsch, setzte dies auch am nächsten „Götterdämmerungs"-Abend auf seine Bitte fort. Über die Musik ließ er fast nichts verlauten, und ich hütete mich, etwas mir mutmaßlich Ärgerliches zu provozieren. Er rühmte die Aufführung, vorzugsweise die Leistung der Wilt, die er als „einfach großartig" bezeichnete.

Für eine Theater-Matinee am 15. Dezember, zum Besten der nicht pensionsberechtigten Orchestermitglieder, hatte er seine Mitwirkung zugesagt und lud mich zur Probe ein. Die Wilt sang die Entführungs-Arie, Marie Geistinger, die, von der Wiener Operette zum Schauspiel übergegangen, zu

der Zeit unsrer Bühne angehörte, rezitierte. Auf einem alten Theaterpianino spielte Rubinstein seine Orchesterphantasie Op. 84 in der Probe fabelhaft. In der Pause kam er zur Wilt und mir, die wir mit Anna Mehlig und der Konzertsängerin Thekla Friedländer zusammen saßen, und wir durften uns jede eine Solonummer ausbitten. Ich bat um den „Erlkönig", Anna Mehlig um Haydns F-moll-Variationen, die Friedländer um „Vogel als Prophet". Dazu nahm er noch Schumanns „Warum?", „In der Nacht" und „Abends" samt Chopins Fis-dur-Nocturne und As-dur-Polonaise in sein Programm auf, auch dirigierte er die Ballettmusik aus „Feramors" und „Dämon". Es war ein ungeheurer Erfolg. Dem Erblinden nahe, aber war er beim Betreten des Orchesterpodiums gefallen und hatte sich verletzt.

Bei Härtels gab es wieder eine Soiree ihm zu Ehren. Herrlich spielte er Beethovens C-dur-Sonate Op. 53 neben Eigenem. Auf Bitten Senffs, schrieb ich ihm einen „Signale"-Aufsatz und wurde dafür durch eine imposante Sendung Rubinsteinscher Werke und eines mir vom Künstler dedizierten Bildnisses als Weihnachtsbescherung überrascht.

In diesen Tagen blühte mir noch eine besondere Freude. In der „Gartenlaube" hatte ich zu Franz Schuberts 50. Todestag einen Artikel veröffentlicht, den ich dem sich einst so werktätig seiner annehmenden Jugendfreund des Liedermeisters, Franz von Schober in Dresden, sandte. Er trug mir die Reproduktion eines Originalbildes von Schubert und die sie begleitenden Zeilen ein:

„Sehr geehrtes Fräulein!

Empfangen Sie meinen innigsten Dank für die große Güte und Aufmerksamkeit, mit der Sie mir Ihren schönen geistreichen, tiefgefühlten und wahren Aufsatz zu Franz Schuberts 50jährigem Todestage zuschickten; entschuldigen Sie aber, daß ich ihn so spät ausspreche. Ich schreibe eigentlich gar nicht mehr und selbst meine intimsten Freunde bekommen keine Briefe mehr von mir und schreiben mir nur

aus Liebe, weil sie wissen, daß sie mir eine unendliche Freude damit machen, obschon sie wissen, daß sie keine Antwort bekommen. Sie entschuldigen das mit meinen 83 Jahren und den vielen Hindernissen, die sich meinem Schreiben entgegenstellen. Übersehen auch Sie gütig die schlechte Schrift und Verfassung dieser Zeilen, die so verwegen sind, sich einer so berühmten und beliebten Schriftstellerin zu präsentieren.

Ihre gütige Sendung war mir wahrhaft rührend, da sie mir die Überzeugung gab, daß es noch edle und wohlunterrichtete Menschen gibt, die die Innigkeit und Wirksamkeit meines Verhältnisses zu Schubert zu würdigen wissen.

Erlauben Sie mir, daß ich als Gegengruß Ihres schönen Aufsatzes Ihnen einen Abdruck des besten Porträts Franz Schuberts übersende, welches von unserm gemeinschaftlichen Freunde, dem Professor Kupelwieser an der Akademie der bildenden Künste in Wien, im Jahre 1821 gemalt ist und sich in meinem Besitz befindet. Ich hoffe es wird Ihnen, als einer so aufrichtigen Verehrerin Schuberts, Freude machen.

Indem ich Ihnen nochmals meinen gefühlten Dank ausspreche, empfehle ich mich in Ihre freundliche Erinnerung.

Ergebenst Franz von Schober.

Dresden, den 11. Dezember 1878."

Den Sylvesterabend verbrachte Frau Wilt in unserem nur durch Similde erweiterten Familienkreise. Es gab allerlei Anspielungen auf die Nibelungen, als das künstlerische Leipziger Hauptereignis des scheidenden Jahres. Ich präsentierte Freias goldene Äpfel, dazu Silbernüsse, die mit Nibelungenversen — teils Zitaten, teils von mir fabrizierten — gefüllt waren und die ich denen zuschmuggelte, für die ich sie gedacht hatte. Meine Mutter erfreute sich beispielsweise zum Gelächter aller als Hausfrau des Verses: „Sauf allein deinen Sudel!" — —

Wien, meine zweite Heimat

1879—1896

1879

Das Neujahrskonzert 1879 empfing sein vornehmstes Gepräge durch Joachims Vortrag des ihm gewidmeten neuen Brahmsschen Geigenkonzertes, das zwar, zufolge seiner mehr innerlichen als äußeren Wirkung bei großer technischer Schwierigkeit, als Konzert nicht für, sondern gegen die Violine bezeichnet ward, aber in der Neuzeit nicht seinesgleichen hat. Als „Star" gesellte sich ihm Marcella Sembrich mit der Entführungs-Arie. An Stimmreiz und Größe, an Plastik der Ausführung stand sie weit hinter der Wilt zurück, die uns dasselbe Bravourstück erst unlängst vorgeführt hatte.

Köstlich in seiner Art verlief ein am 10. Januar gegebenes Patti-Konzert. Die Persönlichkeit Adelinas ist so reizend wie ihr Singen, beides steht im vollen Einklang. Wie der Vogel singt, weil er nicht anders kann, so entströmt ihren lächelnden Lippen Gesang, so leicht und natürlich, als wäre es nicht höchste Virtuosität, sondern einfach Natur, wodurch sie uns bestrickt. Blieb sie doch die letzte, die die Traditionen des Rossinischen Gesangstils verkörpert. Sie ist keine Sängerin großen Stils, das Tragische liegt ihr nicht. Was von der Sontag galt: „ihr Genre ist klein, doch ist sie groß in ihrem Genre", das gilt auch von ihr. Ihr schalkisch-graziöses Wesen schon zeigt es; ihr Reich ist das Anmutige, Heitere, was dennoch nicht ausschließt, daß sie auch Gounods „Ave Maria" (nach Bachs C-dur-Präludium) zu bezwingender Wiedergabe brachte.

Eine enthusiastische Verehrerin hatte die Patti in der Wilt, die die gutmütigste aller Kolleginnen war und von kleinlicher Rivalität nichts wußte. Sie sang einige Wochen

darauf im Gewandhaus unter außerordentlichem Applaus die Wahnsinnsszene aus „Hamlet“ von Thomas und Schuberts „Allmacht“, dazu noch Lieder von Jensen und Franz.

Um diese Zeit kam Frau Anna Schimon-Regan nach Leipzig und ich lernte sie, mit der ich mich später näher befreundete, bei einem Mittagessen bei Frau Dr. Seeburg kennen, wie mir auch die interessante Bekanntschaft Marie Seebachs, die mich als Künstlerin schon längst entzückt hatte, in einer Gesellschaft bei Geheimrat Schmidts zuteil wurde. Bei den Meiningern, die diesen Winter hier gastierten und durch die Pflege des Ensembles, die Lebendigkeit ihrer Massenszenen — wie sie besonders in Shakespeares „Julius Cäsar“ erstaunlich wirkte — und die historische Treue der szenischen Ausstattung wie allerwärts allgemeines Aufsehen erregten, holte ich mir viel Anregung.

Von Klavierspielern hörte ich den feinen Saint-Saëns, die etwas nüchterne Mary Krebs, die kapriziös-pikante Annette Essipoff und schöpfte aus Bülows Vortrag der letzten fünf Sonaten Beethovens — eine Riesenaufgabe für ihn und den Hörer, wie sie vor ihm keiner gewagt hat — hohen Genuß und tiefe Belehrung.

Als außermusikalisches Vorkommnis habe ich nachzutragen, daß am 15. Januar sämtliche Vorstandsmitglieder unserer Kinderbewahr- und Dienstbotenlehranstalt entboten wurden, die Königin Carola, die unsere Anstalten durch ihren Besuch auszeichnen wollte, zu empfangen. Wir erschienen vollzählig, die Dekorierten unter uns im Ordensschmuck. Majestät war überaus gnädig und unterhielt sich mit einer jeden, am längsten mit Similde, die ihre besondere Gunst besaß.

Zum Geburtstag ihres verstorbenen Gatten lud Frau von Holstein am 16. Februar zur Einweihung ihres Holstein-Stiftes ein. Ein letzter Wunsch des Heimgegangenen war es gewesen, daß sie in ihrem Garten ein Künstlerhaus erbaue, das jungen unbemittelten Musikern während ihrer

Studienzeit auf dem Leipziger Konservatorium eine Freistatt biete: Den Kampf um den Beruf, den er selbst einst schwer durchkämpft hatte, wollte er andern nach Möglichkeit erleichtern. Noch war kein Jahr seit seinem Tode vergangen, da stand das Haus im Garten fertig und ward nun eingeweiht. Sieben junge Künstler finden darin Unterkunft; auch Heizung, Beleuchtung und Frühstück wird ihnen gewährt, und, dank einer neueren Einrichtung, genießen die Stiftlinge obendrein Freistellen im Konservatorium. Mütterlich nahm sich die edle Gründerin, die auch eine „Salomon-Stiftung", für verschämte Arme namentlich bestimmt, kurz zuvor ins Leben gerufen hatte, ihrer „sieben Raben", wie sie sie scherzend nannte, an. Sie wachte über ihrem geistigen und leiblichen Wohl, verfolgte, auch nachdem sie ihr Haus verlassen hatten, ihr künstlerisches Fortschreiten und gab ihnen Gelegenheit, dasselbe einem ausgebreiteten Kreise vorzuführen. Namentlich Franz von Holsteins Geburtstag ging nie vorüber, ohne die große Zahl ihrer Freunde zu einer musikalischen Gedenkfeier zu versammeln, bei der sich der eine oder andere „Rabe" — unter ihnen die jetzigen bedeutenden Dirigenten Max Fiedler und Georg Schumann — produzierte. Diese pietätvolle Gewohnheit überlebte selbst Frau von Holstein und wurde von ihrer Schwägerin Helene von Holstein bis zu deren Ende aufrecht erhalten.

* * *

Seit Anfang des Jahres war ich mit einer fünften Auflage des ersten Bandes der „Studienköpfe" beschäftigt. Zu diesem Zweck hatte ich mir von Liszt neueste Daten zu erbitten, indem ich ihm zugleich meine Teilnahme am Ableben seines Vetters, des mir in Weimar bekannt gewordenen Generalprokurators Eduard von Liszt in Wien, aussprach. Er entgegnete mir:

„Verehrte Freundin,

Herzlichen Dank für Ihre lieben Beileidszeilen. Der Verlust meines Cousins und intimsten Freundes Eduard von Liszt ist mir ein tiefer Schmerz.

Sie verlangen Budapester und Wiener Konzert-Daten; dafür mußte ich meinen vortrefflichen Freund Kornel Ábrányi um Aushilfe ersuchen. Er weiß solche Dinge und andere viel besser als ich; während zehn Jahren redigierte er die ungarische Musikzeitung und fungiert jetzt als Generalsekretär und Professor an der königlichen Musik-Akademie in Budapest, deren Direktor Franz Erkel und Präsident meine Wenigkeit ist.

Anbei kopierte ich Ihnen das Resultat der Nachsuchungen Ábrányis, woraus ersichtlich wird, daß ich in den letzten vierzehn Jahren meine Hände weder in den Schoß gelegt, noch für meine Tasche benützt habe.

Nebenbei sei dem lobens- und liebenswürdigen Autor der „Musikalischen Studienköpfe" La Mara bemerkt: Seit Ende 47 habe ich keinen Heller mit Klavierspielen, Unterrichten und Dirigieren verdient. Alles dieses kostete mir Zeit und Geld.

Öffentlich spielte ich seit Anno 47 nur: zweimal in Rom — 63 und 64 — auf gnädigsten Befehl des Papstes Pius IX.; später oftmals in Budapest, zweimal in Wien, einmal in Preßburg und Ödenburg (meiner Vaterstadt) als Landeskind. Nirgend anderswo. Möge nun endlich meine leidige Pianisterei zu Ende sein! Längst ward sie mir zur Tierquälerei. Also — Amen! —

Anläßlich der Landesfeier der silbernen Hochzeit Ihrer Majestäten, werde ich die Ehre haben, die „Graner Messe" am 8. April (Chardienstag) in Wien, zufolge der Einladung der „Gesellschaft der Musikfreunde", zu dirigieren. Aufführungen derselben Messe (nach der ersten in Gran 56) fanden statt in Pest, Prag, Wien, später Leipzig, Amsterdam, 66 in Paris und wiederholt in Amsterdam, 77 in Weimar

und Düsseldorf, letztere unter Leitung von Ratzenberger. Auch in Amerika wurde diese Messe gehört.

Schließlich noch folgende Notizen für La Mara: Ohne schriftliche Verpflichtung, wohl aber sehr moralische, verbleibe ich mehrere Monate jeden Winter seit 71 in Budapest; vom April bis Juli in Weimar; dann die Herbstmonate und länger zumeist in der Villa d'Este (bei Rom), wo mir Seine Eminenz, der Kardinal Hohenlohe gütigste Aufnahme gewährt. Dort schrieb ich den „Weihnachtsbaum", die „Via Crucis", die „Responsorien zu den sieben Sakramenten" etc. Diese drei Werke sind ganz fertig und sogar schön kopiert, sowie der „Cantico del Sole" des wunderbaren heiligen Franziskus von Assissi. Sie zu veröffentlichen bekümmert mich wenig, denn sie passen nicht zu dem gewöhnlichen Musikgebrauch und -Betrieb . . . Warum damit markten?

Das Oratorium „Stanislaus" habe ich nur fragmentarisch skizziert, wünsche es aber zu vollenden, was wenigstens ein Jahr Zeit verlangt.

Meine „technischen Klavierübungen" — unrichtig als „Klavierschule" in den Blättern angezeigt — bedürfen noch ein paar Monate der Revision und Einrichtung mit Fingersätzen usw., könnten aber nächstes Jahre erscheinen, wenn mir nicht Verhinderungen zustoßen.

Genehmigen Sie, verehrte Freundin, meine aufrichtig dankbare Ergebenheit.

F. Liszt.

Budapest, 2. März 79.
Mitte April bin ich wieder in Weimar."

Diesmal sollte ich den Meister weder in Weimar noch in Leipzig sehen. Eine Einladung von Baronin Wehli rief mich nach Wien. Sie war im Januar schwer an den Masern erkrankt und nach anfänglicher Gefahr zu wochenlanger Absperrung verurteilt gewesen. Um sie in der ihr aufgezwungenen Isolierung ein wenig zu zerstreuen, hatte ich ihr häufig, einige Zeit hindurch täglich geschrieben und durch

diese kleine freundschaftliche Aufmerksamkeit vollends ihr Herz gewonnen. Nun ihr lange schwankender Gesundheitszustand einigermaßen gesichert schien, bat sie mich aufs liebevollste, die anläßlich der Silberhochzeit des Kaiserpaares bevorstehenden Festtage bei ihr zuzubringen. Freudig sagte ich zu. Die Wilt erschwerte mir's freilich. Zwischen ihr und der Theaterdirektion war es, da diese die kontraktlich festgesetzten Bedingungen unerfüllt ließ, zum Bruch gekommen. Anträge trafen von allen Seiten ein. Paris, Mailand, Petersburg, London, amerikanische Bühnen bewarben sich um die große Künstlerin. Doch schwer schlüssiger Natur, wie sie war, fortwährend des Rates bedürftig, empfand sie meine nahe Abreise wie ein Unglück, und ich fühlte mich erleichtert, als sie sich endlich entschied, sich nach ihrem Leipziger Abschied im Mai vorerst nach Wien zu wenden.

Meine Abfahrt war bereits für Osterdienstag festgesetzt, als Frau Legationsrat Gerhard Charfreitag ungeahnt aus dem Leben ging. Tag und Nacht blieb ich nun bei Similde, bis ihre gute Mutter in die Erde gebettet worden war. Eine Cousine traf zu längerem Aufenthalte bei der nun einsam Gewordenen ein. Dennoch trennte ich mich acht Tage später schweren Herzens von ihr.

* *
*

Und so kam ich denn wieder nach Wien! In einem prächtigen Palais, das Wehlis sich in der Elisabethstraße, der Oper gegenüber, vor wenigen Jahren erbaut hatten und dessen erstes Stockwerk sie bewohnten, fand ich mich am Ziele. Man kann nicht herzlicher empfangen werden, als Baronin Wehli und ihr Gatte, der „Exzellenzherr“, wie man in Wien sagt, mich aufnahmen. Sie sah, nach eben erst überstandener Krankheit, bleich und leidend, aber schöner und ätherischer aus als vor zwei Jahren. Ihre echt wienerische Liebenswürdigkeit, ihr sprudelnder Geist, ihr süd-



Baronin Leopoldine Wehli.

liches Temperament waren dieselben geblieben; sie umspannen mich nach wie vor und ließen mich rasch heimisch bei ihr werden. Unter endlosem Geplauder saßen wir zusammen in ihrem Boudoir, das sie selbst zu einem vielbewunderten Kunstwerk gestaltet hatte. Von den Ebenholzkassetten des Plafonds schauten, durch zarte Putten personifiziert, die Tages- und Jahreszeiten, von Charlemont nach Makarts Entwürfen gemalt, herab. Goldfarbiger alter Atlasstoff mit reichen ornamentalen Stickereien aus der Renaissancezeit, hing an den Fenstern herab, umkleidete die Florentiner Intarsiamöbel und, zwischen Ebenholzrahmen gespannt, die Wände. Venetianische Spiegel, Kron- und Wandleuchter trugen Lichtfülle, ein schwarzer Marmorkamin Wärme in den bezaubernden Raum, den kostbare Antiquitäten und Nippes gleichzeitig künstlerisch wertvoll und traulich machten.

Am anderen Morgen führte uns eine Ausfahrt durch die schon im Festschmuck prangende Stadt. Ein anderes Wien als jenes, das ich vor fünfzehn Jahren verlassen hatte, blickt mich jetzt an. Getilgt sind die letzten kargen Reste der malerischen Basteien. Wo sonst Glacis' sich breiteten, umschließt, von sechsfacher Platanenreihe durchzogen, die Ringstraße, mit ihren öffentlichen und privaten Prachtbauten, als imposanter Schmuckgürtel die innere Stadt. Freie, denkmalverzierte Plätze ergeben wirksame architektonische Perspektiven, und köstliche grüne Anlagen, wie der Stadtpark, bilden lebendige Gegensätze zu all der steinernen Herrlichkeit. Und alles das zeigt sich mir jetzt im strahlenden Festgewand. Am Burgtor, vor den beiden neuerstandeuen Hofmuseen, ist der eigentliche Festplatz. Hier erhebt sich, von Kolonnaden und Pavillons flankiert, das Purpurzelt, in dem das Kaiserpaar die Huldigungen des von Makart entworfenen Festzugs in Empfang nehmen wird. Auf der großen schönsten Tribüne, dort, dem Kaiserzelt gegenüber, im Zentrum der Bewegung also, soll ich, dank der Fürsorge meiner Freunde, meinen Platz finden. Noch sind

hunderte von Händen an Vollendung der Dekorationen der Häuser und zahlreicher Tribünen geschäftig; noch gilt es, Blumen- und Stoffgewinde an allen Orten und Enden anzubringen. Dazwischen flattern Fahnen lustig im Winde, Kränze, Wappenschilder, Embleme aller Art schmücken Balkone und Mauerwerk. Fliegende Händler bieten mit gellender Stimme Medaillen, Bilder, Broschüren feil. Durch all dies laute Gewoge drängt sich der bunte Menschenstrom Schaulustiger. Elegante Residenzler und naives Landvolk in allen Trachten der verschiedenen Völkerschaften der Monarchie machen sich gegenseitig den Weg streitig, so daß ein Ringspaziergang nahezu zum Ringkampf wird. Dazu endlose Züge von Equipagen, Fiakers, Komfortabels und Pferdebahnwagen — genug, mein liebes, schönes, lebensfrohes Wien zeigt sich mir im Superlativ der Bewegung und Lebensfreude! Ein Festrausch geht in diesen Tagen durch die herrliche Stadt und ich lasse mich leichten Herzens mit von ihm berauschen.

Hehren Klanges läuten am Morgen des 24. April die Glocken der Votivkirche ein prunkvolles Feiergepränge ein. Vollendet in edler Gotik steht das Gotteshaus, dessen Bau von Erzherzog Ferdinand Max — dem nachmaligen unglücklichen Kaiser von Mexiko — zum Gedächtnis an die Errettung seines kaiserlichen Bruders bei einem im Jahre 1853 an ihm verübten Attentat, angeregt und gefördert worden war und dessen Werden ich, täglich daran vorüberschreitend, bei meinem ersten Wiener Aufenthalt voll Interesse beobachtet hatte. Heute soll es seine Weihe empfangen und gleichzeitig der Jubelhochzeit des Kaiserpaares die kirchliche Weihe geben. Wer zu diesem feierlichen Akt eine Einladung empfing, durfte von Glück sagen. Hatte sich doch kein geringerer als Erzherzog Karl Ludwig, der Protektor der Votivkirche, selbst die Verteilung vorbehalten, und konnten doch von den anwesenden achttausend Deputierten und zu berücksichtigenden Festgästen nur zweitausend des Einlasses teilhaftig werden. So durfte ich mein Glück wohl

preisen, das mich, noch dazu in allernächster Nähe der Majestäten, mit Eindrücken beschenkte, wie sie selbst der bilderreiche Ritus der römischen Kirche nur bei auserlesenen Gelegenheiten gewinnen läßt. Und nun nahten die hohen Gefeierten. Am Hauptportal, unter Zusammenklang von Glockengeläut, Kanonendonner und der Volkshymne, von sämtlichen Erzherzogen, Erzherzoginnen, den verwandten oder in Wien lebenden Herzogsfamilien von Bayern, Cumberland, Nassau und Württemberg, den Würdenträgern des Reichs und der Kirche, samt den nie fehlenden weißgekleideten Jungfrauen begrüßt, durchschreiten sie die heiligen Hallen und senken auf dem Betschemel vor dem Hochaltar die Knie zum Gebet, indes der Priester ungezählte Menge, an ihrer Spitze der Fürsterzbischof von Wien, der greise Kardinal Kutschker, das Hochamt pontifiziert. Der Kaiser trägt die weiß und rote Marschallsuniform, seine Gemahlin ein silbergraues Seidenkleid. Ein weißer, goldgestickter Umhang umhüllt ihre Elfengestalt, ein duftiges Gewebe weiß und schwarzer Spitzen mit gelben Rosen rahmt als Hut ihr schönes Antlitz ein. Wie wunderschön sie ist in ihrer zarten mädchenhaften Anmut! Sie ist die Poesie in Menschengestalt, eine Muse, eine Grazie, die nicht zu schreiten, die zu schweben scheint. Ihr nahe dort kniet ihre Tochter Gisela mit dem ihr wenige Tage zuvor angetrauten Gatten, dem bayerischen Prinzen Leopold. Der schlanke junge Kavalier daneben mit dem blonden Backenbart ist Kronprinz Rudolf. Da sind die kaiserlichen Brüder: die Erzherzoge Karl Ludwig mit seiner schönen Gemahlin Maria Therese und Ludwig Viktor, dessen hohe elastische Figur seine Nachbarn überragt. Den Senior des Kaiserhauses, Erzherzog Albrecht, erkenne ich an seiner seltsam wulstigen Unterlippe. Der fein gebaute, kaum mittelgroße Herr in Generalsuniform mit den vielen Orden ist der erste Obersthofmeister Prinz Hohenlohe; in seiner schönen Gemahlin finde ich die Prinzessin Marie Wittgenstein der Weimarer Altenburg wieder. Drüben, aus einer Gruppe hoher Mili-

tärs heraus, grüßt mich mein liebenswürdiger Tyroler Tischnachbar Exzellenz Philippovich. Zwei Augen genügen kaum, das alles zu umfassen. Es ist ein Bild von unglaublichem Farbenreichtum. Die Kirchenfürsten in ihren schweren goldstrotzenden Gewändern — man zählt neben Kardinälen und Erzbischöfen allein sechzig Bischöfe und Prälaten —, die Hofchargen und die fast alle Länder Europas repräsentierenden Offiziere mit ihrem reichen Uniformen- und Ordensschmuck, die ungarischen und polnischen Magnaten in ihrer phantastisch-malerischen Tracht, die Damen in strahlender Toilette, und über dem allen die von Weihrauchduft und Lichterglanz erfüllte, sinnbestrickende Luft.

Das Tedeum verklang; der Segen war durch den Fürsterzbischof erteilt. Die glänzende Versammlung zerstreute sich. Jeder harrte seines Wagens, der ihn unter strömendem Regen heimführen sollte. Da war es eine Szene echt wienerischer Gemütlichkeit, wie Fürst Adolf Auersperg, vor kurzem noch Ministerpräsident, in eigener Person die Rolle des Wagenausrufers übernahm, jedem zu raschem Fortkommen verhelfend. Das kann man wohl nur in Wien erleben. Beim Herausgehen durch die Sakristei kamen Baronin Wehli und ich am Kardinal Kutschker vorüber. Als wir uns verneigten, rief er uns ein gütiges „Der Herr segne euch!" zu und wir trugen seinen Segen mit uns fort.

Einen Anblick von strahlender Pracht gewährte nicht minder das abendliche Théâtre paré. Das Parterre voll Uniformenglanz, in den Logen, nach Rang und Würden verteilt, das Ewig-Weibliche in prunkendem Schmuck- und Toilettenreichtum, die Diplomatie, die Deputationen, kurz alle Ränge des weiträumigen Opernhauses bis zu den letzten Reihen des vierten Stocks zeigten sich dicht gefüllt. Das Schönste, was sich dem Auge darbot, war wieder die von ihrer unnachahmlichen Anmut lichter als von ihren blendenden Diamanten umstrahlte Kaiserin. Ihr, die zur Seite des kaiserlichen Gemahls, mit ihren Kindern in der großen Hofloge saß, während alle übrigen Mitglieder des Erzhauses

samt den fremden Fürstlichkeiten die Hoflogen im Proszenium inne hatten, wandten sich aller Blicke zu. Heute mußte sie ihnen die Stirn bieten, so wenig dies auch ihrer Neigung zur Zurückgezogenheit entsprechen mochte.

Ein einaktiges Festspiel von Ferdinand von Saar: „An der Donau" eröffnete die Feier — ein Gelegenheitswerk wie andere, doch von ersten Kräften des Burgtheaters: der Wolter, Sonnenthal, Lewinsky, Baumeister, den Ehepaaren Gabillon und Hartmann dargestellt. Ihm folgte ein flott arrangiertes Quodlibet von Musik, Tänzen, Pantomimen und Bildern, das, „Aus der Heimat" benannt, das Volksleben der verschiedenen Nationalitäten der österreichisch-ungarischen Monarchie veranschaulichte. Oberösterreicher, Steirer, Tyroler, Dalmatiner, Ungarn, Polen, Böhmen, Serben, Zigeuner, alle singen und tanzen ihre eigenen Weisen, lassen uns echte Originalgestalten schauen. Wie bei der abschließenden Darbietung des Abends, der Schlußszene der „Meistersinger", die uns über die anspruchslosen Formen nationaler Kunst hinaus zur hohen universalen Kunst führte, durften wir hier an den Größen der Hofoper Materna, Lucia, Walter, Scaria, Beck, Müller unsere Freude haben.

Das nicht zum wenigsten Originelle des glänzenden Abends war das Nachspiel, das sich nach beendeter Vorstellung auf den Treppen und im Vestibül des Hauses entwickelte, wo sich das Festpublikum wider Willen gefangen sah. Währte es doch stundenlang, bis das unbeschreibliche Durcheinander der Tausende von Wagen, die auf dem in einen See verwandelten Opernplatz und den umliegenden Straßen ihrer Besitzer harrten, sich entwirrte und jeglicher vor der niedergehenden Sintflut glücklich in seinem Gefährt geborgen war. Obwohl kaum fünf Minuten von unserer Wohnung entfernt, mußten wir volle einunddreiviertel Stunden auf Warteposten stehen. Doch gab es so viel zu sehen und zu hören, so ergötzliche Szenen spielten sich ringsum ab, so unterhaltend war das Schauspiel, das sich die Festgäste untereinander bereiteten, daß mir die Zeit wie im

Fluge verrann. Derlei Kurzweil kann man wohl auch nur in Wien erleben.

Auserlesen unfreundlich, wie sich das Wetter diesem ersten Festtag erwiesen hatte, blieb es auch während der nächsten Tage. Der alle Gemüter beschäftigende berühmte Festzug, mit dem die Stadt Wien ihrem Kaiser am 25. April die Huldigung darbringen wollte, ward erst am 27. Ereignis. „Ein seltenes und großartiges Schauspiel" nannte es Kaiser Franz Josef selber mit Recht, und wer es erlebte, dem bleibt es lebendig. Imposant schon durch seine Ausdehnung — denn Kunst und Wissenschaft, Handel und Gewerbe und alle Gewerkschaften beteiligten sich daran — wirkte es selbstredend am unwiderstehlichsten durch die kostümierte Abteilung. Was Makart, der geistige Urheber des Ganzen, da, bei aller historischen Treue, an Farbenharmonie und -poesie, geleistet, war eine des ersten Koloristen der Zeit würdige Großtat. Erschienen die Schiffahrt, die Eisenbahnen, der Bergbau, die bildenden Künste mit den schönsten Frauen Wiens besonders effektvoll repräsentiert — unter den Vertretern der Kunst ward Makart auf prächtigem Schimmel im Rubenskostüm enthusiastisch begrüßt —, als das Kunstwerk im Kunstwerk ward einstimmig die unvergleichliche historische Jagdgruppe gepriesen. Sie hatte ein kaum minder reizvolles Gegenstück in dem Hochgebirgsjagdzug der österreichischen Alpenländer, dem die Signale und Märsche der Waldhörner und Querpfeifen das charakteristische Geleit gaben.

Als eine hübsche Huldigung für den Kronprinzen, ließ der Wagen der Buchhändler und Buchdrucker gerade auf dem Festplatz aus der in Tätigkeit befindlichen Presse ein Blatt hervorgehen, das den Titel eines unlängst von ihm veröffentlichten Jagdwerks: „Fünfzehn Tage auf der Donau" trug.

Mit der aus 1500 Sängerkehlen vor dem Kaiserzelt ertönenden Volkshymne, mit aus der Ferne verhallenden Kanonensalven und Glockengeläut klangen, wie sie begon-

nen, die festlichen Kaisertage aus. Sie fanden einen Widerhall in der Thronrede, mit der Kaiser Franz Josef am 17. Mai im Zeremoniensaal seiner Hofburg den Schluß des Reichsrats besiegelte. Ich wohnte mit meiner Freundin der interessanten Zeremonie bei. „Seidenes Kleid, ohne Hut" ist für die Damen befohlen. Die feierliche Auffahrt erfolgt im Schweizerhof. Palmen dekorieren die Treppen, auf denen wir zu den mit Gobelins behangenen Zimmern emporsteigen, die in den prächtigen, von Marmorsäulen getragenen Saal führen. Wir nehmen in einer der Seitentribünen Platz. Neben uns das diplomatische Korps.

Auf der Estrade der dem Haupteingang gegenüberliegenden Schmalseite des Saals erhebt sich der reich mit Gold verzierte Thron, auf dem der Kaiser, die Thronrede verlesend, bedeckten Hauptes sitzt. Die obersten Hofchargen: der Obersthofmeister Prinz Hohenlohe mit dem Stab, der Obersthofmarschall Graf Larisch mit dem Staatsschwerte, der Oberstkämmerer Graf Trauttmansdorff mit der Thronrede vor deren Verlesung, umgeben den Thron zunächst. Zur Rechten des Kaisers stehen auf der Estrade die Erzherzoge, unterhalb derselben zur Linken die Minister. Die Mitglieder des Herrenhauses haben dem Thron gegenüber unten die rechte, die des Abgeordnetenhauses die linke Seite inne. Die verschiedenen Leibgarden, zumal die malerisch uniformierte ungarische mit ihren prachtvollen Pantherfellen, geben dem Bild strahlende Farbe.

Zuvor schon hatte ich auch eine Sitzung des Herrenhauses — damals noch im alten Landhaus in der Herrengasse — unter Präsidentschaft des Fürsten Carlos Auersperg, ebenso eine solche des Abgeordnetenhauses im alten hölzernen Interimsbau vor dem Schottentor besucht. Unerschöpflich, wie meine Sehbegierde, war die Bereitwilligkeit meiner Freunde, mir überallhin den Weg zu bahnen. Baronin Wehli arbeitete ein förmliches Vergnügungsprogramm für mich aus, denn ich sollte ihre geliebte Vaterstadt, deren echtes Kind sie war, von Grund aus kennen lernen. Sie

selber vermochte mich leider nur selten zu geleiten. Noch immer konnte sie die Nachwehen der schweren Masernerkrankung nicht überwinden. Sie kränkelte viel und wurde schließlich noch durch einen schmerzhaften Gelenkrheumatismus längere Zeit ans Bett gefesselt. Schickte sie mich nicht auf Unternehmungen aus, so leistete ich ihr natürlich Gesellschaft, las ihr vor oder sprach sie mit leiser Stimme in den ihr wohltätigen Schlummer. Fühlte sie sich wohler, so fuhr sie mit dem Gatten und mir ins Freie oder ins Theater, empfing zahlreiche Besuche, spielte gern mit mir vierhändig oder sang mir dann und wann eins der von ihr komponierten Lieder vor. Nur mußte sie leider fast jede unserer näheren oder weiteren Ausfahrten mit erneuter Gefangenschaft büßen.

Für meine morgendlichen Entdeckungswanderungen oder -fahrten in Kirchen, Museen, Galerien, Ausstellungen machte sie stets eine Gefährtin ausfindig, sei es ihre Schwester, die geist- und gütevolle, mit viel Witz und einem seltnen Nachahmungstalent begabte Frau Generalin Elise von Dobner, die sich mir bald innig befreundete, sei es Frau von Körber, die Mutter des nachmaligen Ministerpräsidenten, oder deren Schwester und Nichte Baronin und Baronesse Jacobs, sei es Fräulein Finka von Seyfried, die Enkelin des Herausgebers der „Studien Beethovens“ und ehemalige Erzieherin der verstorbenen Tochter Frau von Wehlis. Immer wieder bat meine liebe Gastgeberin meine Mutter um verlängerten Urlaub für mich, und als Mutter ihr die besorgte Frage entgegenstellte, ob ihr nicht Ruhe und Alleinsein zuträglicher sei als die unruhige Gesellschaft ihrer Tochter, erwiderte sie: „Marie beruhigt, beglückt und tröstet mich wie niemand auf der Welt.“ Zur Beruhigung gereichte meine Gegenwart meiner nervösen Freundin in der Tat insofern, als sie bei steter Sorge um ihren etwas schwerhörenden Gatten, diesen, wenn sie krank war, auf seinen täglichen Spaziergängen durch mich begleitet wußte und ich auch nach der abendlichen Spielpartie des Haus-

herrn die Hausfrau auf ihren Wunsch beim Nachtmahl vertrat. So verging Woche um Woche. Einen Brief der Wilt hatte mir der 2. Mai gebracht, des Inhalts:

„Meine liebe Marie!

Heute bekam ich Ihren lieben Brief. Vielen Dank dafür meine Liebste. Sie sind wohl recht glücklich in meinem schönen Wien? Was für ein Sinn für alles Schöne schmückt doch Ihr Leben!

Was mit mir wird, wissen die Götter. Ich habe als Donna Anna unendlich in Dresden gefallen. Ich wurde zehnmal im Verlaufe des Abends gerufen und hätte Samstag gleich wieder hinfahren sollen, die Norma zu singen. Vielleicht kann ich es nächsten Winter dahin bringen, daß ich einige Rollen in Dresden und andere in Leipzig singe.

Mein Kopf ist ein Mühlenrad. ‚Schwer drückt mich der Sorgen Wucht.‘ O wie elend ist das Menschenherz! Wie sehne ich mich nach einem ruhigen Abschluß der Gedanken.

Das Theater [in Dresden] ist wunderschön. Aber meine Oper in Wien, nicht wahr? O Marie, jetzt wird Ihnen erst klar geworden sein, wie ich lieben konnte, alles lächelnd hinwarf, um frei zu werden in der Hoffnung, ich könnte noch einmal glücklich werden. Was aber unmöglich ist, kann ich nicht zwingen. Ich betäube mich fortwährend, indem ich nicht eine Sekunde ruhig im Zimmer bin. Immer jagend, nie allein, nicht wissend, warum ich lebe, so vergehen meine Tage.

Ich grüße und küsse Sie Marie tausendmal. Genießen Sie Ihre schöne Zeit. Ich freue mich unendlich, Sie wiederzusehen. Von meiner Tochter bekam ich einen Brief mit Anspielungen, daß ich in Wien singen könne. Sie sprach mit Minister Hofmann. Vielleicht können Sie mit ihm sprechen? Ihre

Marie W.“

Mit vollen Zügen genoß ich Kunst in jeder Gestalt. Eine neue Bekanntschaft in der Oper war mir die Lucca als

Madeleine im „Postillon von Lonjumeau" und als Carmen — zwei Rollen, in denen das Pikante, das gewollt Nonchalante, Naturalistische ihres Spiels, in ersterer auch ihr kecker Humor zu charakteristischem Ausdruck kam. Desirée Artôt sagte mir später einmal, der Carmen der Lucca fehle die Grandezza, die Noblesse, die auch die Spanierin aus dem Volke nie verleugne. Mir erschien dagegen die Gattin Padillas in dieser Partie nie so echt in ihrer Koketterie, nie so diabolisch im Spiel mit den Herzen ihrer Anbeter als die originelle kleine Pauline. Neu auch war mir Bianca Bianchi als „Sonnambula". Ihre bis zum dreigestrichenen e aufsteigende Stimme durfte sich einer runden ausgeglichenen Koloratur, zumal eines vortrefflichen Staccato, rühmen. Verve und Leidenschaft waren ihr nicht gegeben. Sie sang nicht von innen heraus.

Graziös-geistreiche französische Komik unterhielt mich in Delibes' Oper „Der König hat's gesagt"; auch desselben Meisters Ballett „Coppélia", in dem die beliebte Cerale als Beinvirtuosin glänzte, war voll feiner Musik. In der „Walküre" packte mich, neben dem wundervollen, von Hans Richter geleiteten Orchester, Amalie Materna, die Bayreuther Brünnhild, wieder mächtig. Scaria verlebendigte herrlich den Göttervater. Das Geschwisterpaar Labatt und Frau Kupfer jedoch war mir wenig zu danke; im Bayreuther Feuer war es nicht getauft.

Das liebe alte verwinkelte Burgtheater, das damals noch auf seiner Höhe stand und für die deutsche Bühne das gleiche bedeutete; wie das Théâtre français für die französische, ließ mich, wie darnach Jahr um Jahr, viel Schönes sehen. So unter anderem „Don Carlos" — mit der Wolter als Eboli, Lewinsky als Philipp, Robert als Posa, Krastel als Carlos. Auch „Clavigo" — Hartmann als Titelheld, Wessely als Marie, Lewinsky als Carlos —; „Ernani" von Victor Hugo — ein französisch romantisches bombastisches Stück. Vor allen bewunderte ich wiederholt, als eine der glänzendsten Regietaten Dingelstedts, die Prachtvorstellung

des „Götz von Berlichingen", darin Baumeister — den Coquelin neben Frau Hartmann als größten Künstler an der Burg bezeichnete — den Götz, Robert den Weislingen, die junge Stella Hohenfels den Georg, Charlotte Wolter, in einem von Makart entworfenen, unvergleichlich stilvollen Kostüm, die Adelheid spielte. Allen Künstlern voran entzückte mich, so oft ich sie sah, die Wolter, die größte Tragödin deutscher Zunge. Ihresgleichen an Stilgröße, Schönheit der Züge, Plastik der Bewegungen, Edelklang des Organs überschreitet nicht mehr die deutsche Bühne.

Beliebte Komiker, wie Matras, Blasel, Tewele, lockten mich auch zur Abwechslung einmal in ein possenartiges Lustspiel „Der Gatte der Debutantin" in das Karl-Theater der Leopoldstadt. Ins Ringtheater führten mich die Darbietungen einer italienischen Schauspielgesellschaft mit Ernesto Rossi als „Star". Ich sah ihn als Kean im gleichnamigen Drama Dumas' und in „La morte civile", einem minderwertigen Stück, dessen Autor ich nicht mehr zu nennen weiß. Rossi war ein mehr mit breitem Pinsel malender denn ein feiner Künstler, als welch letzterer sein Landsmann Salvini sich ihm überlegen zeigte. Zu Übertreibungen neigend, konnte er sich in „La morte civile" in der Realistik seines Sterbens nicht genug tun.

Zu den sonntägigen Messen in der wenig geräumigen Burgkapelle verschaffte mir, wenn ich nicht unter Wehlis Schutz in der Geheimenrats-Empore Platz fand, Hofkapellmeister Hellmesbergers Einladung auf dem Sängerchore Zutritt. Da hörte ich Beethovens C-dur-, Schuberts Es-dur-, Liszts Krönungsmesse und vieles andere Interessante.

Von Konzerten bekam ich, da die Saison vorüber war, außer den beliebten Straußschen Nachmittagen im „Volksgarten" nur noch einige Nachzügler zu hören. Unter ihnen ein großes Konzert zum Besten des Schriftstellervereins „Concordia." Da sah ich den damals als Komponist noch viel umstrittenen Anton Bruckner mit dem scharfprofilierten Imperatorenkopf auf dem kleinen dicken Körper, zum ersten

Male und hörte den Orgelgewaltigen eine Phantasie auf der Königin der Instrumente improvisieren. Hellmesberger dirigierte, Rafael Joseffy, aus Liszts und Tausigs Schule kommend, — ein vollendeter Techniker und erlesener Anschlagskünstler — und Maurice Dengremont, das dreizehnjährige Violinwunder, spielten, die Bianchi, die d'Angeri und Gustav Walter sangen, Mottl und der Cellist Hummer begleiteten. Damit war dem verschiedensten Geschmack Rechnung getragen. Dr. Gänsbacher, der mich in Leipzig besucht hatte, bat mich, zu Schülervorträgen in seinem Hause, sowie zu einem Gesangvereinskonzert im Volksgarten zu kommen, wo sich einer seiner Pfleglinge günstig produzierte. Ich erschien in Begleitung der Wilt, seiner einstigen großen Schülerin, die, ihres Leipziger Engagements nun ledig, nach dort empfangenen begeisterten Abschiedshuldigungen, zeitweise in ihre Heimat zurückgekehrt war. Wir freuten uns des Wiedersehens und Wiederhörens. Ich machte sie mit Wehlis bekannt, und sie schenkte uns wundervolle Liederabende. Bei jenem Volksgartenabend wurde ich zuerst mit Professor Epstein, dem ausgezeichneten Mozartspieler, und seiner Gattin, auch mit Graf Albert Amadei, dem Vertoner feiner Lieder, der in Begleitung seiner musikalischen Mutter in allen Wiener Konzerten gesehen ward, bekannt. Einem Konservatoriumskonzert, in dem Ferdinand Löwe, der nachmals als Dirigent zu großem Ruf gelangte, Liszt's Es-dur-Konzert spielte, wohnte ich auf Einladung von Exzellenz Bezecny und Dr. Standthartner bei, die ich beide als Freunde des Wehlischen Hauses häufig sah. Der eine, eine Wiener Finanzgröße — Direktor der Bodenkreditanstalt — dabei ein Pianist künstlerischer Ausbildung, ward einige Jahre später Generalintendant der Hoftheater. Dr. Standthartner, Primararzt am Krankenhause, war einer der angesehensten und vornehmsten Äskulape der Kaiserstadt. Sein Name ist als naher Freund Richard Wagners weithin bekannt. Von Musik hallte seine Wohnung in der Alserstraße wider. Seine anmutige Tochter Mathilde wußte das Kla-

vier trefflich zu meistern. Von seinen zwei Stiefsöhnen folgte insbesondere der eine, Dr. Gustav Schönaich, dem Vater in der treuen Ergebenheit für Wagner nach. Der andere, Franz, den ich gleichfalls öfters bei Wehlis sah, diente seinem Vaterland nachmals als Feldzeugmeister und Kriegs- und Landesverteidigungsminister.

Vorangegangen den genannten künstlerischen Veranstaltungen war noch im Anschluß an die Kaiserfeier ein nur zum Teil musikalisches Wohltätigkeitsfest für das überschwemmte Szegedin, das, von Damen des österreichischen Hochadels arrangiert, sich am 2. Mai, unter Teilnahme des Kaisers und des Hofes, im fürstlich Schwarzenbergschen Garten abspielte. Auf den verschiedenen Terrassen vergnügte sich ein vielköpfiges elegantes Publikum an dem von Fürstinnen und Gräfinnen bedienten Blumenbazar, Glückshafen und Buffet, während es bald Vorträge der kostümierten Jagdmusik aus dem Kaiserfestzug, bald des Wiener akademischen Gesangvereins, bald der Militärkapellen oder einer Pester Zigeunerbanda an sich vorüberziehen ließ. Den Schlußeffekt bildete eine elektrische Beleuchtung des Palais und des den weiten Vorplatz schmückenden Hochstrahlbrunnens.

Auch die berühmte Praterfahrt am 1. Mai sollte nicht ohne mich vor sich gehen. Sie war, da rechte Frühlingspracht und Sonnenschimmer ausblieben, nicht so luststrahlend, als ich sie mir geträumt; doch stellten sich die Erzherzoge und viele Hofkarossen ein und eine ununterbrochene Wagenreihe zog sich von der Ringstraße bis in die Praterallee.

Selbstverständlich blieb mein Genießen auch den bildenden Künsten nicht fern. Immer wieder, wie vor Jahren, lockten mich die Schätze des Belvedere. Nicht oft genug konnte ich namentlich vor meinen Lieblingen: Van Dycks gekreuzigtem Christus, Tizians Ehebrecherin, Murillos Johannes stehen. In der Liechtenstein-Galerie fesselten mich hauptsächlich die Rembrandts, Van Dycks, Rubens', in der

Harrachschen die grandiosen Velasquez', in der Czerninschen vor allen Murillos ergreifender Christus am Kreuze in seiner mystischen Nachtstimmung, auch Rembrandts musizierende Familie und Bildnisse, sowie ein Amor Van Dycks. Ich besuchte die Akademie der bildenden Künste. Im Künstlerhaus sah ich Defreggers neuen Andreas Hofer und zahlreiche Büsten des mehr zierlich und elegant als groß und charakteristisch gestaltenden Tilgner; im Kunstverein unter den Tuchlauben prächtige Bilder und Kartons von dem 1878 in Paris verstorbenen Czermak, italienische Landschaften von Zimmermann. In der Albertina vertiefte ich mich in Rafaelsche und Dürersche Handzeichnungen.

Auch die Ambraser Sammlung suchte ich wieder auf und freute mich in dem mir noch neuen Gewerbemuseum am Stubentor des reichen Inhalts an Skulpturen, Waffen, Gefäßen, Stoffen. Im neuen Parlamentsgebäude führte dessen Erbauer, Oberbaurat Hansen, Wehlis und mich herum. Als eine der sensationellsten Wiener Sehenswürdigkeiten, mußte ich natürlich mit den Freunden Makarts, mit dem ganzen Kunstgeschmack und Raffinement seines Besitzers ausgestattetes Atelier, in dem jetzt niedergerissenen Gußhaus bewundern. Ein hoher, schon ob seiner gewaltigen Dimensionen imposanter Saal nimmt uns auf. Galerien sind ihm eingebaut, zu denen offene Treppen emporführen. Daneben öffnen sich Zimmer. Gobelins umkleiden die Wände, kostbare alte Stoffe sind über Balustraden, Ruhebetten, Sessel geworfen; orientalische Teppiche in leuchtendem Farbenspiel bilden hier lauschige Ecken und Winkel, breiten sich dort neben prachtvollen Fellen über den Fußboden. Königliche Phönixpalmen strecken neben sogenannten Makartbouquets ihre Wedel aus. Dazwischen herrliche alte Möbel, Venetianerspiegel, auserlesene Gefäße, kunstvolle Schnitzereien, alles, scheinbar wie vom Ungefähr an seinen Platz gestellt, das Werk eines Dekorationsgenies. Und inmitten dessen — blendende Farbenwunder — schauen von Wänden und Staffeleien da ein Kampf zwischen Zentauren und

Nymphen, drüben Faust und Gretchen, hier ein Satyr, mir gegenüber eine Reihe verführerischer Porträts herab. Mich hält das der Gräfin Dönhoff, jetzt Fürstin Bülow, am Klavier, gefangen und ich meine die Töne zu vernehmen, denen sie als Meisterin gebietet.

Makarts künstlerischer Persönlichkeit eignet etwas Rubenssches, ein unwiderstehlicher Zug zum Üppigen, Sinnlichen. Ob er jedoch so lang lebendig bleiben wird in seinen Werken als der unsterbliche Niederländer? In seinem Künstlerheim ließ er sich leider an jenem Nachmittag vermissen. Nur seine beiden schönen Kinder Hans und Grete belebten mit ein paar feinrassigen Hunden den einzigartigen Raum. Doch wer weiß, ob der kleine große Mann, wenn auch anwesend, zu einem Gespräch mit uns geneigt gewesen wäre. Ist er doch ein großer Schweiger. Man kennt die charakteristische Anekdote, wie die geniale Josefine Gallmeyer, seine, während der Dauer eines Diners von ihm standhaft angeschwiegene Nachbarin, beim Dessert laut zu ihm sagte: „Sprechen wir nun von etwas anderem, Herr Makart!"

Einem minder luxuriösen Künstleratelier: dem des mir befreundeten Bildhauers Silbernagl, noch stattete ich einen Besuch ab. Im Prater, in einem der von der Ausstellung 1873 her noch verbliebenen Pavillons des amateurs, waren ihm sowie einigen seiner Kollegen mehrere der hohen schönen Räume überlassen worden, und er hatte sich behaglich darin eingerichtet. Es gab allerlei Interessantes zu sehen: die vier Elemente, überlebensgroße Gestalten, für die kleinen Kuppeln des naturhistorischen Hofmuseums bestimmt; ein Modell zum Maria Theresia-Denkmal, vor dem das wenig geglückte Zumbuschs den Vorzug erhielt; die Skizze zu einem Monument für Walter von der Vogelweide, einige Bilder und Porträtbüsten. Vor allem zog mich die Büste an, zu der Liszt dem Künstler auf meine Bitte im vergangenen Jahre gesessen hatte. Sie ist lisztischer als die große Zahl derer, die ich kenne (der Meister selber, wie Hans von Bülow teil-

ten diese meine Ansicht) — es wäre denn die Apollohafte des jungen Liszt von Bartolini. Den Mann auf der Lebenshöhe in seiner sieghaften Größe und Genialität gibt keine in annähernder Monumentalität wieder. Auch keineswegs die von Klinger. Sie ist ein geistreiches Phantasiebild des vom Dämon besessenen Schöpfers des Infernosatzes der Dante-Symphonie, doch kein Porträt des großen, von wahrhaft himmlischer Güte beseelten Menschen und Künstlers.

Nach Einem noch trug ich Verlangen, nach etwas Besonderem, das bei meiner gütigen, alles für mich vorbereitenden Freundin ausnahmsweise keine Unterstützung fand. Ich wollte in das unterirdische Wien, in die Katakomben der Stephanskirche hinabsteigen, auf die ich durch einen Zeitungsartikel aufmerksam geworden war. Es bedurfte zu diesem Zweck einer Anmeldung in der Kanzlei. Dann erhielt man einen von zwei Fackelträgern begleiteten Führer und zahlte dafür meines Erinnerns zehn Gulden. Ich lud mir Baronesse Jacobs dazu ein, und eines schönen Maienmorgens entschwanden wir hinter dem mit einem Eisengitter abgeschlossenen Tor gegenüber dem erzbischöflichen Palast aus der Oberwelt. Endlose Stufen führen in die Tiefe; lange, dank unsrer Fackeln nur spärlich durch phantastische Streiflichter erhellte Gänge unter dem Kirchenschiff durchmessen wir, dann geht es weiter unterhalb der Schuler- und Singerstraße; denn vormals führte der Eingang zu dieser Gräberstätte vom Deutschen Ordenshause aus. Bei der Kreuzung leiten zwei Aufgänge, der zur Rechten zum Erzbischof, der linksseitige zum Domkapitel empor. Die erzbischöflichen Gräber dort sind dreihundert, andere zweihundert Jahre alt.

Wir durchschreiten riesige Beinhäuser, darin die Knochen holzstoßartig aufgeschichtet liegen; dazwischen stieren uns Reihen von Totenköpfen an. Geschlossene Särge sind in primitiver Weise mit Blumen oder Arabesken bemalt, obenauf der gekreuzigte Heiland. In offenen Särgen liegen Gerippe, zum Teil vollständig erhalten. Andere stehen an die

Wand gelehnt; mumienhaft, wie mit faltigem Leder, umgibt sie noch die Haut, das Gesicht ist wenig kenntlich. Manche halten den Rosenkranz zwischen den gefalteten Händen. Man zeigt uns die „Pestgrube.“ Durch eine schräge Öffnung oben wurden die Leichen hinabgeschoben. War ein Schacht gefüllt, so wurde er zugemauert. Bis 1873 war alles hier unten ein Chaos von Särgen und Sargfragmenten, von Schädeln, Gebeinen und Gewänderfetzen. Erst seit dieser Zeit wurde Ordnung in die Wirrnis gebracht, erst neuerdings der Eintritt gestattet.

Ich habe seitdem die Katakomben zu Rom, Palermo und Syrakus gesehen. Wer diese kennt, darf an den Wiener, so interessant sie sind, vorübergehen.

Meiner nervösen Gastfreundin verhehlte ich meine Extratour; doch wollte es ein seltsamer Zufall, daß sie ihr verraten ward. Am selben Morgen erzählte ihr ein sie besuchender Herr, er habe ihre Freundin soeben mit einer anderen Dame und zwei Fackelträgern zu den Katakomben hinabgehen sehen. Doch wurde mir für meine gutgemeinte Verheimlichung Absolution erteilt.

* *
*

Mit all dem Herrlichen, das die Natur über Wien, ihr Lieblingskind, ausgestreut hat, war ich selbstverständlich neben allem Kunstgenießen nun mehr denn bei meinem ersten Aufenthalt vertraut geworden. Köstlich waren die Streifereien mit den Freunden im Frühlingserwachen durch die grüne Praterpracht, nicht in den Alleen und breiten Wegen, wo der Menschenstrom treibt und die Wagen rollen, sondern hinten, ganz hinten, wo der Donaukanal die Ufer umrauscht, die duftendsten Veilchen sprießen und im dichten Buschwerk, neben vielverschlungenen Pfaden, die Vögel ihre süßesten Lieder singen. Wie viele Wiener suchen wohl diese einsame Stille? Kaum je kreuzt dort einer unsere Straße.

Auch in Schönbrunn zieht es uns in den lauschigen Gartenteil zum Jäger nach Maxing, oder zur Felsengrotte des Nymphenbrunnens, wo das klare Wasser quillt, das Schönbrunn den Namen gab und das zum Brot, das uns auf Begehr verabreicht wird, prächtig mundet. Wir fahren in den Augarten, nach Dornbach, nach Baden, Beethovens Lieblingsort, nach Heiligenstadt, wo Wehlis ein Landhaus mit großem schönen Garten besitzen.

Wiederholt fahre ich, mich von den Freunden emanzipierend, nach Döbling zu Arthabers; denn wir haben die vor Jahren geschlossene Freundschaft brieflich weiter gepflegt. Ihnen danke ich einen vergnügten gemeinsamen Ausflug nach dem Semmering. Ohne Beschwerde ersteigen wir über blumige Wiesen und Wald den Sonnenwendstein, der uns durch eine weite Aussicht über Hochschwab, Oetzscher, Raxalp, Schneeberg und andere hohe Herren lohnt. Dann geht's über reichlichen Schnee auf steilem Weg nach Mariaschutz hinab und am Abend mit Wagen über Schottwien nach Gloggnitz und nach Hause. Duftende, farbenstrahlende Kinder der alpinen Frühlingsflora bringe ich mit mir heim. Mit ihrem freundlichen, uns begleitenden Spender, Hauptmann August Niemann — damals Herausgeber des Gothaer Almanachs, später ein gern gelesener Romanschriftsteller — hat mich das Leben nicht wieder zusammengeführt.

Zu dieser Zeit bewohnten Arthabers noch die trauliche Villa von ehedem. Die daneben gelegene stolzere, durch ein hohes Gittertor geheimnisvoll abgeschlossene, die Arthabers Eltern einst inne hatten, war in das Eigentum Herrn von Wertheimsteins, eines begüterten Finanzmanns und echten Gentlemans, übergegangen, dessen Gattin Josefine geb. Gomperz den schönsten, sympathischsten und bedeutendsten Frauen Wiens beigezählt ward. Als Freundin Frau von Wehlis, kam ich bald mit ihr und ihrer kaum weniger bevorzugten Tochter Franzi in Berührung und war oft der Gast dieses eine hohe Geisteskultur und edle Geselligkeit pflegenden Salons.

Einem noch weiteren, noch mannigfaltigere Elemente umschließenden Kreise öffnete sich Wehlis Haus. Zu dessen Intimen gehörte das deutsch liberale, sogenannte verfassungstreue Ministerium des jovialen, über einen echt wienerischen Witz gebietenden Fürsten Adolf Auersperg. Die Exzellenzen stellten sich mit Vorliebe an den Sonntagabenden ein, wo ein oder mehrere Spieltische für das bevorzugte, jetzt durch Bridge ersetzte Cayenne bereit standen. Es ging sehr ernst und schweigsam dabei zu, wenn die Gemüter nicht durch einen „verschenkten Tric" in Aufregung gerieten. Da sitzen sie einander gegenüber: Karl von Stremayr, der Unterrichtsminister, ein blonder freundlicher Herr; Wohlwollen liegt in seinem Gesicht, seine Sprechweise ist bedächtig. Neben ihm Baron Pretis, elegant von Statur, kaum mittelgroß, einnehmenden Wesens; seine Beweglichkeit und Lebhaftigkeit verraten die italienische Abkunft. Baron Wehlis Partner, die stattliche Gestalt mit dem von dunklem Backenbart umrahmten gelblichen Antlitz und der Brille ist der Mähren entstammende Handelsminister Johann Freiherr von Chlumecky, als Parlamentarier zu einer führenden Rolle berufen. Österreichs zwei größte Juristen, Julius Glaser und der ihm innig befreundete Josef Unger, der eine Justiz-, der andere Sprechminister, die glänzendsten Geister des Kabinetts — dessen Chef sich am Fenster dort mit Baron Hofmann, dem Reichsfinanzminister, unterredet, der sein Portefeuille demnächst mit der ihm homogeneren Generalintendantur der Hoftheater vertauscht — haben, sich dem Spiele fernhaltend, vor dem Kamin im Nebenzimmer mit der Hausfrau Platz genommen. Die Konversation mit den beiden ideal gerichteten Männern von umfassender, auch schönliterarischer Bildung sprüht. Glaser, der intime Freund Hebbels, dessen Äußerem mit dem spärlichen rotblonden Haar und den wenig ausdrucksvollen Gesichtszügen man die innere Bedeutung kaum ansieht, wird fesselnd, sobald er die Lippen öffnet. Unger, von dem man sagt, daß es ohne ihn die heutige österreichische Rechtswissenschaft

nicht geben würde, ist der äußeren Erscheinung nach anziehender und distinguierter. Nebenbei ein Meister des Klavierspiels, gebietet er über einen so unwiderstehlichen Witz, wie er mir ähnlich nur bei Hans von Bülow vorgekommen. Unzählige geflügelte Worte werden von ihm kolportiert. „Er hat eine schöne Zukunft hinter sich", lautet eins seiner Bonmots über einen jungen Politiker, der sich seine Karriere verbaut zu haben schien. „Geschichtsabschreiber" betitelte er einen Historiker, der seine Werke reichlichst mit Zitaten aus archivalischem Material füllte. „N.s sind die opferfreudigsten Menschen!" Mit diesem Ausruf über eine uns bekannte Familie verblüffte er gelegentlich einige seiner Freunde und fügte auf deren fragende Blicke lächelnd hinzu: „Nun ja, sie freuen sich über jedes Opfer, das ihnen gebracht wird." Als ihn die Witwe eines seiner Bekannten fragte, was für einen Stein sie ihrem Manne setzen solle, lautete sein Rat: „Setzen Sie ihm den, der Ihnen bei seinem Tode vom Herzen gefallen ist!" „Von vielen Menschen erfährt man erst durch die Todesanzeige, daß sie gelebt haben", meinte er. „Es ist keine Kunst alt zu werden, aber es ist eine Kunst alt zu sein." Er selbst bewährte sich in dieser Kunst.

Dort nähert sich eben der Gruppe des Fürsten Auersperg ein Herr mit breiten Koteletten; man könnte ihn nach Haltung und Aussehen für einen Militär halten. Das ist Anton von Schmerling. Seine Ministertätigkeit hat er bereits hinter sich; er wirkt als Präsident des Obersten Gerichtshofes. Er lebt mit seiner Tochter, Frau Silvia von Rohonczy, zusammen und gilt für einen ritterlichen Verehrer von Frauenschönheit. Ich wurde ihm bei einer Gratulationscour gelegentlich seines Jubiläums vorgestellt und sah mit Wehlis die Ausstellung der von ihm empfangenen Geschenke an, unter denen er mit besonderem Wohlgefallen einen ihm von seinem ehemaligen Schüler, König Alfonso XII. von Spanien, gespendeten Dolch zeigte.

Als treuesten der Treuen bei den Sonntagsabenden wie

bei anderen Einladungen im Wehlischen Hause sehen wir drüben am zweiten Spieltisch mit Exzellenz Arneth — dem Direktor des Staatsarchivs und Präsidenten der Akademie der Wissenschaften, einem weltkundigen Gelehrten — und dessen Schwager Baron Schäfer, Generalkonsul in Kairo, Leopold von Hasner, eine geistig vornehme, wahrhaft imposante Persönlichkeit von exklusiver Haltung. Nicht nach außen. Der hochgewachsene hagere Mann trägt das Haupt gebeugt, die Stirn ist gefurcht, unter der der Seherblick zweier unverblendbarer Augen auf Zeit und Welt, Menschen und Geschehnisse schaut. Sein überlegenes Urteil gibt er mit der Ruhe des Philosophen ab. Vom Ministersessel ist er schon seit Jahren herabgestiegen, nicht ohne sein Regiment durch eine große Tat: die von ihm geschaffenen Volksschulgesetze, besiegelt zu haben. Aber auch in der Zurückgezogenheit erhält er sich im Zusammenhang mit den Strömungen und literarischen Erzeugnissen des Tages. Das Herrenhaus ehrt in ihm einen seiner glänzendsten Sprecher und jede seiner fein ziselierten Reden ist ein Ereignis. Stets beherrscht, nie leidenschaftlich, bleibt er ein glühender Verfechter der deutschen Sache in Österreich. Alles geht bei ihm in die Tiefe, auch die gesellige Unterhaltung. Darum bin ich stolz, wenn er mich zur Nachbarin begehrt. Dann läßt er auch gelegentlich seinen feinen Humor spielen, oder ein Paradoxon hören, wie einmal die Behauptung: „Glück in der Liebe hat jeder. Wer den Besitz der Auserwählten erreicht, hat's von vornherein. Wer ihn nicht erreicht, hat's erst recht — denn ihm bleibt Enttäuschung erspart.“ Ähnlich sagte Unger: „Nur die unglückliche Liebe ist eine glückliche.“

Jetzt tritt ein Herr mit glänzend schwarzem Haar, mit großgeschnittenen Zügen und seltsam weit ausgreifenden Schritten ein — sympathisch dünkt er mich nicht — Graf Taaffe, der nachmals, als lange „fortwurstelnder“ Ministerpräsident, die „Versöhnung“ der Nationalitäten der Mon-

archie auf sein Programm setzte und deren unversöhnbaren Hader herbeiführte.

Das sind die kaiserlichen Berater, auf deren Schultern das Wohl Österreichs lag und liegt. Gespannt lausche ich ihren Erörterungen, denn ich halte es mit Goethes Leonore: „Ich höre gern, wenn kluge Männer reden."

Auch an Vertretern der Diplomatie fehlt es Wehlis Kreise nicht. Der bayerische Gesandte, Graf Bray — ein ritterlicher alter, etwas schwerhöriger Herr —, der württembergische, Baron Baur — ein impulsiver Süddeutscher —, der portugiesische, Viconte Valmor — ein von der Sonne Südamerikas gebräunter unterhaltender Nabob —, der nachmalige österreichische Botschafter in Rom, Baron Pasetti — jeder Zoll ein Diplomat — sind häufig da zu finden. Gleich ihnen die Militärattachés, insbesondere der preußische, Graf Wedel — der spätere gefürstete Statthalter im Elsaß, dessen norddeutsche Steifheit in sinnfälligen Gegensatz zur Natürlichkeit der Österreicher tritt. Ebenso Herren der Generalität, wie der, seiner originellen Gattin zur Folie dienende, trocken schweizerische Herr von Hurter, oder Graf Gottfried Auersperg, der so anziehend von Dalmatien und seiner Bevölkerung zu erzählen weiß; Baron Wimpffen, Obersthofmeister des Erzherzogs Ludwig Viktor. Im Salon der Baronin zeigt sich auch öfters der sarkastische Altgraf Salm.

Neben diesen vorwiegend politischen, sozusagen offiziellen Persönlichkeiten sehe ich mich im Heim der Freunde, sei es an der mittägigen oder abendlichen Tafelrunde, sei es in kurzer Plauderstunde, auch anderen bedeutenden Erscheinungen gegenüber. So dem gelehrten Professor Zschokke, dem jetzigen Weihbischof von St. Stephan; dem Historiker Theodor von Sickel, Sempers Schwiegersohn, nachmals Direktor des österreichischen historischen Instituts in Rom, Max von Gomperz, dem geistsprühenden Finanzmann, Baron Härdtl und seinem Schwiegersohn Dr. von Feistmantel, die zu Wiens ersten Rechtsanwälten zählen, Baron Fritz

Leitenberger, einem der vornehmsten Großindustriellen der Monarchie. Seine Hand ist immer offen, seine Bereitwilligkeit, menschenfreundliche und künstlerische Zwecke zu fördern, nahezu unbegrenzt. Dafür segnet ihn Gott nicht nur durch irdische Schätze, sondern auch durch ein heiteres Gemüt. Selbst witzig, zum Scherz aufgelegt, liebt er, fröhliche Gesellschaft um sich zu sehen, und eine besondere Freude gewährt es ihm, sich auf Reisen nach Jerusalem und dem Nordkap Zelebritäten des Burgtheaters, wie Hartmanns, Gabillons, Thimig, und andere Künstler, wie Zumbusch, zum Mitgenießen einzuladen.

Zuweilen tauchte auch Dingelstedt, derzeit Direktor der Hoftheater, der das Wort prägte, daß die Oper ein notwendiges, das Konzert ein überflüssiges Übel sei, in der Elisabethstraße auf — ein schöner Mann von stolzer Gestalt, selbstbewußtem weltmännischen Wesen und witziger, das Heterogenste im Fluge streifender Unterhaltungsgabe. Er ist äußerst amüsant. Minder schlagfertig und sprudelnd ist Ferdinand von Saar, der eigentliche Dichter Wiens, das er durch seine „Wiener Elegien" und viele Novellen verherrlicht hat. Hochstämmig, breitschulterig gebaut, ein aufrechter Mann mit einem bisweilen durchbrechenden burschikosen Anflug, verleugnet er nicht den ehemaligen Offizier. Er erfreut sich allgemeiner Beliebtheit und im besonderen der Gunst vornehmer Frauen.

Ungleich näher als beiden Dichtern bin ich Bauernfeld, dem Nestor der Wiener Poeten, gekommen. „Raunzianer" ward er in seiner Jugend geheißen, und er „raunzt", wie der Wiener sagt, das heißt krittelt, noch heute, was seiner gemütlichen Weise keinen Abbruch tut. Aus der Zeit Schuberts, Schwinds, Grillparzers, Lachners ragt der „Alte vom Berge" mit dem dünnen Weißhaar auf dem gebückten Haupt in unsere Tage hinein und hat, die Ideale seiner Jugend festhaltend, zur Kunstentwicklung der Neuzeit den Weg weder gesucht noch gefunden. Seine Opposition gegen die „Zukunftsmusik" tut mir gleichwohl nicht weh — die

unfruchtbare Mohrenwäsche gab ich längst schon auf — ich lasse mir von dem alten Herrn lieber etwas von Schubert erzählen. Und nicht nur in Wien, sondern auch in Ischl.

Meine Wiener Wochen neigten sich ja nun dem Ende zu. Frau von Wehlis Gesundung ließ leider noch immer auf sich warten. Ihr vortrefflicher Hausarzt Dr. Drasche verordnete ihr Badekuren in Ischl und Gastein und schließlich einen Aufenthalt in Meran. Als sie mich bat, die erste Station in Ischl mit ihnen zu teilen, besann ich mich nicht lang, mit einem Ja zu antworten. Ich gab den Achensee für dies Jahr auf, da ich Similde durch ihre Lieblingsnichte Suschen begleitet wußte. Mit einem strahlenden Schlußbild: der Feier des Fronleichnamsfestes, die sich mit allem kirchlichen Pomp, einem bestechenden Reichtum an Trachten, Ornaten, Uniformen, Fahnen, Standarten, Blumen, unter Beteiligung des Kaisers in einem mit acht goldgeschirrten Schimmeln bespannten Galawagen und der Erzherzoge in sechsspännigen Staatskarossen vollzog, ging für mich die Wiener Sonne unter, aber ich wußte, daß sie mir nun oftmals wieder aufgehen werde.

* * *

Es ließ sich wohl sein im grünen Ischl. Meine Freunde hatten den ersten Stock einer hübschen Villa in der Elisabethstraße gemietet. Für jedes von uns stand ein nettes Zimmer bereit, den Vereinigungspunkt bildete ein Salon mit Balkon, zu dem die Kurmusik vom nahen Kasino herüberklang. Der Garten spendete erwünschte Schattenplätze. Aus der vollständig eingerichteten Küche, wie die Wiener sie in der Sommerfrische vorzufinden lieben, wurden wir, wenn wir zu Hause speisten, durch die mitgenommenen dienstbaren Geister versorgt; doch nahmen wir, wenn Frau von Wehlis Befinden es erlaubte, unser Mittagsmahl gern auswärts ein. Öffnete der Himmel nicht — was er leider nur

zu oft tat — seine Schleusen, so führten uns Ausflüge zu Wagen oder zu Fuß ins Weite. Da ließ sich unsere Leidende in einem der hier üblichen Sessel tragen und Gatte und Freundin wanderten neben ihr her.

Die landschaftlichen Reize im Tal der Traun und Ischl sind, wenn schon mehr anmutiger denn großartiger Natur, äußerst mannigfaltig. Nach allen Richtungen tun sich herrliche Wälder auf, so daß wir uns bei stundenlangem Ergehen des schützenden Schattens erfreuen können. Wo gäbe es anderswo so von ununterbrochenem Grün überwölbte Pfade wie den Laufener Weg oder den zyklamenreichen Waldweg nach der Kettenbachmühle, oder rings um den Jainzen, wo die schöne Kaiserin so gern schwebenden Schrittes wandelt?

Doch auch der offeneren Straßen viele laden uns ein. Da winkt uns traunabwärts Weißenbach, die Station für die Atterseefahrer. Durchs Tal der Ischl erreichen wir St. Wolfgang, dessen ehrwürdiges Architekturbild: Schloß, Kirche, Kreuzgang und Brunnen, dem klaren See unmittelbar zu entsteigen scheint. Lohnend ist eine Fahrt nach Ebensee und den abseits gelegenen Langbathseen und weiter nach Gmunden mit seinem herrlichen See.

Treibt's uns traunaufwärts zu schweifen, so bringt uns die Bahn im Fluge nach dem jetzt auch als Badeort beliebten Goisern oder ein Stück weiter nach Hallstatt, wo die niedlichen Häuslein, dicht aneinander geschmiegt, wie die Vogelnester am Gefels über dem Seegrund hängen und von wo sich der Zugang zu dem einsamen Gosausee öffnet, in dessen dunkelgrüner Flut sich das ewige Eis des Dachsteins spiegelt.

Bei der schönsten unserer Tagestouren, nach Altaussee leisteten uns Wehlis Schwiegersohn und Enkel Gesellschaft. Hans Hopfen und seine drei Kinder — zwei Knaben von 10 und 12 Jahren und eine 6jährige Tochter — hatten sich selbständig in Gries am Traunufer angesiedelt. Man sah sich täglich, und des anregenden Dichters Geist und Witz,

die liebenswürdige Natur seiner Kinder brachte unserem kleinen Kreise Abwechslung. In Aussee gab mir Hopfen das wundervolle Gedicht an seine tote Gusti, das, unmittelbar zuvor entstanden, seinen „Geschichten des Majors" als Widmung vorangestellt ist. Es ergriff mich tief. Der ernste See, das Tote Gebirge, dazu in der Ferne die blendende Dachsteingruppe ergeben ein Bild von Stimmungsreichtum und Größe. Als wir den See befuhren, kam Frau Dr. Seeburg, die hier eine Villa besitzt, mit Ferdinand Gregorovius des Weges. Ich rief ihr übers Wasser einen Gruß zu, den sie mit einer Einladung erwiderte, der ich nicht zu folgen vermochte.

Zu Hopfen fanden sich in Ischl andere schöne Geister hinzu. Eines Tages stellte er uns im Kasino zwei Spottvögel von der Donau und der Spree vor: Daniel Spitzer, den Autor der witzsprudelnden „Wiener Spaziergänge" in der „Neuen Freien Presse", und Paul Lindau, dessen „Bayreuther Briefe" im Nibelungenjahr bei der überwältigenden Mehrheit der Wagnerfeinde einen weithin schallenden Lacherfolg davongetragen hatten. Das „Hojotohopferd", das verspottete Wagalaweia waren in aller Munde. Dennoch vermochten all die Witzraketen dem großen Werk nicht den Garaus zu machen. Im Siegeszuge eroberte es sich die Welt; wer aber denkt noch der Spottgeburt jener Briefe?

Oftmals stellte sich Bauernfeld, ein Spötter alter Schule, bei uns ein. Als seine Lustspiele „Aus der Gesellschaft" und „Bürgerlich und romantisch" im Ischler Theater gegeben wurden, bat er uns, sie mit ihm anzusehen, und so hörten wir die etwas verblichenen, doch flott dialogisierten Stücke — zwei seiner besten Treffer — in seinem Beisein.

Wiens erste chirurgische Größe, den Brahmsfreund Theodor Billroth, lernte ich am Wolfgangsee, wo er seinen Sommersitz hatte, flüchtig kennen. Der Erzieher des Kronprinzen, Exzellenz General Latour, stellte sich zuweilen bei Wehlis ein. Häufig kam Schmerling, von je ein Verehrer Frau von Wehlis und Bewunderer ihres bekannten politischen

Scharfblicks, um sich nach ihrem Ergehen zu erkundigen. Einmal überraschte ich ihn und seine Tochter durch einen sonderbaren Willkommengruß. Mit Übersetzung von Liszts „Chopin" beschäftigt, warf ich, da er gemeldet wurde, hastig aufspringend, das Tintenfaß vom Schreibtisch herab und bemühte mich zu meiner Beschämung vergeblich, die schwarze Sintflut zu verbergen, die ich auf dem Fußboden angerichtet hatte, während ihm meine Verlegenheit Spaß machte.

Er neckte gern. „Faust und Gretchen!" rief er Baron Wehli und mir zu, als wir, indes er die Baronin am Arme führte, im Garten auf und abgingen. Natürlich dankte ich ihm mit einem raschen „Mephisto und Marte!"

* * *

Mit dem Juli fand unsere Ischler Station ihr Ende. Frau von Wehli, noch immer kränkelnd, wollte jedoch nichts von Trennung hören, und wie konnte ich sie ihren melancholischen Stimmungen überlassen? Ich begleitete sie weiter nach Gastein, einem alten Ziele meiner Wünsche. Es zu erreichen, war damals beschwerlicher als heute, wo uns das Dampfroß von Lend, aus dem Tale der Salzach hinauf zum Wunderquell trägt. Lange bevor man den ersehnten Ort schaute, war das donnernde Getöse seines Wasserfalles dem Ohre vernehmbar. Eine plötzliche Wegwendung erst zaubert uns unser nahes Ziel vor die Augen: eine enge, von gletscherüberhangenen Bergen umgebene Schlucht, in der die Häuser terrassenförmig an der Lehne hinabsteigen bis in den Grund, wo die Ache über Felstrümmer rauscht und der weltberühmte Wasserfall seine zu Schaum aufgelösten Fluten mit Donnergebraus herabwirft. Welch eigenartig erhabenes Bild! Es stündlich vor mir zu haben, diese reine, belebende Luft atmen zu dürfen, deuchte mich Wonne. Mir ergehts nicht wie unserer Leipziger Frau Salomon, die, eben in Gastein zu längerem Aufenthalt ankommend, entsetzt

über das Wassergebrause, ihrem Postillon zurief: „Schwager, nehmen Sie mich nur gleich wieder mit!“

Wir waren beim Pfarrer Trauner gut aufgenommen im stillen behaglichen Haus, das neben uns nur die Wehlis befreundete ideale Frau von Wertheimstein aus Wien mit ihrer Tochter Franzi als Fremde beherbergte. Um zu baden, brauchten wir nur aus einem Zimmer ins andere zu gehen. O diese köstlichen Bäder! Ich kenne kein Wasser, das die Glieder so weich, so schmeichelnd umfinge, in dem mir so wohlig, so melusinenhaft zu mute wäre, als sei es mein eigenstes Element. Kehren sie nicht auch alle wieder, die einmal kamen, verfällt nicht jeglicher dem Zauber der Sirene, die unsichtbar hier an der Quelle waltet? Äußere Lockungen wenigstens ziehen keinen hierher, und er würde sie vergeblich suchen.

Unser Pfarrhaus ist, wie nahezu jedes Haus hier, an den Felsen angebaut, so daß man aus dem ersten Stock unmittelbar ins Grüne gelangt. So sind wir rasch auf der Hauptpromenade, dem für unsern Kaiser Wilhelm, Gasteins alljährlichen, auch jetzt anwesenden Gast, angelegten, einzig ebenen „Kaiserweg“. Alle anderen Ziele wollen, ob auch mit geringer Mühe — wenn man sie nicht, wie ich, aufs Anlauftal und Naßfeld ausdehnt — erstiegen sein.

Gasteins Charakter als Weltbad — sein kleiner Gottesacker nennt sich stolz „Friedhof von Europa“ — bringt unerwartete und interessante Begegnungen mit sich. Kaum angekommen, lief mir Freund Wenzel aus Leipzig in den Weg. Er hatte sich nur für kurze Frist von den Tauern hierher verstiegen, besuchte mich aber gleich, so daß ich meine Freunde mit dem originellen Mann bekannt machen konnte. Beim Mittagsessen im Badeschloß durfte ich Clara Schumann mit ihrer Tochter Marie, zunächst in Gesellschaft von Herzogenbergs, die vorübergehend hier waren, begrüßen. Wir wechselten verfehlte Besuche, sprachen einander aber öfters beim Speisen, auch nahm sie einmal zu unserer Freude an unserem Tische Platz. Auf der Kaiserpromenade trafen

wir Dingelstedt und seine Töchter. Er klagte sehr über seine Gesundheit, und sein Aussehen bestätigte seine trübe Aussage, wie er denn auch bald die Flucht ergriff. Dann kamen Standthartners, Professor Zschokke, Fürst Lothar Metternich, ein wenig interessanter Sohn des berühmten Staatskanzlers. Durch Frau von Wertheimstein lernte ich die anmutige Witwe des Dichters Moritz Hartmann, wie die noch im Alter schöne Gräfin Maxe Oriola, eine Tochter Bettinas von Arnim, kennen.

Eines Tages erschien bei Wehlis ein kleiner alter Herr mit feinen klugen Gesichtszügen, zwinkernden kurzsichtigen Augen und unverfälscht sächsischem Dialekt — Graf Ferdinand Beust. Er war sehr freundlich zu seiner Landsmännin, lud sie auch mit ihren Gastfreunden auf sein Gut Altenburg ein. Da er sich als Komponist harmloser Musik betätigte, trug das Kurorchester ihm zu Ehren ein paar seiner Stücke vor. Über Wagner gerieten wir bald in ein Gefecht. Er behauptete, Beweise seines Undanks gegen den König von Sachsen in der Hand zu haben. Als jedoch seine Memoiren später ans Licht kamen, zeigte sich, daß jene Beweise einen anderen Wagner als den großen Dichter-Komponisten betrafen. Baronin Wehli sagte mir, bei Beusts Sturze habe sich die große Mehrheit seiner bisherigen Freunde von ihm zurückgezogen. Daß sie und ihr Mann, wenngleich sie seine für Österreich wenig glückliche Politik von vornherein nicht billigten, sich nicht auch von ihm abgekehrt hätten, wisse er ihnen Dank. Zu einem Besuch in seinem Altenburg ist es meinerseits nie gekommen. Wiedergesehen aber habe ich ihn öfters in Wien. In Gastein sahen wir ihn damals nur kurze Zeit. Als sein Nachfolger Andrássy und unser Bismarck, auf den er nicht gut zu sprechen war, sich jetzt nahten, hatte er das Feld geräumt. Auch die Ankunft seines Kaisers wartete er nicht ab.

Franz Josef kam am 9. August, Wilhelm I. vor beendeter Badekur zu begrüßen. Böllerschüsse, Glockenläuten, Musik kündeten sein Kommen; Gastein prangte im Festschmuck.

Die Jagdgesellschaft, ein Verein von Kavalieren, bot ihm schon außerhalb des Ortes das erste, Bergknappen, Schuljugend, Behörden das weitere Willkommen. In der Villa der Gräfin Meran — der ehrwürdigen Witwe des Erzherzogs Johann, des ehemaligen deutschen Reichsverwesers, der sie einst als Postmeisters Töchterlein gefreit — hatten ordengeschmückte Herren, die Fürsten Schwarzenberg und Rohan voran, und Damen mit Sträußen in der Hand — ich als Wehlis Anhängsel unter ihnen — sich zum Empfange versammelt. Zuschauer umdrängten von allen Seiten die Terrasse, die hinaufführende Treppe flankierten junge hübsche Bäuerinnen in ihrer kleidsamen Tracht. Da erschien er. Huldvoll dankend, nahm er einer jeden von uns die ihm dargereichte duftige Spende ab. Doch kaum hatte er sich den Herren zugewandt, als schon der Deutsche Kaiser, seinem Besuche zuvorkommend, mit Gefolge vorfuhr. Herzlich umfingen sich beide Majestäten am Fuß der Terrasse, und die jüngere geleitete die ältere am Arm hinauf, wo uns knixenden Damen ein zweiter freundlicher Kaisergruß zuteil ward.

Der Besuch Kaiser Wilhelms war so kurz als der sofortige Gegenbesuch des österreichischen Monarchen. Um 3 Uhr sah man diesen sodann zur Tafel ins Badeschloß fahren. Am Abend überraschte uns eine festliche Illumination; der Wasserfall erstrahlte in buntfarbigem Licht, und auf den Bergen loderten Freudenfeuer.

Eine Kaisermesse in der Frühe, ein morgendlicher Abschiedsbesuch unseres greisen Kaisers bei seinem kaiserlichen Anverwandten kurz vor dessen Aufbruch, bei dem eine erneute Blumenhuldigung der gestern erschienenen Damen nicht fehlte — und vorüber war die denkwürdige Begegnung der beiden Souveräne.

Sie hatte ihr Nachspiel in der sich alsbald am selben Orte vollziehenden Zusammenkunft Bismarcks und Andrássys, aus der das deutsch-österreichische Bündnis hervorging. Zum ersten Male sah ich damals die Reckengestalt des eisernen Kanzlers, die schon von außen besaß, was ihn zum

Schöpfer, Mehrer und Schützer des Reichs berufen erscheinen ließ, und gebannt folgten ihm meine Blicke so oft ich seiner gewahr wurde. Ein seltenes Glück ließ mich später näher an den Gewaltigen herankommen; aber für immer bleibt es mir ein erhebendes Gefühl, daß ich jene welthistorischen Tage an ihrer Geburtsstätte miterleben durfte.

Am 13. August nahm auch unser Kaiser Wilhelm mit gestärkter Gesundheit Abschied von seinem Gesundbrunnen. Mit einigen anderen deutschen Damen stand ich zu dieser Stunde im Badeschloß und reichte dem Scheidenden einen Kornblumenstrauß, durch einen freundlichen Blick und Druck seiner Hand dafür belohnt.

Vorbei war damit in Gastein die hohe Zeit, die Kaiserzeit. Einförmigere Tage lösten sie ab, Gewitter, Nebel, Regen durchzogen das Tal, bis wir ihm Ende August den Rücken kehrten.

Mit Unterbrechungen in Zell am See — ein Ritt auf die Schmittenhöhe eingeschlossen —, in Innsbruck, Brennerbad und Bozen legten wir die Fahrt nach Meran zurück und hatten uns eben in einer Villa in Obermais eingemietet, als Baron Wehli die dortige Temperatur nach der bisher geatmeten Frische so unerträglich fand, daß wir sofort Meran mit Vahrn bei Brixen vertauschten. Dort, unter dem breiten Laubdach von Edelkastanien, im Lärchenwald und im kühlen Schalderstal, wehten belebendere Lüfte. In Villa Mayr, einer Dependance des berühmten Brixner „Elephanten", vergingen uns noch zehn köstliche Septembertage. Dann begleitete ich die Freunde noch bis Salzburg. Es hatte mich bereits auf der Hinreise nach Gastein entzückt. Zu den da geschauten Mozartstätten und -Reliquien und vielen anderen Herrlichkeiten kamen nun noch eine Wanderung auf den Mönchsberg und Fahrten nach Maria Plein und Hellbrunn. Es waren schöne und doch wehmütige Tage, wie sie dem Abschied vorangehen. Dann schlug nach fünf Monaten tiefen Ineinandergelebtseins die Trennungsstunde. Sie kostete mich und meiner Freundin viele Tränen.

Selbst Baron Wehli, dem gegenüber ich mich des Weinens schämte, sagte sehr lieb, ich brauchte mich gar nicht zu schämen, er weine selber mit.

Schon in Vahrn hatte mir Frau von Wehli gesagt, sie habe sich selber hundertmal gefragt, ob sie mich nicht bitten solle, ihr ganz zu gehören; aber sie dürfe nicht egoistisch sein, dürfe mich nicht meinem Berufe entziehen, mein strebendes tätiges Leben nicht an ihr alterndes müdes binden. Sie wisse indes, daß wir beide alles voneinander fordern dürften und uns alles gewähren würden, was wir vermöchten; darum müsse ich ihr versprechen zu kommen, wenn sie mich rufe. Das tat ich bewegten Herzens. Und so schieden wir!

* *
*

In Leipzig setzte ich die schwierige Übertragung des Lisztschen „Chopin" emsig fort. Die Verdeutschung der „transatlantischen Kabelsätze" — wie Baronin Wehli die langatmigen Perioden mit ihren zahlreichen Epitheta nannte — machte mir viel Kopfzerbrechen und stündlich entbehrte ich die gewohnte Beratung mit meiner ohnehin auf Schritt und Tritt vermißten Wiener Freundin. Ein reger Briefwechsel, der auch ihren Gatten vielfach mit einbezog, sorgte dafür, daß wir innerlich miteinander weiterlebten. Auch andere in Wien angeknüpfte Beziehungen, wie besonders zu Frau von Wehlis Schwester, Generalin von Dobner, wurden fortgeführt. So schrieb mir Bauernfeld, dem ich, zum Danke für ein paar mir von ihm gespendete Stücke, meinen ersten, eben in fünfter Auflage ausgegebenen Studienband gesandt hatte:

„Geehrtes Fräulein!

Für Ihre freundliche Gabe dankend, bin ich so frei, Ihnen dafür ein Büchlein mit Schwänken: ‚Aus der Mappe des alten Fabulisten' zu übersenden. Daß Ihr Werk in unserer prosaischen Zeit bereits in fünfter Auflage erschienen, darf

Sie mit Befriedigung erfüllen und ist zugleich ein erfreuliches Zeichen, daß es in Deutschland noch eine nicht gar zu kleine Gemeinde gibt, welche an unsern musikalischen Größen, deren Schöpfungen wie Schicksalen Anteil nimmt. Aber auch die alten Meister sind nicht völlig verklungen. Vor wenig Tagen hörten wir hier Mozarts ‚Idomeneus' nach sechzigjähriger Pause in vortrefflicher Darstellung. Das Werk, wenn auch teilweise in der Form veraltet (in keiner Kunst veralten die Formen rascher als in der Musik), weist doch Schönheiten ersten Ranges auf, der zweite und dritte Akt sind nahezu vollendet, und manches aus dem künftigen „Don Juan", „Figaro", „Zauberflöte" klingt da als Embryo voraus. Die Oper wird sich auf dem Repertoire erhalten, trotz ihrer (poetischen) Einfachheit.

Mit besten Grüßen und mit der Hoffnung, daß wir im nächsten Frühjahr wieder zusammentreffen werden

Ihr ergebenster

Bauernfeld.

Wien, 28./X. 79."

Nach meiner Danksagung hörte ich Ende November wieder von ihm:

„Ihre mehr als freundliche Kritik ist leider nicht die der übrigen Lesewelt. Mein Fabelbuch ist in den Brunnen gefallen . . .

Kommen Sie denn nicht zur Mozartwoche? Das wäre gewissermaßen Ihre Schuldigkeit: Der „Idomeneus" war übrigens bald abgeblitzt. Neben Ihrem R. Wagner mit seinen Orchester- und Ausstattungseffekten geht alle poetische Musik in die Brüche. — Was halten Sie denn von Brahms' Deutschem Requiem? So viel ich davon gehört (nur die zweite Abteilung) schien es mir höchst anständige Kapellmeisterarbeit. Die „Eroica" darauf hatte doppelt eingeschlagen."

Nicht allein die Wiener, auch die Leipziger durften alsbald an einem Mozart-Zyklus ihre Freude haben. Mit dem kaum noch auf der Bühne sichtbaren „Idomeneus", den ich überhaupt nur einmal, vor zehn Jahren gehört hatte, beginnend und mit dem schon ganz aus dem Rampenleben ausgeschiedenen „Titus" und einer Mozart-Apotheose abschließend, ließ er mit dem Siebengestirn der Hauptopern des großen Klassikers — also auch das mit Unrecht vernachlässigte „Cosi fan tutte" inbegriffen. — Mozarts gesamtes dramatisches Werk vor uns erstehen, dessen ideale Harmonie der Gereifte ungleich besser zu werten weiß, als es der sturm- und drangvollen Jugend gegeben ist. Den „Helios der Musik" nannte ihn ein schönes Wort des Slaven Rubinstein, dessen Erscheinen in unserer Stadt dem Mozart-Zyklus kurz vorausging.

Ein Klavierabend überschüttete uns mit einer Auslese von Bach, Mozart, Beethoven, Field, Schumann, Chopin, Thalberg, Henselt, Liszt, Rubinstein, von der mir die inspirierte Wiedergabe der Schumannschen Phantasie Op. 17 — eines meiner auserwählten Lieblinge — am unvergeßlichsten geblieben ist. Ein darauffolgender Kammermusikabend stellte den Komponisten Rubinstein mit einem Quartett Op. 17 und zwei Quintetten Op. 55 und 99 in den Vordergrund, bot jedoch, als erwünschten Anhang, noch einige Solostücke. Da hörte ich zu meiner besonderen Freude wieder den dämonischen „Erlkönig" locken und drohen.

Der übliche Härtelsche Rubinsteinabend verlief auch diesmal, unter Darbietung von Beethovens B-dur-Trio Op. 97, der Haydnschen F-moll-Variationen, Schumanns symphonischen Etuden und Rubinsteinschen Duetten (von den Damen Breidenstein und Keller gesungen), mit gewohntem Glanze.

Riedel hinwiederum, der sich, neben seiner wirksamen Tätigkeit für die alten Meister, stets die Verbreitung wertvoller Novitäten zur Pflicht machte, brachte uns in den von ihm veranstalteten Kammermusiken die einschlägigen Werke von Brahms nahe.

Ein neuartiger großer Bühneneindruck löste die mannigfach von mir empfangenen musikalischen Eindrücke ab. Ich sah Adelaide Ristori als Maria Stuarda. Eine alte Frau mit verblühter Schönheit, entzückte sie mich durch die Poesie der Wahrheit in ihrem Spiel. Stark betonte die Italienerin den katholischen Charakter der Rolle, und ihre Abschiedsszene, die Inbrunst, mit der sie, das Kruzifix umfassend, in den Tod ging, ergriff mich tief.

Der Weihnachtsabend hatte dies Jahr eine ganz besondere Überraschung für mich bereit. Silbernagl schickte mir einen Abguß seiner meisterlichen Lisztbüste, die, zu gleicher Zeit im Museum in Bronze ausgestellt, Aufsehen erregte und durch Dr. Fiedler angekauft wurde. Unter dem Christbaum lag ein aus Wien gekommenes kostbares Album, dessen reiche Bilderfülle mir alle gemeinsam mit den Freunden besuchte Stätten in die Erinnerung zurückrief.

1880

Meine Chopin-Übersetzung hatte ich nach zweimaliger skrupulöser Durcharbeitung Ende Februar 1880 beendet. Ein Kapitel daraus: „Chopins Individualität“ erschien auf Wunsch Breitkopf und Härtels als Sonderdruck in einer von ihnen herausgegebenen Sammlung musikalischer Vorträge. Ich legte es Liszt und der Fürstin Wittgenstein vor und fast umgehend empfing ich aus Rom die vom 23. März datierten Zeilen:

„Liebe Frau Lipsius,

Ein neues Zeichen Ihres Gedenkens zu empfangen ist mir stets überaus erfreulich. Sie wissen, wie hoch ich Ihren Geist und Ihre Charakterstärke schätze, die unserem Geschlecht zur Ehre gereichen, indem Sie von einem Zweige der Literatur Besitz ergriffen, der mehr zum Herzen als zur Phantasie spricht, mehr die psychologischen Vorgänge und Ent-

wicklungen als die trockene Aufzählung von Jahreszahlen und Begebenheiten in sein Bereich zieht.

Aber wenig Frauen haben bisher den Mut und den nötigen Verstand gezeigt, sich so kühn und erfolgreich wie Sie dieses schönen Zweiges zu bemächtigen, der so viel Blüten und Früchte zugleich zeitigt. Mehr als gewöhnlich hat mich Ihre diesmalige Sendung entzückt, die ich — wozu mir bei umfänglichen Bänden oft die Möglichkeit fehlt — sogleich lesen konnte. Ich spreche Ihnen bezüglich dieser mit wahrer Kunst vollendeten Übersetzung meine aufrichtige Bewunderung aus.

Wohl gebe ich mir von der Schwierigkeit dieser Übertragung Rechenschaft, zumal für eine Frau, deren Feder, so fein sie zugespitzt ist, doch mehr gewohnt ist, im belehrenden Stil zu reden, als Feuerwerke spielen zu lassen, wo das Hineingeheimnißte überwiegt, wo man in Anspielungen tief genug eindringen muß, um in einer anderen Sprache nicht nur die Worte, sondern deren wahren Sinn wiederzugeben.

Bisher haben Sie den vollen Erfolg, den Sie verdienen, liebe Frau Lipsius. Ich beglückwünsche hierzu sowohl den Autor als den Verleger und ich beglückwünsche mich selbst zu der mir so willkommenen erneuten Gelegenheit, Ihnen den Ausdruck meiner herzlichen Zuneigung zu wiederholen.

Fürstin Carolyne Wittgenstein."

Am 5. Mai dirigierte Hans von Bülow im Leipziger Neuen Theater die neunte Symphonie, nachdem er zuvor die Wanderer-Phantasie in Liszts symphonischer Bearbeitung mit Orchester glanzvoll gespielt, auch die „Cellini"-Ouverture und den Kaisermarsch, letzteren in elektrisierender Siegesfeststimmung vorgeführt hatte. Jeder Satz der Neunten — mit der wir Leipziger, dank alljährlicher Aufführung im Gewandhaus, die dem ausgezeichneten Orchester stets eine gestiftete Extraspende einträgt, sehr vertraut sind — zeigte natürlich seine besonderen Feinheiten und Deu-

tungen, seine Bülowschen Nuancen und hielt das Interesse angespannt. Das Adagio nahm er, gleich seinem Meister Liszt, sehr langsam. Im Schlußsatz bei „Ihr stürzt nieder, Millionen" sagte mir Liszt, neben dem ich saß, „er habe die Biegung nie schöner gehört."

Der Meister war eine Stunde vor dem Konzert ganz ungeahnt bei mir eingetreten. „Ihnen gilt mein erster und einziger Besuch heute", rief er mir entgegen. „Ich schulde Ihnen vielen Dank für Ihren Chopin. Prügeln Sie mich, daß ich ihn Ihnen erst jetzt ausspreche. Sie haben es prachtvoll gemacht — ich hab's ja voraus gewußt. Hat's Ihnen Frau Fürstin nicht auch geschrieben?" — „Ich tat, was ich vermochte, lieber Meister", entgegnete ich. „Wörtlich übersetzen ließ sich diese gesteigerte Ausdrucksweise nicht — es wäre in deutscher Sprache eine Karikatur geworden. Ich mußte das Ganze also frei nachschaffen und bin glücklich, wenn Sie damit zufrieden sind." — „Kurz und gut, die von Ihnen gewählte Weise ist nicht nur die beste, sondern die einzig richtige", entschied er.

Er fand Consolo Bey, den exaltierten muselmanischen Florentiner, bei mir, der eben in Weimar einige seiner Kompositionen, unter anderen eine Konzert-Ouverture „El Islam" über Verse aus dem Koran, aufgeführt hatte. Als ich Liszt darnach befragte, sagte er, es sei „viel Hübsches darin — doch nichts für Leipzig."

Des Meisters Einladung, nach Weimar zu kommen, folgte ich anfangs Juni. Mich beschäftigte ein vierter, die Klassiker behandelnder Band der „Studienköpfe", und alter Gewohnheit getreu, besprach ich mich darüber mit meinem väterlichen Freund und Berater. Die sonntägigen Matineen in der Hofgärtnerei hatte er aufgegeben. Es sei Mißbrauch getrieben worden, erklärte er mir. Zu viele ungebetene Gäste hätten sich eingestellt, so daß er aufgehört habe, Herr in seinem Hause zu sein. Nun hatten einige seiner Freundinnen, Frau Baronin Meyendorff, Frau Merian, Fräulein von Schorn, ihm ihr Haus dazu geöffnet. An

jenem Tag machte Frau Merian in ihrer anmutigen Weise die Honneurs, und auch den Großherzog, den steten Gast der Lisztschen Matineen, durften wir begrüßen. Mit Kömpel ließ uns der Meister Raffs erste Violinsonate und eine Serenade von Tschaikowsky, mit dem sechzehnjährigen Alfred Reisenauer, seinem jüngsten Schüler, seine neue vierhändige Bearbeitung Schubertscher Märsche, dann allein noch Variationen von Moszkowsky und Graf Zichys Adelenwalzer hören. Frau Merian führte in dem jungen Weimaraner Karl Scheidemantel einen vorzüglichen Bariton vor, an dessen Schulung sie Anteil hatte. Reisenauers erstaunlicher Vortrag der Bach-Fuge Liszts beschloß der Gaben bunte Fülle.

Das „dîner à-part" in der Hofgärtnerei, zu dem Liszt mich eingeladen, hatte sich in ein dîner à quatre bei Frau Merian umgewandelt, bei dem Adelheid von Schorn uns Gesellschaft leistete. Es verlief äußerst gemütlich. Liszt, aufs beste aufgelegt, erbot sich, den Salat zu „fatigieren", und ich half ihm dabei.

Nach dem Kaffee hatte er seine Schüler zur Stunde zu sich bestellt und lud mich, als „zur Zunft gehörig" — denn andere wurden, wie er sagte, nicht zugelassen — dazu ein. Fünfundzwanzig Männlein und Weiblein waren versammelt, deren hervorragendste er mir als „zukünftige Studienköpfe" vorstellte. Unter ihnen Vera Timanoff und Adele Aus der Ohe, die sich nachmals besonders als Komponistin bekannt machte. An drei Nachmittagen wöchentlich erteilte der Unerreichte Unterricht und machte seinen Schülern damit ein unschätzbares Geschenk, ja er unterrichtete nicht nur unentgeltlich, er unterstützte obendrein noch viele. Es kann nichts eigenartig Anziehenderes geben als diese Stunden; unterschieden sie sich doch von denen anderer Lehrer gleicherweise, wie deren Geist und Art von Liszts Genie. Fertige Technik setzte er bei denen, die sich um die Ehre seines Unterrichts bewarben, als selbstverständlich voraus. Wo er sie nicht vorfand, wies er den Betreffenden bald unwillig,

bald sarkastisch an ein Konservatorium, oder er wünschte ihm „glückliche Reise", oder er gab einem jungen Mädchen den Rat, „lieber zu heiraten." Bülow, ungalanter, empfahl den „Klaviermamsellen", wie er sie nannte, sich lieber an die Nähmaschine zu setzen. Gewohnt, kurzen Prozeß zu machen, führte er, da Liszt, in seinen letzten Jahren allzu nachsichtig geworden, auch manche Unfähige um sich duldete, eines Tages, als er für den erkrankten Meister die Stunde übernahm, die von ihm als unwürdig Erkannten, indem er ihnen den Arm bot, zur Türe hinaus. Gleichwohl war die „Säuberung" nur eine vorübergehende, — Liszts unbegrenzte Güte war stärker und dauernder als sie.

An jenem Juninachmittag, als ich mit dem Meister eintrat, warf er wie gewöhnlich einen Blick auf die auf dem Sophatisch ausgebreiteten Noten und wählte aus diesen von den Schülern vorbereiteten Musikstücken diejenigen aus, die er hören wollte. „Wer spielt den „Mephistowalzer?" fragte er. „Ich, Meister", antwortete Vera Timanoff und nahm Platz am Flügel. Er ging während des Spielens im Zimmer auf und ab, korrigierte dabei hier einen Fingersatz, den sein untrügliches Ohr sofort, ohne hinzusehen, bemerkte, dort einen Akzent, warf eine schwierige Passage, an deren richtiger Ausführung sich der Vortragende die Finger zerbrach, spielend hin, erhellte durch ein blitzendes Wort eine dunkle Stelle, wußte in unnachahmlicher Weise den geistigen Gehalt jedes Musikstücks in der Wiedergabe des Jüngers plastisch auszugestalten. Freigebig nach dem Gesetz seiner Natur, offenbarte er diesem seine technischen Geheimnisse, die ihm, dafern er ein Könner war, den Weg zur Größe wiesen. Vor allem forderte er Gesang im Ton, ein individuelles Spiel. Von häufiger Anwendung der Verschiebung war er kein Freund. In diesen Stunden, denen ich öfters beiwohnte, lernte man Liszt von neuer Seite kennen und bewundern. Er war ein einziges Lehrgenie von Gottes Gnaden; aber nur für die Berufenen, die Auserwählten.

Kaum heimgekehrt, schrieb mir der verehrte Meister, dem

ich auf seinen Wunsch Mérimées Novelle „Carmen" besorgt hatte:

„Verehrte Freundin,

Herzlichen Dank für Ihre beharrliche Gewogenheit. „Carmen" ist soeben gekommen, und ich bitte nun, eine andere Novelle von Mérimée, betitelt: „Les âmes du Purgatoire", auszufinden und zu schicken. Dieselbe erzählt die Begebnisse des Don Juan de Marana, verunsterblicht durch Mozart und Lord Byron. Grabbe hat auch diesem Taugenichts dichterische Aufmerksamkeit geschenkt und ihn zu Faust gesellt, was vielleicht Exzellenz von Goethe verblüffen dürfte.

Auf baldiges Wiedersehen in Leipzig oder Weimar! Stets dankend

ergebenst

F. Liszt.

10. Juni [1880] Weimar.

Morgen schreibe ich an Härtels, daß die Ausgabe meiner Schriften nicht besser anfangen könnte, als mit Ihrer günstigen deutschen Version des Chopin."

Tags darauf verpflichtete mich der Meister zu erneutem Dank, indem er mir meinen ihm mitgeteilten Artikel „Die Pianistinnen der Gegenwart", mit interessanten Ergänzungen und Randglossen versehen, zurücksandte.

Zu jener Zeit kam Frau Wilt auf der Durchreise vom schlesischen Musikfest, wo sie mitgewirkt hatte, für ein paar Stunden nach Leipzig und ihre Freunde vereinigten sich um sie. Sie gab sich um vieles heiterer als ich sie hier und in Wien gesehen, und erzählte, daß sie vor kurzem ihr Testament gemacht und den silbernen Lorbeerkranz, den Baronesse Eberstein, Similde und ich ihr beim Abschied von Leipzig gestiftet hatten, mir vermacht habe. Gerührt dankte ich ihr dafür — habe ihn jedoch nie zu sehen bekommen.

Dann machte mir Fräulein Lina Ramann, von Weimar kommend, einen Besuch und ich konnte ihr zu den für die „Neue Zeitschrift für Musik" geschriebenen Aufsätzen

Liszts verhelfen, die jetzt gesammelt herausgegeben werden sollten und die sie nirgends hatte auftreiben können. Es blieb dies unsere einzige persönliche Begegnung. Nur Briefe haben wir seither wiederholt gewechselt.

Noch war der Juni nicht zu Ende, als ich nach Dresden entboten wurde, um mit Wehlis ein paar frohe Tage zu verbringen. Wie wir die genossen, nun ich die Freundin gesünder wiederfand, als ich sie im Herbst verlassen hatte! Sie behauptete zwar, ich sei inzwischen sächsisch abgekühlt und müsse erst wieder erwärmt werden, um es zur Höhe der Wiener Temperatur zu bringen — doch glaube ich nicht, daß ich ihr an Wärme etwas schuldig blieb. Wir waren dabei nicht müßig: Dampfschiffahrten, zoologischer Garten, die üblichen Terrassen- und Museenbesuche, eine „Oberon"-Vorstellung mit der Malten und Riese unterhielten uns.

Im „Oberon" hörte ich zum ersten Male die von Franz Wüllner hinzukomponierten Rezitative. Der arme Weber! Er muß sich immer verbessern lassen. Seiner „Sylvana" ward ein neuer Text und eine neue Handlung untergelegt, aus den sieben Nummern seines „Pinto"-Fragmentes eine ganze Opernpartitur mit verändertem Libretto hergestellt, seine „Euryanthen"-Musik mit einer Dichtung „Die sieben Raben" ehelich verbunden. Auch sein „Oberon" erfuhr jüngst eine Neubearbeitung mit szenischer Umgestaltung, und mehrere Nummern wurden von fremder Hand hineinkomponiert. Welch gewaltsame Eingriffe in den Organismus des Kunstwerks wie in die Rechte des Schaffenden! Hat man doch gleicherweise Mozarts „Cosi fan tutte" mit Calderons „Dame Kobold" vermählt, seinen „Schauspieldirektor" mehrfach umgekleidet, seine „Entführung" zur durchkomponierten Oper umgestaltet, seiner unvollendeten C-moll-Messe durch Einfügung anderer Kirchenstücke zu dem traditionellen Format verholfen. Dies alles aber inmitten einer Zeit, wo man für strenge Beibehaltung der Originalfassung Bachscher und Händelscher Werke energisch eintritt. Ist dem einen nicht recht, was dem andern billig? —

Kurz war die Freude des Wiedersehens mit den Freunden. Doch nur zwei Wochen trennten uns aufs neue, dann vereinigten sich unsere Wege abermals und für länger. Ein historischer Opernabend hielt mich noch in Leipzig fest. Im Carola-Theater führte eine auswärtige, ich glaube eine Hamburger Gesellschaft, Pergoleses „Serva padrona" (1733), Glucks „Betrogenen Kadi" (1761) und Mozarts „Schauspieldirektor" (1786) auf. Durfte ich mir die vielleicht nie wiederkehrende Gelegenheit entgehen lassen, den Vertoner des berühmten „Stabat mater" wie den großen Tragiker Gluck einmal in der heiteren Maske zu sehen und mit der Urahne der opera buffa, zugleich eins der Frühwerke der opéra comique von den Brettern herab kennen zu lernen? Im übrigen verlief der historische Abend nicht nur belehrend sondern auch vergnüglich, denn die naive, etwas possenhaft geartete Komik der von nur zwei Personen gespielten „Magd als Herrin" wirkte ebenso wie Glucks Opernscherz belustigend.

★ ★

★

Wie freute ich mich von neuem des geliebten Wien! Gleich am Tage meiner Ankunft erwartete uns ein Mittagsmahl bei Wertheimsteins in Döbling. Dahin zog mich's vorzugsweise. Seine geistige Atmosphäre machte dies Haus so überaus angenehm. Immer bewegte sich das Gespräch auf Höhen, nie auf der Fläche. Alles Flache widerstand dem vornehmen Sinn der Hausfrau und der Gäste, die sie zu sich berief. Diesmal waren ihrer nur wenige: der Minister Unger, Dr. Ernst von Plener, nachmals Präsident des Obersten Rechnungshofes, und Dr. Lederer, eine Zeitlang Wiens Vizebürgermeister, ein scharfer, sarkastischer Geist. Die Reden blitzten, Witze kreuzten sich. Es war eine Lust, in dem Sprühfeuer zu sitzen, inmitten der mit feinem Kunstsinn ausgeschmückten Räume, von deren Wänden, zwischen anderen Meisterwerken, zahlreiche Lenbachs herabblickten;

denn der große Porträtist konnte sich in Wiedergabe des schönen Kopfes der Hausfrau nie genug tun. Und rings-um blühten in üppiger Sommerpracht Garten und Park und sandten uns berauschende Düfte zu, bis wir uns ver-locken ließen, sie draußen in linder Abendluft zwischen Beeten, Büschen und Bäumen in vollen Zügen einzuatmen. —

Auch neues gab's wieder zu sehen in dem ruh- und rastlos bewegten Wien. Vor allem Zumbuschs Beethoven-Denkmal mit dem sinnend gesenkten Haupt, in dem sich eine Welt von Gedanken regt. Im Prater muß ich Dr. Holubs südafrikanische Ausstellung, in der Rotunde die Gewerbe-ausstellung besichtigen, die mich die Blüte der Wiener In-dustrie bewundern läßt. Sodann eine Frühstücksfahrt nach der Kriau, eine Zahnradbahnfahrt auf den Kahlenberg, eine Dampfschiffahrt nach Nußdorf, wo Baron Wehli mir das vielbesprochene mächtige Sperrschiff zeigt, das Wien vor Eisgefahren seitens seiner blauen Donau schützen soll.

Und nun ziehen wir wieder als Wandervögel davon, durchfliegen das mir nachmals so lieb und traut gewordene Ennstal, bald in Hieflau, bald in Admont, bald seitwärts in Eisenerz, oder am einsam-poetischen Leopoldsteiner See, oder in der wilden Felsenenge des Gesäuses verweilend, bis wir endlich unterm gastlichen Dach unseres Pfarrers in Gastein festen Fuß fassen. So hohe Festtage wie im ver-gangenen Jahr bieten sich uns freilich heuer nicht. Kaiser Wilhelm ist nur noch kurze Zeit sichtbar. Statt der Recken-erscheinung Bismarcks erregt die fein gezeichnete Gestalt Moltkes allseitige, wenn auch augenscheinlich gern vermie-dene Aufmerksamkeit. Mit seinem Neffen speist er oft neben uns. Wertheimsteins kehren uns zur Freude als Terzett wieder. In ihrer Gesellschaft finden wir, als Gatten einer Verwandten, den aus einem Christuskopf mit melancholi-schen Augen herausschauenden Dr. Franz Brentano, der, früher katholischer Priester — ein bevorzugter Schüler Het-tingers —, jetzt an der Wiener Universität Philosophie doziert und sich durch hervorragende philosophische Schriften

wie durch geistvolle Rätsel bekannt gemacht hat. Oft sehen wir ihn seiner Tante, der noch immer schönen Gräfin Oriola, Kavalierdienste leisten. Er hat sich später nach Florenz gewandt.

Als Begleiter seiner Großherzogin, ist der liebenswürdige Weimarer Generalintendant Baron Loën zum Wunderquell gekommen. Er erzählt mir zu meiner Freude, daß er unlängst in Wahnfried meine Studienköpfe auf Wagners Schreibtisch liegen gesehen habe.

Eines Morgens überrascht mich der Besuch von Frau Livia Frege aus Leipzig, die gleich uns im Jungbrunnen zu baden kommt. Vormals Bühnensängerin von Ruf und poetischer Gestaltungskraft, seit ihrer Verheiratung mit Professor Woldemar Frege einem der ersten Häuser Leipzigs vorstehend und es einer vornehmen Geselligkeit öffnend, vertritt sie, die einstige Freundin Mendelssohns und noch jetzt die Intime Clara Schumanns, den Ultrakonservativismus in der Musik. Hans von Bülow, ihr Neffe, der während seiner Universitätsstudien Aufnahme in ihrem Hause fand, hatte, als feuriger Bekenner Wagners und Liszts, ihr gegenüber einen schweren Stand und ihr Verhältnis gestaltete sich erst wärmer, als er seine früheren Ideale abschwor. Nichts natürlicher, als daß sie, ihrem Standpunkte gemäß, für mich keine Sympathie übrig hatte, so herzliche Freundschaft sie für Simílde, so große Wertschätzung sie, gleich ihrem Gatten, für meinen Bruder Constantin an den Tag legte. Bei unseren Besuchen in Gastein verfehlten wir uns wiederholt. Zu einem regeren Verkehr daselbst, wo ich ausschließlich meiner Freundin gehörte, konnte es ohnehin nicht kommen. In ihrer verbindlichen Weise sagte sie mir viel Freundliches über meine Landschaftsskizzen „Im Hochgebirge", die sie in dem hiesigen kleinen Buchladen vorgefunden hatte. Meine musikalischen Arbeiten blieben einfürallemal aus dem Spiele, auch in Leipzig, wo ich von nun an öfters ihr Gast war.

Nach beendeter Kur hatten Wehlis sich mit einem alten Pariser Freunde, einem ehemalitgen französischen Minister

Ségris, und dessen Frau in Luzern Stelldichein gegeben. Ich hielt an einem mit Similde und ihrer Nichte Suschen verabredeten Zusammentreffen in Jenbach fest. Dort wurde ich von beiden empfangen und ihnen von den Wiener Freunden übergeben. Nach einem Besuch bei dem uns befreundeten Abt des Benediktinerklosters Fiecht und einem Ausflug mit ihm nach der in romantischer Felsenöde thronenden Klosterfiliale St. Georgenberg, nahm mich die liebe Pertisau wieder auf.

Viel geistliche Herren suchten von je ihre Sommerfrische an unserem See und fühlten sich in der Klosterwirtschaft geborgen. Oft waren es sehr musikalische Herren. Besonders willkommen hießen wir die Franziskaner von Schwaz, deren edel abgestimmter Gesang uns schon bei ihrer Ankunft über den See her begrüßte. Auch der Prälat von Fiecht stieg, von seinen patres und fratres begleitet, bisweilen aus dem Inntal übers Stanser Joch zu uns herauf.

Zu den alljährlichen Gästen gehörte Professor Franz Hettinger aus Würzburg mit seiner Schwester Babette — ein großer Theolog, ein gewaltiger Kanzelredner und ein herrlicher Mann. Schon durch seine imposante Statur, den etwas zurückgeworfen getragenen Denkerkopf mit dem charaktervollen Profil und dem wallenden grauen Haar, durch sein sonores Organ auffallend, repräsentierte er in Idealgestalt den geborenen Professor. Namentlich durch sein Hauptwerk, die „Apologie des Christentums" berühmt, dabei ein berufener Erläuterer Dantes, hatte er sich auch durch seine populären Wanderbilder „Aus Welt und Kirche", in denen er historische Landschaften von seltener Plastik zeichnete, den Ruf des „vorzüglichsten deutschen Essayisten auf katholischer Seite" erworben. Ein gut Teil seiner universalen Bildung dankte er Rom. Ein ausgesprochen ästhetisches Element war in ihm rege. Es bezeugte sich durch den künstlerischen Blick wie das künstlerische Ohr, den feinen Sinn für Form und Klang der Sprache, auch der Verse, der mich zuweilen an sein Urteil appellieren ließ. Im Col-

legium Germanicum zum Priester herangebildet, im Lateran als solcher geweiht, später von Leo XIII. zu seinem Hausprälaten ernannt, verbrachte er gern einen Teil seiner Ferienzeit auf italienischer Erde, wie er auch die italienische Sprache vollendet beherrschte.

Vielseitig, warm, mitteilsam, formvoll, wußte er den Verkehr unwillkürlich anregend und belehrend zu gestalten, so daß Similde und ich es ihm danken durften, daß er uns mit Vorliebe in seine Nähe zog, indes Suschen Gerhard sich seiner Schwester anschloß, mit der ihn ein ideales Verhältnis verband. Vielfach fanden wir uns auf Spaziergängen in den Tälern zusammen und rasteten dann auf unserem Lieblingsplatz an der Talspaltung, wo von schlichter Schnitzerhand das buntbemalte Holzbildnis der Notburga, der Schutzheiligen des Inntals, mit ihren Attributen Sichel, Laterne und Ährenbündel, aufgerichtet steht. Da las ich ihm manchmal ein paar eben entstandene Verse vor, auch einmal das mir gerade an jener Stelle gekommene

Sankt Notburg im Walde.

Gott grüße Dich, Notburg im Walde!
Wie oft hab' ich bei Tag und Nacht
In weiter Ferne Dein gedacht,
Gesehnt mich, weiter nichts zu tun,
Als in Deinem Frieden auszuruhn;
Du winktest mir immer: Komm balde!

Nun strahlt mir wieder Dein Heiligenschein,
Die ewigen Berge blicken herein,
Das stille Tal, der grüne Tann —
s'ist wieder der alte Zauberbann,
Der je mich umfing hier im Walde.

Ach, müde von jährlicher Wanderung,
Macht mich Dein Friede wieder jung,

Hier hol ich mir Kraft zu neuer Tat,
Hier keimt mir frische Lebenssaat
Auf blumiger Bergeshalde.

Und bet' ich auch, Heilige, nicht zu Dir,
Ich bitte doch: segne mich für und für,
Laß, was ich denk' und tue, gedeihn,
Laß Arbeit wie Ruhe gesegnet mir sein!
Gott grüße Dich, Notburg im Walde!

Er hatte Freude daran und zeigte die von ihm erbetene Abschrift im geheimen Pichler. Auch vor dessen kritischen Augen fanden die Verse Gnade, so daß er sie zu veröffentlichen wünschte: Doch „hopperdatschig", wie der Wiener sagt, meinte ich: „das könnt' ich auch selber, wenn ich's wollte".

„Nicht wahr, liebe Freundin, wenn wir an unserem Schreibtisch sitzen, tauschen wir mit keinem König?" rief Hettinger mir einmal im Frohgefühl einer fertigen Arbeit zu, und oftmals warnte er mich väterlich, mich vor zu langer Nachtarbeit zu hüten, denn, sagte er: „Der Schlaf ist ein vornehmer Herr; wenn man ihn abweist, kommt er nicht wieder". Er schickte uns dann auch gütig mehrere seiner Werke und erbat sich den ersten Band meiner „Studienköpfe", den ich ihm zu Weihnachten sandte.

★ ★
★

Von Wehlis war mir mittlerweile ungute Kunde aus der Schweiz zugegangen. Sie hatten die Pariser Freunde in Luzern vorgefunden, Monsieur Ségris jedoch in einem beängstigend leidenden Zustande. Kurz nachdem sie sich gemeinsam in Hertenstein am Vierwaldstätter See niedergelassen hatten, starb er. Die Schweiz war meinen Freunden nun verleidet. Sie wandten sich heimwärts, nur mit mir,

nachdem Similde mit ihrer Nichte nach Oberammergau abgeschwenkt war, noch ein Begegnen in München vereinbarend. Zwei harmonische Tage, deren einen eine „Lohengrin"-Vorstellung mit Vogls, der Mallinger, Reichmann und Kindermann krönte, ein Abend im Volkstheater: „Der Bildschnitzer von Oberammergau" — dann war's auch mit dieser Freude vorbei.

Im Oktober reiste Similde, einer Einladung von Frau Professor Moscheles folgend, für einige Wochen nach London. Sie mußte sich seit Monaten durch schwere Sorgen hindurchkämpfen; denn ihre Geschwister wollten nach der Mutter Tode das Haus verkaufen, an dem sie mit allen Fasern ihrer Seele hing. Ihr brennender Wunsch ging dahin, es selbst zu erwerben; doch währte es lange, bis Dr. Adolar Gerhard, der Sachwalter der Familie, dem der Plan in Simildes eigenem Interesse als unpraktisch galt, seine Zustimmung dazu gab. Endlich sah sich Similde als die beglückte Eigentümerin des trauten Heims, das sie wie ein durch ihre Eltern geweihtes Heiligtum hütete und bis ins einzelnste der Tradition getreu erhielt. Für's erste fand sie in Baronesse von Eberstein, die den Bau ihres neuen Schlosses in Schönefeld nicht aus unmittelbarer Nähe mit ansehen mochte, eine erwünschte Hausgenossin.

Aus Rom war mir inzwischen wieder ein Gedenkzeichen der Fürstin Wittgenstein zugegangen. Darin schrieb sie unter anderem:

„Immer habe ich dem, was man über mich druckte, wenig Wert beigelegt, so lange ich sozusagen inmitten des Kampfes der Musikrichtungen stand. Je mehr aber das Alter vorrückt und je weiter man hinter sich zurückblickt, verlangt das Recht der Wahrheit Geltung; denn man sieht die Nachwelt herankommen. Mag man noch so wenig auf ihre Schätzung zählen, man fühlt doch eine gewisse Verpflichtung der Gerechtigkeit gegenüber . . .

Fahren Sie, bitte, fort, mir Ihre Arbeiten zu schicken,

deren feinen Charakter, verständnisvolles Urteil und weibliche Seele ich zu würdigen weiß".

Auf mir lagen umfängliche Aufgaben. Die Chopin-Übertragung war nun erschienen, doch wartete eine fünfte Auflage des zweiten Bandes der Studienköpfe auf die nötige Vorbereitung und vor allem sollte der neue vierte Band als „Christkindel" in die Welt gehen. Neben den Lebensbildern der sechs klassischen Meister erforderten die ihnen, nach Art der früheren Bände, beizugebenden Werkverzeichnisse eine Fülle von Arbeit. Bei Haydn vornehmlich fehlten alle Grundlagen. In Bezug auf die Opuszahlen herrschte, zufolge deren gänzlich willkürlicher Angabe seitens der verschiedenen, über alle Lande verstreuten Verleger, die unglaublichste Verwirrung. Zwar konnte ich den von Haydn eigenhändig für Breitkopf und Härtel angefertigten thematischen Katalog, sowie die von ihm für die Firma durchgesehenen Manuskriptverzeichnisse benutzen. Dennoch gelang es mir erst bei der dritten Auflage des Bandes (1888), unter reichlichen Mühen, ein Verzeichnis vorzulegen, das dem bereits 1792 vom Lexikographen Gerber betonten künstlerischen Bedürfnis endlich insoweit Genüge schuf, als dies nach den mir zu Gebote stehenden Quellen erreichbar war. Freilich mußte ich, trotz Professor Hettingers Warnung, viel Nächte zum Tage machen, ward einmal am Schreibtisch von einer Ohnmacht befallen, schrieb dennoch, wieder zu mir kommend, weiter — und so erzwang ich's, daß Baronin Wehli das ihr zugeeignete Buch am Christfest in ihrer Hand hielt.

Herbst an den Lagunen

1881

Alsbald nach Abgang meines vierten Studienbandes nach Rom las ich wieder die liebenswürdigsten Dankeszeilen meiner fürstlichen Gönnerin. Bald ging mir auch von Louis Köhler dies Echo zu:

„Ihre freundliche Mitteilung der neuen Charakterköpfe nehme ich mit herzlicher Dankbarkeit an. Sie porträtieren Ihre ‚Köpfe' nicht bloß von außen, photographisch und den Formen nach, sondern auch von innen heraus: was Ihre Feder vor uns erscheinen läßt, hat Wärme, die Wärme innigen Verständnisses und der Liebe zu dem Schönen, was die Meister geschaffen haben. Möge Ihnen noch mancher neue Kopf gelingen, um bald wieder eine Sammlung zu bilden. Stoff ist gottlob im musikalischen Naturreiche genug vorhanden und hoffentlich arbeitet Ihnen der liebe Gott noch immer mehr in die Hände."

Um dieselbe Zeit lief ein Schreiben von Professor Hettinger bei mir ein;

„Hochgeehrtestes Fräulein!

Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die gütige Ubersendung Ihres Buches, von dem ich drei Kapitel, Weber, Chopin und Liszt, gelesen habe. Ich frage mich, woher Sie nur die Worte nehmen, um den musikalischen Charakter so eingehend zu zeichnen. Es ist das doch ein ganz eigentümliches Talent; ich ahne etwas davon, aber zu sehr an das Positive, den Begriff, die Gedankentätigkeit gewöhnt, berührt es ein Gebiet der Seele, das sein Leben in Tönen, nicht in Worten ausdrückt.

Aber nun muß ich opponieren. Die höchste der Künste scheint mir doch eher die Architektur als die Musik zu sein;

diese ist allerdings allgemein verständlicher, zu jedem spricht sie in seiner Sprache, während die übrigen Künste eine höhere Bildung voraussetzen. Doch damit haben Sie Ihren Satz noch immer nicht bewiesen. Sie werden mir doch nicht böse deswegen?

Neulich beschäftigte mich die Kritik der Dogmatik Ihres Herrn Bruders durch von Hartmann in seiner neuesten Broschüre: ‚Die Krisis der modernen Theologie‘. Seine Dogmatik selbst kenne ich schon länger, bereits in der ersten Auflage. Ich möchte in dieser Kontroverse nur das eine Wort Hartmanns adaptieren, wenn er sagt, daß es besser sei, gleich der großen Weltkirche sich anzuschließen, wenn das erlösende Prinzip des Christentums eben nur durch die Kirche seine Wahrheit und Bedeutung hat.

Entschuldigen Sie diese Bemerkung, die Ihnen ja nur einen Beweis geben kann, mit welchem Interesse ich die Arbeiten Ihres Herrn Bruders verfolge.

Gestern Abend lasen wir die Biographie der Scholastika; sie starb vor wenigen Tagen. Wie hat sich so manches an dem schönen See schon geändert! Generatio venit, generatio praeterit, terra autem in aeternum stat. Die hohen Bergeshäupter schauen hinab auf die armen Menschenherzen, die der Tod zerbricht — ein Aufwirbeln im See einen Augenblick — und alles ist, als wäre es nicht gewesen. Vanitas vanitatum et omnia vanitas — außer Gott und seiner Liebe. Numquid et ego abeo, cum omnia abeunt et evanescunt? sagt er einmal bei Augustinus.

Ihr ergebenster

Würzburg, 14/I 81. Hettinger.“

Auch Frau Wilt ließ in umgehender Beantwortung einer Geburtstagsgratulation wieder einmal von sich hören:

Pest, 2. Februar.

Liebe teure Marie!

Daß Sie an mich gedacht, wundert mich nicht, denn Sie sind eben meine liebe Marie, die einzige Seele, die auf

mich überhaupt einen Einfluß ausüben konnte, weil sie rein und edel ist. Ich hoffe noch immer, daß Sie vielleicht doch nach Ihrem geliebten Wien kommen werden und ich mich privatisierend dort niederlasse, hoffe Sie dann dort zu finden und zu genießen. Ich denke sehr daran, mich nach Ablauf nächsten Jahres von der Bühne zurückzuziehen. Es ist genug des Zigeunerlebens. Nun wir werden ja sehen.

Heute war Meister Liszt eine ganze Stunde bei mir. Wir sprachen von Ihnen; er läßt Sie tausendmal grüßen und fühlte schuldig an seine Brust, daß er Ihnen so lange nicht geschrieben hat; aber Sie können sich denken, wie dieser Mann zerrissen und in Anspruch genommen wird. Er war ungemein liebenswürdig gegen mich und, als er hörte, daß ich nächstens beim Abgeordneten Wahrmann singen würde und, wenn er nichts dagegen hätte, seine Lieder, sagte er: ‚Sagen Sie Wahrmann, er möchte mich auch einladen, dann werde ich sie Ihnen begleiten. Wir gehen jedenfalls zusammen hin!‘

Nun, liebes Herz, das ist was für Sie! Ich wollte Sie könnten dabei sein, denn Sie würden mehr empfinden als alle diese Gesellschaftsmenschen.

Nun was machen Sie diesen Sommer, kommen Sie mit Exzellenz Wehli zusammen? Ich werde wahrscheinlich in den Thüringer Wald gehen... Ich bin in meinem Innersten recht ernst und stilltraurig geworden, habe mit niemandem Umgang, lebe ganz allein für mich. Diese Soiree bei Wahrmann wird hoffentlich die einzige sein. Ich passe nicht in die große Welt. Entweder sind mir die Menschen zu langweilig, oder ich bin den Leuten zu wenig amüsant.

Nun leben Sie wohl! Schreiben Sie wieder einmal

Ihrer alten Wilt.

Allen meinen geliebten Leipzigern herzliche Grüße; ich habe in Frankfurt solch liebe Menschen nicht gefunden und werde ohne Tränen scheiden.“

Als ich Frau Wilt mitteilte, daß ich ein kurzes Lebensbild von ihr zu schreiben beabsichtigte, entgegnete sie am 8. März charakteristisch:

„Schreiben Sie nicht meine Biographie, meine Beste, mein Künstlerleben ist zu unwichtig und uninteressant. Das, was merkwürdig ist, ist nur, daß ich so spät zur Bühne ging, aus meiner Vaterstadt durch die Scheidung freiwillig und zugleich verdrängt schied und daß keine Summe, noch so groß, mich bewegen könnte, von meinen Verwandten die Bewilligung anzunehmen, in Wien um Geld zu singen. Ich lasse mir mein Geld nicht abringen, bleibe aber auch fest dabei, mir keine Gnaden erweisen zu lassen ...

Ich habe neulich einen Antrag nach Amerika zu einem Musikfest erhalten. Man wollte mir für zwei Abende 20000 Mark geben. Ich habe es natürlich nicht angenommen; ich vertrage ja nicht die Seefahrt und könnte auch nicht frei gemacht werden, da mich Verträge zwischen Pest und Frankfurt gebunden halten. Sind dieselben ausgedient — dann addio Kunst! Am liebsten zöge ich in den Wald, ich bin menschenscheu geworden, habe kein Herz mehr für die Menschen, kann mich nicht in die Fehler anderer hineinleben, will immer Liebe ernten und verstehe nicht, Liebe zu säen. Oder wenn ich es tat, immer am unrechten Platz, wo es nicht gewürdigt wurde.

Ihre treue Marie."

* * *

Musikalische Leckerbissen wurden uns in der Saison mannigfach aufgetischt. Als seltene Gäste am Flügel kamen Hallé, Leschetizky, Agnes Zimmermann; der Liebling der Wiener, Walter, der edle Franz-Propagandist Senfft von Pilsach, die temperamentvolle Moran-Olden sangen.

Brahms brachte zwei neue Ouverturen, die Akademische und die Tragische mit. Riedel entriß eine Heinrich Schützsche Passion, Vorläuferin der Bachschen, mit wunderbar dramatischen Rezitativen und kurzen lebendigen Chören, der Vergessenheit. Nikisch, damals neben Sucher und Anton Seidl Leipziger Theaterkapellmeister, dirigierte in einem Theaterkonzert, wie Bülow im vergangenen Jahre, die neunte Symphonie. Man munkelte, eine Korrektur, die letzterer in den Stimmen des Gewandhausorchesters vorgenommen, habe dessen Leiter verstimmt und sei alsbald von ihm zurückkorrigiert worden. Pauline Fichtner-Erdmannsdörfer spielte am selben Abend Liszts A-dur-Konzert, in den zarten lyrischen Partien sehr schön, in den leidenschaftlichen ohne Dämon und die Macht, die den Hörer überwältigt. Dazu braucht es einen Mann oder Sofie Menter.

Ein Gluck-Zyklus ließ mit der bekannten großen Opernvierzahl die längst verklungene gewaltige „Alceste" wieder zu Worte kommen. Hoheitsvoll wußte Hedwig Reicher-Kindermann die tragische Titelheldin zu verkörpern. Dagegen habe ich es nie zu rückhaltloser Bewunderung ihrer so vielfach angestaunten Brünnhild gebracht und fühlte ihr gegenüber mit Wagner: „Mehr Pathos als Empfindung." Auch die selten zu hörende „Euryanthe" mit der schönen Sachse-Hofmeister, der Reicher und Schelper, sowie Goldmarks rasch sich die Bühnen gewinnende „Königin von Saba" zeigten sich. Orientalische Originalmotive, ein blendendes Instrumentalkolorit und pikante Harmonik verleihen ihr einen erotischen, doch mehr äußerlichen als tiefgehenden Reiz.

Dem genialen Künstlerpaar de Padilla-Artôt verdankten wir die Wiedergabe italienischer Opern, wie „Rigoletto", „Barbier", „Aida" (letztere mit der Materna) in echt italienischer Verve. Mit der Höhe ging Frau Artôt schon sehr vorsichtig um, sie fühlte sich in unteren Regionen wohler; doch die samtne Weichheit ihres Organs und die Kunst ihrer bei Pauline Viardot erworbenen Stimmbehandlung waren ihr geblieben. Ich besuchte sie im Interesse des mich eben

beschäftigenden Plans, einen fünften Band der Studienköpfe den hervorragendsten Gesangs- und Instrumentalvirtuosinnen der Gegenwart zu widmen, und hatte an der Bekanntschaft der feinen Künstlerin und ihres südlich lebendigen Gatten Freude.

All die heimatlichen Genüsse genügten mir noch nicht. Als Bülow, in seiner neuen Eigenschaft als Intendant der Meininger Hofkapelle, sich mit dieser auf Konzertwanderungen begab und im nahen Halle einen Beethovenabend veranstaltete, fuhr ich mit Similde hinüber. Man kennt seine „elastischen Tempi." Sie unterschieden sich oft auffallend von den hergebrachten. Ungewöhnlich breit nahm er die „Coriolan"-, ebenso das wuchtige Largo der „Egmont"-Ouverture; auch die zwei ersten Sätze und das Trio des Menuetts in der B-dur-Symphonie hielt er im Tempo zurück, dagegen gab er das Allegretto der A-dur-Symphonie — in dem Liszt einen „geheimnisvollen Reigen von Engeln und Gespenstern" erblickt — bewegter und nur den Triolengesang zurückhaltender als üblich. Einzelne Akzente, Drucker, Tonfärbungen, vor allem sein Klarlegen der Polyphonie ergaben ganz neue überraschende Lichter. Seine analytische Natur, sein schon von Haus aus äußerst feines, durch unablässige Selbstbildung noch verfeinertes Musikempfinden befähigten ihn, die geheimsten Tiefen des Kunstwerks aufzudecken, ihm in die innerste Seele zu schauen. Welche Klangfeinheiten aber auch bei seinem numerisch nicht starken Orchester! Und welche Beifallsausbrüche dankten ihm!

Selben Tages klopfte ich in der Königsstraße in Halle an die Türe des vereinsamten Liedermeisters Franz. Seine Gattin, die treue Gefährtin seines Lebens und seiner Kunst, die unter ihrem Mädchennamen Marie Hinrichs auch als Liederkomponistin hervorgetreten war, bot mir das Willkommen. Er selbst reichte mir gleich beim Eintreten Stift und Schiefertafel. Seit wir uns das letztemal gesehen, war die Außenwelt für ihn völlig klanglos geworden. Wie er selbst sie nicht suchte, so mied sie ihn mehr und mehr, ja

allmählich hörte er fast auf, für sie zu existieren. Das verschärfte noch die Bitterkeit, die dem Tauben ohnehin meist eigentümlich ist. Von Natur zum Pessimismus geneigt, durch sein Leiden zur Resignation gedrängt, hätte er freundlicher Einflüsse bedurft zur Aufhellung seines Gemüts. Aber der Sonnenschein umgoldete seinen Pfad nur spärlich, und selbst als ihn, wie früher erwähnt, zu Anfang der siebziger Jahre ein unter Liszts eifriger Mitwirkung gesammelter Ehrenfonds von 30000 Talern des Kampfes mit der äußeren Not des Lebens enthob, hemmten Nöte anderer Art den Aufschwung seiner Seele. Er zog sich bis an sein Ende (1892) immer mehr in sich zurück und war sich doch keine gedeihliche Gesellschaft. Selbst seinen Freunden, den treuesten nicht ausgenommen, machte er nun den Umgang nicht leicht. „Wer sieht sich denn nach mir noch um?" rief er mir entgegen. Ich kam zu unglücklicher Stunde. Eine Lähmung mehrerer Finger der rechten Hand, die ihm das Schreiben zur Qual machte, sodaß er sich nur noch des Bleistifts bedienen konnte, dazu die Sorge um seine eben schwerkranke Tochter drückte ihn zwiefach darnieder — und was ich nach einem halbstündigen Gespräch mit mir fortnahm, war eine tief wehmütige Erinnerung.

Das war unser letztes Wiedersehen. —

* *
*

Damals hielten sich Max und Pauline Erdmannsdörfer wohl ein Jahr lang in Leipzig auf. Es war in der Zwischenzeit nach Niederlegung seines im fortschrittlichen Sinne geführten Sondershausener Hofkapellmeisteramtes und vor Antritt seiner Moskauer Stellung als Leiter der Konzerte der kaiserlichen Musikgesellschaft. Wir sahen uns öfters und verabredeten einen gemeinsamen Weimarer Besuch, nachdem der Meister von Aufführungen seiner Werke in Berlin, Süddeutschland und Belgien zurückgekehrt war. Auf meine Anmeldung erwiderte er mir:

„Verehrte Freundin,

Herzlichen Dank für all Ihre Güte und Nachsicht. Nächsten Sonntag erwartet Sie mit Frau und Herrn Erdmannsdörfer und bittet die drei lieben Gäste, um 1 Uhr in der ‚Hofgärtnerei‘ zu speisen,

ergebenst

F. Liszt.

7. Juli 81, Weimar.“

Als ich tags darauf durch eine verspätete Zeitungsnotiz mit Schrecken erfuhr, der Meister sei, auf der schmalen Stiege der Hofgärtnerei ausgleitend, gefallen und habe einen Rippenbruch erlitten, telegraphierte ich ihm sofort; dennoch bestand er darauf, „den ihm lieben Besuch nicht aufzuschieben.“ So fuhren wir denn. Wir fanden Gäste: Liszts ehemalige Schüler Jules Zarembsky, nunmehr Professor am Brüsseler Konservatorium, und Anton Urspruch, letzteren mit Frau, den Hamburger Musikverleger Cranz, Adelheid von Schorn, Dr. Stade und Leßmann. Von seinem Fall, von dem noch eine kleine Verletzung im Gesicht zeugte, sprach unser gütiger Gastgeber wie von etwas Unbedeutendem: er habe sich nur eine Rippe verbogen, was ihm das Atmen erschwere; darum sei er ein paar Tage ins Bett gesteckt worden. Nach dem Essen spielte Zarembsky — ein eminenter Pianist, den ich, gleich seiner späteren Frau Johanna Wenzel, schon früher an selber Stelle bewundert hatte — eine Polonaise eigener Komposition, von der, wie von seinen Galizischen Tänzen, der Meister sagte, sie ständen den Schmuckstücken aus Chopins Reliquienschrein nahe. Mit Urspruch schenkte uns Liszt sodann das Scherzo aus dessen Symphonie, die später in Weimar aufgeführt wurde.

Um dem noch Leidenden die nötige Ruhe zu gönnen, besuchte ich Fräulein von Schorn und Frau Merian, mit Frau Erdmannsdörfer auch den Intendanten Baron Loën und kehrte darnach auf Meisters Wunsch noch einmal bei ihm ein. Er verlangte, vom Fortschreiten meiner Arbeit zu

hören und bestärkte mich in in meiner Absicht, Pauline Viardot und Jenny Lind an die Spitze meiner Sängerinnenporträts zu stellen. Mich bei ersterer, trotz unsrer früheren Begegnung beim Beethovenfest, noch besonders einzuführen, werde ihm eine Freude sein. Er betonte die Genialität und vielseitige Bildung seiner ehemaligen Schülerin, ihre Intimität mit George Sand, die in ihr das Modell für ihre Consuelo gefunden habe, ihre Freundschaft mit Turgénieff und anderen Größen. Auch auf Gräfin d'Agoult kam er zu sprechen.

Beim Abschied mußte ich ihm versprechen bald wiederzukommen. „Warten Sie nicht zu lange!" rief er mir noch nach. Das ergriff mich wie eine Mahnung; stand doch im Herbst sein siebzigster Geburtstag bevor, und war er doch heute besonders weich und von so überströmender Güte gewesen. Ich hatte nie daran gedacht, daß ich ihn verlieren könne. Heute fand ich ihn mit einem Male älter geworden, und Pauline Apel, die, eine ehemalige Dienerin der Altenburg, in der Hofgärtnerei seinen Haushalt besorgte und jetzt noch das Liszt-Museum behütet, vertraute mir an, daß er sich durchaus nicht wohl fühle, obgleich er es nicht zugebe und nur mit Mühe im Bett festzuhalten gewesen sei. Er wollte nicht krank sein. Dennoch kündigten sich durch geschwollene Füße, die ihn nötigten, leichte ausgeschnittene Schuhe zu tragen, und durch das Stärkerwerden des Gesichts und seiner sonst so schlanken Gestalt die Vorboten der Wassersucht an. Der Anfang vom Ende war gekommen. Traurig verließ ich das geliebte Haus.

Noch ehe es zur Einlösung meines Versprechens kam, traf ein liebes Wort vom Meister ein:

„Verehrte liebe Freundin,

Hatten Sie die Güte Buckles ‚History of Civilisation' zu bestellen? Keine Antwort Ihrerseits will sagen, daß dies Werk mir nächstens zukommt.

In Erwartung Ihres nächsten Weimarer Besuchs, verbleibt Ihnen stets herzlich dankend ergebenst

F. Liszt.

16. Juli, Weimar."

Wenige Tage später schickte er mir mit ein paar empfehlenden Zeilen eins seiner zahlreichen Patenkinder: den in Amerika lebenden Sänger und Komponisten Franz Korbay, ins Haus. Der liebenswürdige Ungar ließ mich mit schöner Stimme und feurigem Vortrag Lisztsche und eigene Lieder hören.

Eine erneute Anfrage wurde gütig beantwortet:

„Verehrte Freundin,

Den mir so angenehmen Weimarer Besuch bittet Sie, nicht zu verzögern, und erwartet Sie übermorgen, Sonntag halb 2 Uhr (zu Tisch) in der ‚Hofgärtnerei'

herzlich ergebenst

F. Liszt.

29. Juli Weimar.

Wer mit Ihnen kommt, ist bestens willkommen."

Von der Erlaubnis des Mitbringens machte ich bei dem leidenden Meister natürlich keinen Gebrauch. Frau Merian und Vera Timanoff speisten mit uns. Wir alle fuhren am Nachmittag zu den als Musiklehrerinnen in Weimar lebenden zwei Töchtern Adolf Stahrs, die Liszt, als Freund ihres verstorbenen Vaters, durch sein Wohlwollen begünstigte und deren musikalischen Nachmittagen er oft die Ehre seiner Gegenwart erwies. An diesem Sonntag stand ein Vortrag Professor Benfeys über Liszts Stellung in der Musikgeschichte auf dem Programm. Der Redner hielt sich jedoch so lange bei Goethe, Schiller und Shakespeare auf, daß es binnen zwei Stunden kaum zur Erwähnung Liszts, also seines eigentlichen Themas, kam und der Vortrag abgebrochen wurde, damit die Musik, deren Unkosten meist Liszts Schüler

bestritten, nicht ganz um ihr Recht komme. Friedheim und Dingeldey spielten die „Hungaria“, Marie von Majewska eine Mazurka, Reuß die zweite Ballade des Meisters. Dieser war angegriffen und ging so mühsam, daß ich ihn mit Frau Merian zum Wagen führen mußte.

Am nächsten Sonntag — der 7. August war's — stieg ich schon wieder die Treppe der Hofgärtnerei hinan. „Können Sie nicht noch einmal vor Ihrer Reise wiederkommen?“ hatte der Hausherr gefragt. Was konnte ich da besseres tun, als seinem Wunsche folgen? Diesmal saßen wir, — ich wie immer an seiner Seite — zu zwölfen im Speisezimmer: der Afrikareisende Gerhard Rohlfs, den ich im Leipziger Verein für Erdkunde mit Interesse sprechen gehört hatte, der Leiter der Orchesterschule, Hofrat Müller-Hartung, beide mit ihren Frauen, der Musikverleger Bessel aus Petersburg — der sich lebhaft über die Hemmnisse ereiferte, die der national-russischen Musikrichtung in ihrer Heimat durch Henselt und Rubinstein bereitet worden seien —, Gille und ich weiß nicht wer noch. Später ging's ans Musizieren. Vera Timanoff spielte Liszts Transkription von Rubinsteins Lied: „Gelb rollt mir zu Füßen“, Dingeldey begleitete einem Rezitator des Meisters Melodram „Der blinde Sänger“ (Dichtung von Graf Alexis Tolstoi), Reisenauer schloß mit einem Krakowiak von Moszkowsky.

Mit mir heim trug ich die Erlaubnis, Liszt meine weiblichen „Studienköpfe“ zuzueignen, dazu, als Gastgeschenk, seine von Wittig in Rom modellierte Medaille und die Rosen, die seinen Tisch geschmückt hatten. „Bleiben Sie mir gewogen, behalten Sie mich lieb!“ war sein letztes Wort.

★ ★
★

Es war nun Zeit, daß ich auf die „Nachtigallenjagd“ ging, wie ich's nannte, das heißt, daß ich mit den von mir auserkorenen Sängerinnen die erforderlichen Beziehungen

anknüpfte. Frau Joachim lag mir besonders am Herzen. Sie hielt, wie mir ihr Gatte schrieb, in ihrer Villa in Aigen bei Salzburg ihre Sommerfrische. Auch die Wilt sollte in der Nähe sein. So bestimmte ich Similde, mit mir den Weg nach Tyrol über die Salzachstadt zu nehmen. Dahin gings nun von Freilassing über Reichenhall, die Ramsau, Berchtesgaden, Königssee im offenen Wagen — eine vergnügliche Partie. In Salzburg waren die Hotels überfüllt; nach langen Kreuz- und Querfahrten im strömenden Regen mußten wir froh sein, als sich uns endlich das „Höllenbräu" öffnete. Es war besser als sein Name, und in einem nach der Salzach und der Feste blickenden Zimmer hauste sich's nicht unbehaglich.

Villa Joachim war bald gefunden. Sie verriet sich der Nahenden durch die einer Wundergeige entquellenden Töne. Auf's liebenswürdigste empfangen, sah ich mich rasch am Ziel meiner Wünsche. Was ich begehrte, wurde mir von der feinen Frau und großen Künstlerin freudig zugesagt. Und sie hielt Wort. Nach Frau Wilt aber forschte ich vergebens; ich hatte ihre Spur verloren. Somit brauchte der Achensee nicht länger auf uns zu warten, und kaum waren wir dort, so stellten sich Erdmannsdörfers und der Maler Felix Moscheles aus London, der Sohn des Musikers, mit seiner jungen Frau, als überraschende Gäste ein.

Drei Wochen später war ich, indes Similde mit ihrer Nichte weiter Pertisauer Freuden genoß, mit Wehlis in München vereint. Statt eines ursprünglich geplanten Aufenthaltes in Paris, lautete nun die Losung: Schweiz und Oberitalien. Daraus entwickelte sich eine meiner beglückendsten Reisen, und ich trat sie um so leichteren Herzens an, als Frau Merian mir über Liszts Befinden beruhigende Nachricht gab. Schon München meinte es gut mit uns. Unversehens ließ es uns zu einer vorzüglichen „Meistersinger"-Vorstellung kommen, und ein Besuch der mir bis dahin unbekannten Schack-Galerie bereitete mir, namentlich durch Feuerbachs und Böcklins Farbenpoesien, reiche Augenweide.

In Luzern nur ein Wiederbegrüßen altvertrauter Stätten, und weiter geht's über den Brünig und Brienz zum Gießbach-Hotel hinauf.

Am nächsten Tag schauen wir der Jungfrau ins Angesicht. Die voll Hoheit am Himmel thronende Eiskönigin tut mir's an, immer treibt mich's, ihr nahe zu kommen. Daß ich sie von meinem Balkon aus sehe, ist mir nicht genug. Vor der Trinkhalle am Kleinen Rugen breitet sie ihre Glorie vor mir aus. Meine Sehnsucht aber geht höher hinan: nach der Wengernalp, dem Schauplatz von Byrons „Manfred".

Mit den Freunden fahre ich nach Lauterbrunnen, bis wo der Staubbach seinen feuchten Schleier von jäher Höhe in die Tiefe fallen läßt. Dann reite ich einer englischen Gesellschaft nach, die mir zur Wengernalp voraus ist. Raubvögel kreischen, Lawinen lösen sich von den Eismauern der Jungfrau los und stürzen in donnerndem Getöse vor mir zu Tale, um in silbernen Atomen zu zerstäuben. Eine hehre Naturmusik. Hier stehe ich der Urgewalt der Hochgebirgsnatur gegenüber. Satt zu sehen am strahlenden Bild der Jungfrau, an ihrem allabendlichen Purpurglühen vermag ich mich nicht, so lange wir in Interlaken weilen, das ich, wie selten einen Ort, ins Herz geschlossen habe. Täglich blaut ein wolkenloser Septemberhimmel über uns. Er bleibt uns auch treu bei der Weiterfahrt nach dem Genfersee. Was uns an diesem an landschaftlicher Herrlichkeit erwartet, das verheißt uns der wundergleiche Anblick, der uns von Chexbres Herabkommende beim Verlassen des Tunnels überrascht. Selben Abends noch, von der Höhe des malerisch wie architektonisch interessanten Lausanne herab, sehen wir den See sich zu unseren Füßen breiten. Von Ouchy, Lausannes Hafen, trägt uns das Dampfschiff nach Montreux, wo wir uns festnisten. Wir wohnen im Hotel des Alpes in Territet, oder vielmehr in der hart an den See gebauten Dependance, die stiller und behaglicher ist als das große Haus jenseits der Straße. Die Katalpen und Magnolien-

bäume im Garten strecken ihre grünen Arme zu meinen Fenstern aus, und zwischendurch blickt die wunderherrliche Nähe und Ferne zu mir herein.

In unserer nächsten Nähe ragt, unfern dem Ende des Sees, das unheimliche Gemäuer eines finsteren Wasserschlosses, dessen ans Ufer führende Zugbrücke ein Wachtposten hütet. Das ist der Schauplatz von Byrons „Prisonner of Chillon".

Von je ist der See, in dem manche den schönsten auf der Welt erkennen wollen, der bevorzugte Aufenthalt der Dichter und der Freigeister gewesen. Wie Byrons Schatten umgeht an seinem Gestade, so lebt auch das Gedächtnis Rousseaus hier fort, und in seiner Vaterstadt Genf hat man auf der nach ihm benannten Insel sein ehern Standbild aufgerichtet.

In unserm von Engländern angefüllten Hotel sieht man uns nur zur Frühstücks- und Mittagsstunde. Man gab uns zwei Dresdner Paare: den Hoftheaterintendanten Graf Platen und den nachmaligen Finanzminister Baron Watzdorff mit ihren Damen, zu Nachbarn. Ersterer war mir später, als ich im Archiv seines Theaters arbeitete, gefällig.

In Ouchy haben sich Wertheimsteins eingefunden; natürlich tauschen wir öfters Besuche. Mit ihnen fahren wir nach Glion zum Rigi vaudois hinauf, wo bei kühlem Waldschatten die Luft bewegter ist und wir aus der Vogelperspektive die wunderbarste Rundschau genießen. Auch auf eigenen Füßen klettern wir ein andermal empor. Hier liegt der Weg nach den Mysterien der Hochgebirgswelt offen. Doch nicht für uns; wir wandern talab durch die hier ungeahnte Romantik der wilden Gorge de Chauderon.

Mit Franzi Wertheimstein, deren Angedenken die Wiener, dank ihrem königlichen Vermächtnis: dem Wertheimsteinpark, segnen dürfen, segele ich einmal, während einer Spazierfahrt der anderen, allein ins Blaue hinaus. Ihre feine, innerliche Natur zieht mich von jeher an und gern leiste ich ihr die erbetene Gesellschaft. Den einzigartigen

Reiz ihrer Mutter besitzt sie nicht; doch hat sie, wie diese, etwas Exotisches an sich, auch das Weiche, Lässige, Unentschiedene des Wesens von ihr geerbt. Sie ist das, was der Italiener languendo nennt. Apart, geist- und talentvoll, von bedeutenden Männern zur Gattin begehrt, gebrach ihr die Kraft des Entschlusses zu einem Ja. So blieb sie, das in Zärtlichkeit umsorgte und verwöhnte einzige Kind des Hauses, allein und kam mit allen Anlagen zum Glück nie zum Glücklichsein. Sie mußte nacheinander den Verlust der ihr in Treue hingegebenen Tante Minna und ihrer geliebten Mutter beweinen und sich schließlich durch Erdulden eines langen schmerzhaften Leidens die ersehnte Erlösung erringen.

An einem idealen Herbstmorgen führt uns der Dampfer nach Genf hinüber. Ein freundlicher Ort am Ufer reiht sich an den anderen. Am sogenannten „kleinen See" fällt uns Coppet in die Augen: ein alter geflügelter Schloßbau, einst Neckers und seiner Tochter, Frau von Staël, Besitztum, die hier eine Tafelrunde berühmter Zeitgenossen um sich versammelten; weiter nach Genf hin Ferney, Voltaires Zufluchtsstätte. Endlich wird der Montblanc in zauberhafter Schöne sichtbar. Ein ganzer Hofstaat umgibt den europäischen Alpenkönig. Gleichzeitig tritt Genf hervor, mit seinen Quais, den breiten Brücken und der Rousseau-Insel — ein vornehmes Bild. Wenige Schritte von unserem Hotel de Russie entfernt, nahe dem prätentiösen Denkmal des Braunschweiger Herzogs, fiel 1898 die edle Kaiserin Elisabeth von Österreich der Mordwaffe eines Wahnsinnigen zum Opfer.

Wir weihen den Tag historischen Erinnerungen. Am Abend hören wir im Theater Gounods „Mireille". So hübsch und frisch der erste Akt verläuft, so matt und mager spinnen sich die übrigen ab.

Der nächste Tag sieht uns wieder in Montreux. Uns verlangt, nun auch ins Tal der Rhone, nach Aigle, Bex, Saint Maurice hineinzublicken, und wir folgen unserem

Gelüste. Einladend wäre mir wohl von Martigny aus ein Abstecher nach Chamonix; doch will ich mich nicht aus unserem Reisedreiblatt loslösen, und für dessen zwei andere Teile ist's schon zu spät im Jahre, um sich noch tiefer ins Gebirg zu verlieren. Schon stehen wir in der Mitte des September; da ist es besser, gen Süden zu ziehen. Über den Simplon flog uns die Schwalbe voran. Wohlan, wir folgen ihr!

★ ★
★

In Brieg, der Endstation der Rhonetalbahn, wird ein vierspänniger Wagen gemietet. Im hellen Morgenglanze geht's nun hinauf, hoch und immer höher. Fort und fort wendet und windet sich die Straße, und jede Wendung ergibt neue Ein- und Ausblicke in das ernste Bergland. Schutzhäuser stehen am Wege, wilde Wasser stürzen herab, wir durchfahren eine Galerie nach der anderen; an ihren Dächern hängen Eiszapfen; über das eine rast ein tobender Gletscherbach hinweg. Wer zählt die Firnen alle, die rings weiß aufleuchten? Dort, über dem Aletschgletscher, steigen die Eisgekrönten des Berner Landes noch einmal vor uns auf — ein letzter wunderbarer Rückblick auf vergangene Tage!

Auf der Paßhöhe im Simplonhospiz, von einem Bernhardiner-Mönch begrüßt, werfen wir einen Blick auf das schöne Bildnis Napoleons — des Erbauers der Straße — das im Zimmer hängt, wie auf Kapelle und Refektorium, und fahren hinab nach Dorf Simplen, um dort bei eisiger Kälte in ofenlosen Zimmern zu nächtigen. Haben wir am anderen Morgen noch die wilde Gondoschlucht passiert, so liegt das Charakteristischste dieses großartigsten und abwechslungsvollsten Alpenübergangs, den ich neben dem Stilfser Joch kenne, hinter uns. Wir sind in Italien — die Natur lächelt wieder. Verklärt schaut die Monte Rosagruppe auf uns herab. Über ein Kleines rauscht der Lago maggiore neben uns und Stresa gewährt uns Obdach.

Ein paar Tage verweilen wir in Mailand, das, zufolge der eben stattfindenden Ausstellung, von einem unbeschreiblichen Fremdenandrang überflutet wird. In der Kunstausstellung ist der plastische dem malerischen Teil weit überlegen. Dabei dominiert das Genre, das geistreich, ob auch stark realistisch behandelt ist.

Vom Gewühl des Corso lassen wir uns in der Galerie Vittorio Emanuele hin und hertreiben. Wir sehen die Brera, die Ambrosiana, Leonardos Abendmahl wieder und werden im Dom Zeugen eines besonders prunkvollen Hochamtes.

Zwei Abende bringen wir im Theater zu. Den einen bei Verdis „Luisa Miller", die mit ihrem „Kabale und Liebe" entnommenen Stoff mich als, wenn auch wenig bedeutendes Übergangsglied zwischen dem „Nabucco" und der berühmten Trias „Rigoletto", „Trovatore" und „Traviata" interessiert; den andern bei einem Volksrührstück „A Casamicciola", das die tragische Erdbebenkatastrophe schildert.

Nach der Certosa di Pavia mache ich mich ohne meine Freunde auf den Weg. Der Anblick dieses weißen Marmorwunders der Bau- und Bildnerkunst hat etwas Berauschendes. Der Begriff der Fläche, der Wucht und Schwere des Steins deucht mich aufgehoben in dieser unvergleichlichen Fassade, in der der Marmor zu leben scheint und bei aller dekorativen Renaissancepracht eine imponierende Harmonie herrscht. Trotz der Vermischung mit romanischen Elementen, sind Kirche und Kloster eine Meisterschöpfung ohne gleichen. Seit das Kloster aufgehoben wurde und die letzten Kartäuser daselbst ausstarben, aber steht die Certosa leider in all ihrer Herrlichkeit verödet und einsam. —

* *

*

Und nun, nun endlich sind wir auf dem Wege nach Venedig! Schon rollt unser Zug über die Brücke, die von

Mestre über die Lagune führt. Jetzt sind wir am Ziele, wir steigen in die schwarze Gondel, gleiten unterm sanften Schlag der Ruder auf Kanälen hin zum Hotel. Wenige Minuten, und wir wandeln unter den Bogengängen der Prokurazien auf dem Markusplatz und zur Piazetta. Das alles sehe ich in nebelfeuchter Luft, wie durch einen Schleier, halb im Traume. Erst im Frühlicht offenbart sich mir deutlich, welche ureigene Welt mich umfängt.

Der Sorge um eine geeignete Wohnung sind wir rasch enthoben. Am Canale grande steht der Palazzo Bacchierotti leer. Wir beziehen den ersten Stock und sind im Umsehen behaglich eingerichtet. Das ausgiebige Frühstück wird im Hause, das späte Mittagsmahl bei Quadri, unter den Prokurazien, genommen. In der Zwischenzeit streichen wir herum.

Im strahlenden Sonnengold erstehen mir nun der Inselstadt Herrlichkeiten. Wir gehen zum Markusplatz. Gibt es ein phantastischeres Gotteshaus als San Marco? Mit seinen orientalischen Kuppeln, Säulen, Mosaiken, den antiken Bronzerossen, dem mystischen Innern, den stolzen Masten vor den Pforten, vergegenwärtigt es die ganze mittelalterliche Geschichte der Stadt. Daneben der Dogenpalast mit seiner feierlich ernsten, morgenländischen Pracht, die Piazzetta mit ihrem lachenden Hafenleben, der schlanke Campanile und die erlesenen Renaissancebauten ringsum — wer nennt einen Platz, auf dem sich, von lieblicher Taubenschar umflattert, ein ähnlicher monumentaler Reichtum zusammendrängte?

Ich ersteige den Campanile, der neunzehn Jahre darnach in Trümmer fiel und dessen Galerie, mit einer weiten Rundschau über Lagune, Inseln, Meer und Festland, zugleich den klarsten Einblick in die rätselhafte Gestaltung der von zahllosen Kanälen durchströmten Stadt gewährt. Auch mit dem Lido macht mich alsbald eine Dampfschiffahrt bekannt. Vom Balkon des Baderestaurants sehen wir ins weite blaue Meer hinaus und schmausen frische grüne Austern. Am Abend

lauschen wir einer Serenade, die von den Insassen einer großen erleuchteten Barke den Bewohnern des uns benachbarten Hotel Europa gebracht wird, und lassen uns zu guter Letzt von unserm Gondoliere Adolfo ins Goldoni-Theater rudern. Zwei italienische Stücke: „Ruy Blas" — eine Parodie auf Victor Hugos gleichnamiges Drama — und „Il Milanese sul mare", eine Persiflage der verschiedenen italienischen Dialekte, gehen an uns vorüber. So weiht mich gleich der erste Tag in venetianisches Leben ein.

Eine Rundfahrt durch den Canale grande mit der Umrahmung seiner prangenden Paläste, dem einstigen Wohnsitz alter berühmter Geschlechter, orientiert mich am nächsten Morgen des weiteren. Spräche nur nicht aus all der berückenden marmornen Schönheit die Melancholie unaufhaltsamen Verfalls! Erst recht werden wir dessen inne, lassen wir uns in das Labyrinth heimlicher Wassersträßchen treiben. In manchen dieser düsteren Winkel findet kein Sonnenstrahl Zugang. Wie viel malerischen Geheimnissen aber kommen wir auf die Spur und wie viel Poesie versteckt sich in diesem Wirrsal, in dem Schweigen, tiefe Lautlosigkeit wohnt.

Und nun beginnen unsere Entdeckungsfahrten zu Kirchen, Palästen, Kunstsammlungen. Herz und Sinn fühlen wir erhoben in Venezias Pantheon, den Frari, wo die Grabmäler Tizians und Canovas ragen, in der alten Gruftkirche der Dogen San Giovanni e Paolo, in Santa Maria Formosa, wo Palma Vecchios heilige Barbara in königlicher Hand die Palma trägt, in Paolo Veroneses Grabkirche San Sebastiano, die seine Werke verherrlichen; oder drüben, jenseits des Kanals, in Santa Maria della Salute, in Palladios Inselkirchen San Giorgio und Redentore, wo die farbigen Offenbarungen Tizians, Tintorettos, Gianbellinis zu uns sprechen.

Zu alledem der Prunk der Paläste, allen voran der Dogenpalast, der Inbegriff der vormaligen Größe Venedigs, das glänzendste Denkmal der meerebeherrschenden Republik. Freilich nicht allein der Zeuge ihrer Macht, sondern auch

ihrer Despotie, ihrer Verschwörungen. Noch reden die Seufzerbrücke, die zu den entsetzlichen Gefängnissen der Bleikammern führte, noch reden die noch fürchterlicheren Kerker der Pozzi, finstere, nur meterhohe Löcher in Kanalhöhe, eine erschütternde Sprache. Solch Schreckensregiment läßt himmlische Gerechtigkeit nicht dauern. Darin liegt die Tragik dieser dem Untergang geweihten, märchenhaften Stadt!

Doch wenden wir uns daseinsfroheren Stätten in nächster Nähe zu! Just gegenüber dem Dogenpalast, Sansovinos Prachtbau der Bibliothek, Lombardos Uhrturm drüben, die Prokurazien mit ihren luftigen Bogengängen — welche Blüte edler Architektur! Und weiter abwärts, von den grünen Wellen des Canale grande umspült, der vornehm ernste Palazzo Vendramin, der ihm stilverwandte Pesaro, der gotische Palazzo Giovanelli, mit seiner Galerie, der graziöse Cà Doro. Überschreiten wir endlich die sich in kühner Spannung über den Kanal wölbende Rialtobrücke, suchen wir die wenig bekannte Scala antica in ihrem Versteck auf, bewundern wir unter dem Wertvollsten der Akademie der schönen Künste vor allem Tizians Assunta und Marias Tempelgang, Veroneses Gastmahl, Gianbellinis Madonnen, so haben wir vom Schönsten des Schönen, vom Eigenartigsten des Eigenartigen genascht, was Venedig sein nennt.

Jeder Tag bringt neue Ausbeute, und eine Wonne ist mir die tägliche Gondelei. Häufig dehnen wir die Fahrten auf die Inseln aus. Nach San Lazzaro, zum Armenierkloster rudert uns Adolfo hinüber. Durch Arkaden, die einen kleinen Garten umschließen, führt man uns in den Bibliotheksaal, in die Druckerei, in der armenische Werke vervielfältigt werden, sodann in das Byronzimmer, in dem der Dichter sich einst dem Studium des Armenischen hingab. Über dem Fenster, an dem er zu sitzen pflegte und sein Auge über Lagune und Inseln schweifen ließ, hängt sein Bild. So steigt auch hier sein Schatten vor uns auf, wie drüben im Palazzo Mocenigo am Canale grande, wo er an

seinem „Don Juan“ schuf und seine venetianischen Tragödien erschaute.

Man entwöhnt sich in Venedigs Wasserleben nahezu des Gehens; denn nur zu einem einzigen Spaziergang: den Giardini pubblici, gibt es hier Gelegenheit. Er ist nicht weit, und kurzweilig ist der Weg durch die Riva dei Schiavoni, mit dem beständigen Auf und Ab ihrer Brückentreppen, mit ihrem Volks- und Hafenleben, ihren Marionettentheatern und Rezitatoren, ihren Obstverkäufern, Kastanien- und Kürbisröstern, den hübschen Wasserträgerinnen, die das in Venedig nur verkäufliche Wasser in Kesseln an langen Stangen auf der Schulter tragen. Uns geleitete ein Schwarm räderschlagender Jungen die Riva und Via Garibaldi entlang bis zum Eingang des Gartens, in dessen Alleen wir uns am Lagunenstrand ergingen.

Die Abende verbringen wir meist auf dem Markusplatz, dem marmorgetäfelten Salon der Venetianer, wo wir bei Militärmusik herumschlendern oder in einem Café der Arkaden Platz nehmen. Kein Wort schildert den Zauber einer Vollmondnacht auf diesem einzigen Platze. Das ist leibhaftiger Märchenzauber!

Eines Tages finden wir den Platz plötzlich unter Wasser gesetzt. Eine Springflut läßt das Meerwasser über die Marmorplatten heraufsteigen, so daß in aller Geschwindigkeit ein Übergang durch Bretter geschafft werden muß.

Mit dem Theater haben wir in Italien kein sonderliches Glück. Wie in Mailand die Scala, finden wir in Venedig das Fenice-Theater — das erste daselbst für die Oper — geschlossen. Einmal lotst uns Baron Wehli ins Teatro Malibran zu Verdis „Nabucco.“ Der Eingang des Hauses erscheint mir beim Verlassen der Gondel fast räuberhöhlenartig; die Sänger aber sind gut, ein Baß sogar vortrefflich. Das Werk, das Verdis Popularität zuerst begründete, tritt in seinem männlich-patriotischen Charakter zur empfindsamen Art Bellinis und Donizettis in auffälligen Gegensatz. Der Chor überwiegt; die berühmte Stretta im Finale

des ersten Aktes, der Chor „Cara patria“ im dritten, die Preghiera atmen noch heute Lebenskraft.

Am 22. Oktober feierte Liszt seinen siebzigsten Geburtstag. Kurz zuvor erst war er in Begleitung seiner Enkelin Daniela von Bülow in Rom angekommen. Zu gleicher Zeit verweilte Fürstin Marie Hohenlohe bei ihrer Mutter, auch Adelheid von Schorn brachte mit einer ihr befreundeten Dame einige Wochen in Liszts Nähe zu. Mein bescheidener Glückwunsch für ihn lautete:

Vermessen, hoher Meister, mag es scheinen,
Heut, wo die Besten sich um Dich vereinen,
Wo Wissenschaft und Kunst, Dir huldigend, sich neigen,
In so erles'nem Kreise mich zu zeigen.

Doch da Du Freund mir, nicht nur Lehrer, Meister,
Dräng' ich mich in die Schar erwählter Geister,
Um, was in Tönen, Bildern jene zu Dir tragen,
In schlichten Worten wünschend Dir zu sagen.

Der Tonkunst Hort, ein Genius ohne gleichen,
Ein König in des Geistes weiten Reichen,
Besieger und Beherrscher aller Herzen,
Ein Menschenfreund, der Tränen stillt und Schmerzen,

Der Menschheit Schmuck in alle Ewigkeit,
So spotte lange noch der Flucht der Zeit
Und segne durch Dein Dasein eine Welt,
Die Deines Genius Glanz erleuchtet und erhellt!

* *
*

Mit Ende Oktober stellte sich Regenzeit in Venedig ein, sie entkleidete die Wunderstadt eines guten Teils ihrer Reize. Wie die byzantinischen Bilder des Goldgrundes bedürfen,

so will sie im Sonnengold geschaut werden. Nun aber wurde uns die Wasserpoesie buchstäblich zu Wasser.

Nach einigen Tagen verlor Baron Wehli die Geduld. „Da ist's doch besser daheim zu sein", meinte er — und so saßen wir denn eines Abends, nachdem die Pontebabahnfahrt uns noch manch schönen Eindruck gespendet hatte, wieder in der Elisabethstraße in Wien. Einem raschen Aufbruch meinerseits widersetzten sich die Freunde, und es war wohl auch besser für mich. Denn nicht, wie es den Anschein hatte, nur in eitel Glück und Wonne waren diese Herbstwochen für mich dahingegangen. Stille Sorge bedrückte mich. In meinem engen häuslichen Kreis vollzog sich ein Ereignis, das eine Umwandlung meiner bisherigen Existenz bedingte. Mein Bruder Constantin hatte einen Ruf als Professor an die königliche Kunstakademie zu Dresden erhalten. Ihn ehrte es, der indirekte Nachfolger des hoch von ihm verehrten Semper zu werden, über den er später auch eine Schrift veröffentlichte. In Leipzig machte man ihm das Leben nicht leicht. Kleinere wurden ihm vorgezogen. Es fehlte am Verständnis für sein Genie, wie für die ihn auszeichnende vornehme Uneigennützigkeit. Er entschied sich für Dresden. Auch da erwarteten ihn unvorherzusehende Neider und Streiter, Kämpfe niederer Art, denen selbst seine kraftvolle Natur auf die Dauer nicht gewachsen war. Er wollte meine Mutter und mich mit sich nehmen, und Mutter war ohne Bedenken zur Übersiedlung bereit, indes mein Mitkommen von Anbeginn sehr fraglich blieb. Sie war der Ansicht, daß Constantin sie ungleich weniger als ich entbehren könne. Ich wiederum hatte künstlerisch wie persönlich meinen eigensten Boden in der Stadt der Musik und konnte, so schwer mir's fiel, mich von Mutter und Bruder loszulösen, mich nicht entschließen, Leipzig für Dresden aufzugeben. Viel eher hätte ich's für das von Musik durchtränkte Wien getan. Aber auch das bedeutete vielleicht für immer eine Trennung von meiner Familie und den glücklichen Beziehungen, in denen ich lebte. Similde wünschte lebhaft, daß ich, an Stelle von

Baronesse Eberstein, die seit dem Tode ihrer Mutter bei ihr gewohnt, nun aber ihr neugebautes Schloß in Schönefeld bezogen hatte, als Mieterin ihres schönen Saals und als Kostgängerin ihre Hausgenossin werden möchte. Und so fügte es der Himmel zu unser beider Frommen. Damit stellte ich mich auf die eigenen Füße, vorerst ohne sichere Gewähr, daß sie mich tragen könnten. Doch kam mein Entschluß erst nach meiner Rückkehr zu voller Reife. Einstweilen genoß ich, was der Wiener Winter mir bot, und arbeitete, wie im Verlaufe meines ganzen Unterwegsseins, eifrig an der Lebensgeschichte meiner Nachtigallen, mit denen ich in regem Briefverkehr stand. Nicht alle machten mir's leicht durch sachliches Verfahren; viele glaubten, mir mit Überflüssigem zu dienen, und übergingen das Wesentliche, so daß ich immer von neuem anknüpfen und fragen mußte.

Von Frau Materna, die ich jetzt wieder auf der Bühne als Ortrud und Aida sah, empfing ich persönlich das mir Wissenswerte. Überhaupt darbte ich nicht an Schönem. Die poetische Ehnn, die bald darnach dem Theater entsagte, hörte ich noch als Agathe in einer vortrefflichen „Freischütz“-Vorstellung mit Walter als Max und Rokitansky als Kaspar. Auch an Glucks „Betrogenen Kadi“ erinnerte man sich in der Oper mit Glück. In der Burg sah ich zwei ihrer Spezialitäten: Wilbrandts „Tochter des Fabricius“ — ein interessantes, aber peinvolles Stück, in dem neben Sonnenthal, dem Träger des Ganzen, die Hartmann und Baumeister exzellierten — und Calderons „Das Leben ein Traum“ mit Kraftel, dem Prototyp des romantischen Liebhabers der pathetischen Schule, als Helden.

Am Stadttheater, Laubes Gründung, wo damals die trefflichen Tyrolts wirkten und Mitterwurzer gastierte, ging ich, dank Baron Wehlis Theaterfreudigkeit, ebensowenig als an den Vorstadtbühnen vorüber. Im Theater an der Wien unterhielt mich Raimunds „Alpenkönig und Menschenfeind“, ein originelles, echt wienerisches altes Volksstück von hübscher Idee, gesundem Witz und moralischer

Wirkung. Man spielt noch im selben Haus, in dem Mozarts „Zauberflöte" zuerst erklang. Über dem Portal ist Papageno mit Pfeife und Vogelbauer samt zwei kleinen Papagenos in Stein gehauen, und die Gasse, in der das Theater steht, führt den Namen Papagenogasse.

Den apartesten Theatergenuß verschaffte uns ein Gastspiel Sarah Bernhards mit ihrer französischen Truppe im Ringtheater. Wir sahen sie — „die Königin der Attitude und der Geste", laut Edmond Rostand — in Victor Hugos „Hernani" als Doña del Sol. Es ist keine dankbare Rolle. Erst im vierten Akt kommt es zu leidenschaftlichen Akzenten und zu großartiger Steigerung.

Tags darauf trat Sarah in „Frou-Frou" von Meilhac und Halévy auf. In diesem ihrem Paradestück, in dem sie nicht von der Bühne kommt, muß sie sehen, wer sie in ihrer ganzen Künstlerschaft kennen lernen will. Unvergleichlich ist sie in der Theaterprobe, in der Verzweiflungsszene im vierten Akt. Ihr Genre liegt nicht im Pathos der Tragödie, sondern im Konversationsstück, wo ihre Toiletten als Kunstwerke mitspielen. Ohne Schönheit der Züge oder des Körpers, wirkt sie durch Grazie und Geschmeidigkeit der Bewegungen, durch beredte Augensprache und ein überaus modulationsfähiges Organ — eine aparte und bedeutende künstlerische Erscheinung.

Gleich nach dem französischen Gastspiel brachte das Karltheater eine gelungene Parodie „Sarah und Bernhard". Die geniale Gallmeyer, so grundverschieden sie in Gestalt, Angesicht und Bewegungen von der großen Sarah war, machte es möglich, eine brillante Kopie von ihr hinzustellen. Sprache, Tonfall, Haltung, Gang, Geberde, Gesichtsausdruck, alles hatte sie ihr abgelauscht; es war frappant und blieb doch, so unwiderstehlich diese fabelhafte Treue wirkte, immer fein.

Liebenswürdig hatte die französische Künstlerin zum Erfolg ihrer deutschen Kollegin das Ihre beigetragen und sie, nachdem sie von deren Wunsch, sie bei ihrer Toilette beob-

achten zu dürfen, gehört hatte, eingeladen, in ihre Garderobe zu kommen, woselbst sie ihr ihre Toilettengeheimnisse freigebig mitteilte. Kleinlich, das ist gewiß, erwies sich die große Sarah nicht. Es blieb leider das einzige Mal, daß ich den Liebling der Wiener, die geniale Pepi, der ich in Ischl oft begegnete, auf der Bühne sah. — —

Vier Wochen, nachdem uns Sarah Bernhard ins Ringtheater gelockt hatte, ging dies elegante, vom bisherigen Hofoperndirektor Jauner übernommene Haus in Flammen auf, und mehr denn siebenhundert Menschen fanden dabei einen grausamen Tod. Gottes Gnade bewahrte uns vor dem gleichen Schicksal; denn Baron Wehli hatte uns Lust gemacht, „Hoffmanns Erzählungen" von Offenbach, die am 8. Dezember gegeben werden sollten, mit ihm anzusehen, und eine Loge stand uns bereits zur Verfügung. Zu unserem Glück wurde sie aufgegeben, da Freunde sich für diesen Abend anmeldeten; andere wurden hinzugeladen und eine größere Gesellschaft fand sich zusammen. Wir waren schon empfangsbereit, als wir, ans Fenster tretend, einen ungeheueren Feuerschein am Himmel gewahrten. Ein Bote, nach Erkundigung ausgeschickt, brachte die Nachricht: „das Ringtheater brennt", die durch die eintreffenden Gäste bestätigt ward. Unsere Besorgnisse beschwichtigte der Minister Stremayr durch die Versicherung, daß „alle gerettet" seien. Durch dieselbe Versicherung hatte ein Polizeirat Landsteiner die auf der Brandstätte erscheinenden Erzherzoge und Minister, sowie den Polizeipräsidenten Marx beruhigt und sie hatte sich rasch verbreitet. Anderes jedoch vernahmen wir, als Baron Lemayer, als verspäteter Gast, totenbleich und tief erregt, bei Wehlis eintrat und die Hausfrau bat, ihn zu entschuldigen, denn es sei ihm unmöglich, heute mit Fröhlichen fröhlich zu sein. Er habe Entsetzliches mit angesehen. Menschen seien in Menge aus den Fenstern und vom Balkon des brennenden Hauses herab in das ausgebreitete Springtuch gesprungen, Tote seien herausgetragen worden und schreckliche Szenen hätten sich draußen abgespielt. Wir

würden am anderen Morgen Furchtbares zu hören bekommen. Und so geschah es.

Das Feuer war auf der Bühne ausgebrochen. Man hatte versäumt, den eisernen Vorhang herabzulassen und das Feuersignal zu geben, dagegen den Gasometer abgedreht, so daß totale Finsternis im Hause entstand und die Flüchtenden sich nicht zurechtfinden und auf die Straße gelangen konnten. Ein Notausgang war obendrein verschlossen geblieben. Statt aber sofort mit Fackeln über Stiegen und Gänge zu dringen, hatten Polizei- und Löschmannschaften sich mit dem bloßen Gerücht begnügt, daß das Theater bereits geleert sei. So wurden denn Hunderte erstickt und erdrückt aufgefunden, nachdem ein Zivilwachmann auf den Gedanken gekommen war, durch das finstere Foyer zu einer Seitentreppe vorzudringen, und dem herbeigeeilten edlen Menschenfreund Graf Lamezan von dem entsetzlichen Tatbestand Mitteilung machte, worauf dieser sich sogleich selber ans Werk begab und zahllose Opfer auf seinen Armen herabtrug.

Erst nach dem tragischen Ereignis wurden Notlampen, Nottüren und -treppen bei den Wiener Theatern von Obrigkeitswegen eingeführt. Auch die dem Äußeren des alten, höchst feuergefährlichen Burgtheaters angehängten häßlichen eisernen Stiegen datieren aus jener Zeit.

Trauer umflorte jetzt das sonst so heitere Wien. Überall sah man Schwarzgekleidete, hörte Leichenwagen melancholisch durch die Straßen rollen, bis ein Riesengrab im Zentralfriedhof die Schar der Verunglückten gemeinsam barg. Wo einst das Ringtheater stand, erhebt sich jetzt, zufolge Verfügung des Kaisers Franz Josef, eine Sühnekapelle.

Die Theaterlust war uns begreiflicher Weise vergangen. Überdies fühlte sich meine Freundin wenig wohl, und die Nachricht, daß ihr Schwiegersohn Hopfen eine zweite Ehe zu schließen im Begriff stand, trug nicht dazu bei, ihr erregbares Herz zu beruhigen, so sehr ich mich bemühte ihr zu-

zusprechen. Seine Wahl war auf eine Deutsch-Amerikanerin, Mary Miller, eine Schülerin der Marchesi, gefallen, die sich der Operette zugewandt hatte, seinen Kindern aber eine gewissenhafte Mutter, ihm selbst eine sorgliche Gattin wurde.

Mein Teil Musik blieb mir übrigens auch in der theaterlosen Zeit nicht vorenthalten. In der Hofburgkapelle, in der erste männliche Opernkräfte mitwirkten, bekam ich Haydns Allerheiligen- und Nelsonmesse, Schuberts As-dur-, Cherubinis D-moll-Messe, im Musikverein Brahms' „Nänie", die „Schöpfung", Chöre aus Liszts „Prometheus", bei den Philharmonikern, außer klassischen und nachklassischen Orchesterwerken, Adolf Brodsky mit Tschaikowskys Violinkonzert, Brahms mit seinem neuen zweiten Klavierkonzert zu hören. Wie in der Hofkapelle, führt bei den Philharmonikern Hans Richter, der Meisterdirigent Wagnerscher Schulung, den Taktstock mit majestätischer Ruhe und Objektivität. Er gibt jedem, Beethoven, Brahms, Tschaikowsky, Wagner das Seine. Der so behäbig aussehende Mann mit dem roten Feuerbart weiß sein berühmtes Orchester wundersam zu beschwingen; dabei bevorzugt er mehr die große Linie als die analytische Arbeit, das Einzelne, die Nuance. In den Quartetten Hellmesbergers, des geistreichen Spottvogels, mit dem ich mich auch persönlich prächtig verstand, war ich ein regelmäßiger, in den Grünschen ein häufiger Gast. Gelegentlich unterhielt ich mich, echt wienerisch, bei einem Straußschen Nachmittagskonzert im Musikvereinssaal. Besonderes Entzücken gewährte mir der Klavierpoet Karl Heymann, den leider ein verhängnisvolles Nervenleiden seiner Kunst frühzeitig entzog. Auch Annette Essipoff ließ sich als Chopinspielerin, ihrer Spezialität, bewundern. Durch einen liebenswürdigen Besuch mit ihrem Gatten Leschetizky gab sie mir zur erneuten persönlichen Bekanntschaft Gelegenheit.

In diesem Winter ließ Wassili Wereschtschagin seine Aufsehen erregenden Bilder aus dem russisch-türkischen Kriege durch die Kunststädte Europas reisen. Ich sah sie zuerst in

Wien und stand erschüttert vor den Szenen, die uns mit nie zuvor erlebter Beredtheit die Tragik menschenmörderischer Schlachten vor Augen führen. Jede einzelne dieser riesigen Tafeln ist eine Predigt gegen die Sünde des Kriegs. Das Bild „Vergessen" nennt Liszt „eine grauenvolle Symphonie der Geier und Raben." Ich sah den Maler selbst auf der Ausstellung. Ein großer, lang herabhängender Bart rahmt sein ernstes, fast melancholisches Antlitz ein.

Ein mir bis dahin unbekanntes, überaus angenehmes Haus erschloß sich mir bei Professor Josef Seegen. Er, eine feine harmonische Natur, war Jahrzehnte lang zur Sommerzeit als erster Arzt in Karlsbad tätig und im Winter in Wien wissenschaftlichem Wirken hingegeben. Mit seiner Gattin Hermine und deren Schwester, Fräulein Ida Böhm, versammelte er Leute, die sich etwas zu sagen hatten, in Gemütlichkeit, oft auch in größeren Soireen um sich. Ich fand dort viele der Wehlischen Freunde, und unterhielt mich stets vortrefflich, zumal wenn ich den Hausherrn neben mir hatte, der mir der Liebste vom häuslichen Trio war. In seinem letzten Willen setzte der Kinderlose der Wiener Akademie der Wissenschaften ein Legat von anderthalb Millionen zur Errichtung eines Forscherinstituts für Physiologie des Stoffwechsels aus, und als seine ihn fast zehn Jahre überlebende Frau ihm im November 1912 ins Jenseits folgte, ward dies in der von ihr selbst vorbereiteten Anzeige kundgetan: „Heute starb Frau Hermine Seegen, Witwe nach Professor Dr. J. Seegen. Sie sendet allen Freunden, Verwandten und Bekannten einen herzlichen Abschiedsgruß und bittet um ein freundliches Andenken."

ns mit
:rischer
iesigen
Das
jonie
f der
ihmt

imes
eine
om:
r in
iner
hm,
Ge:
ind
ets
tte
m
it
ir
ß:
e

DATE DUE
